
Princeton University Library
32101 068587973

UNTERSUCHUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARCHITEKTUR UND PLASTIK DES FRÜHEREN MITTELALTERS

VON

GEORG WEISE
PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

MIT 22 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND 9 ABBILDUNGEN AUF 5 TAFELN



VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER · LEIPZIG · BERLIN 1916

DEM ANDENKEN VON

GERHARD SCHWARTZ

GEFALLEN ALS KRIEGSFREIWILLIGER
AM 2. NOVEMBER 1914 BEI MARKIRCH

VORWORT

Die in diesem Bande vorgelegten Einzeluntersuchungen aus dem Gebiet der Architektur und Plastik des früheren Mittelalters sind entstanden aus Vorarbeiten zu einer umfangreicheren Geschichte der romanischen Architektur und Plastik Deutschlands, die ich im Laufe der Zeit fertigzustellen hoffe. Gerade bei dem Versuch einer solchen zusammenfassenden Bearbeitung wird man gewahr, auf wie unsicheren Füßen unser heutiges architekturgeschichtliches Wissen steht, wie viele Lücken noch klaffen, und wie manche tatsächlichen Unrichtigkeiten immer wieder mit fortgeschleppt werden. Vielfach ist die Baugeschichte selbst wichtiger Anlagen noch nicht genügend geklärt, oder die Datierung ist anfechtbar, selbst was die richtige Interpretation der vorhandenen historischen Nachrichten betrifft. Für die fränkische und karolingische Zeit ist das bis jetzt bekannt gewordene Material nur dürftig. Wir müssen versuchen, wenn wir zu klarer Erkenntnis des Ganges der architekturgeschichtlichen Entwickelung auch für diese Frühzeit kommen wollen, es zu vermehren, sei es durch Feststellung und genauere Untersuchung gar mancher noch unbeachtet gebliebener Überreste, sei es durch stärkere Ausbeutung und Heranziehung der in den literarischen Quellen enthaltenen Nachrichten. Die wesentlichste Grundlage einer Architekturgeschichte des früheren Mittelalters, eine auf dem gesamten Quellenmaterial aufgebaute Untersuchung der ständischen und gewerblichen Verhältnisse der ausführenden Bauleute und der Organisation des Baubetriebes, fehlt immer noch. In einige dieser Lücken möchten die hier vorgelegten Untersuchungen und weitere, die ich ihnen folgen lassen zu können hoffe, einspringen.

Diese Untersuchungen gehören dem Andenken des Freundes, mit dessen Bild ihre Entstehung immer verknüpft bleiben wird. Er nahm in dem glücklichen Jahr vor dem Krieg an ihrem Werden regen Anteil und hat sie zum Teil in ihrer ersten Niederschrift durchgesehen. Bei den Grabungen in Dompeter sah ich ihn wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges zum letztenmal, auf dem Boden der elsässischen Wahlheimat, für die er so bald sein Leben ließ.

Tübingen, März 1916. Georg Weise

INHALTSVERZEICHNIS

I.

DIE VORKIRCHE VON ST. PHILIBERT ZU TOURNUS

St. Philibert zu Tournus gehört vielleicht zu den bekanntesten und eindrucksvollsten romanischen Kirchen Frankreichs. Keine Kunstgeschichte, kein Handbuch der mittelalterlichen Architektur, in dem der trotzige Bau mit seinen mächtigen Rundpfeilern, seiner düsteren, schweren Vorkirche nicht Erwähnung fände. Daß die Kirche so, wie sie heute dasteht, nicht in einem Zug entstanden ist, hat man schon immer gesehen. Schwierig nur und umstritten die Versuche, die verschiedenen Phasen der Baugeschichte abzugrenzen und die einzelnen Teile unserer Kirche zu datieren, vor allem die Erbauungszeit der Vorkirche, des ältesten Teiles des ganzen Baues, zu bestimmen. Auch die neuesten Untersuchungen[1] haben in dieser Hinsicht noch zu keinem befriedigenden Ergebnis zu führen vermocht. Eine genauere Interpretation der wenigen Quellennachrichten, die sich auf die frühere Baugeschichte von St. Philibert beziehen, dürfte uns hier vielleicht weiter bringen. Ich glaube, man hat ihnen noch nicht alles entnommen, was sich herauslesen ließe.

Eine kurze Beschreibung der Vorkirche möge vorausgehen. In der Länge zählt der Westbau drei Joche. Schwere, niedrige Rundpfeiler tragen im unteren Geschoß die Wölbung, die sich aus rippenlosen Kreuzgewölben im Mittelschiff, transversalen Halbtonnen über den Abseiten zusammensetzt. Alle drei Schiffe sind von gleicher Höhe. Luftiger und freier wirkt die Oberkirche. Hier überragt das Mittelschiff mit seinem Tonnengewölbe um ein beträchliches die beiden Seitenschiffe, die nach auvergnatischer Art mit Viertelstonnen überdeckt sind. Als Stützen dienen wiederum Rundpfeiler. Ziemlich große rundbogige Fenster in der Oberlichtswand sorgen für reichliche Lichtzufuhr.

Düster und wehrhaft ist der Eindruck dieses Bauteiles von außen, eine gewaltige Steinmasse, in ihren unteren Teilen nur von schmalen, schartenartigen Fenstern durchbrochen. Rundbogenfriese, von zahlreichen Lisenen getragen, gliedern das primitive Mauerwerk. Zwei niedrige

[1] Vgl. Virey, Les dates de construction de Saint-Philibert de Tournus, Bulletin Monumental 1903 S. 515 ff., wo auch die frühere Literatur angegeben ist, und H. Curé, St. Philibert de Tournus, Paris 1905.

Türme erheben sich über der Westfassade. Sie überragen nur um ein Geschoß die Höhe der Mauern des Mittelschiffes. Ehemals deckten niedrige Satteldächer an beiden Türmen die Glockenstuben. Heute trägt nur der südliche Turm noch sein ursprüngliches Gepräge. Den nördlichen hat man in spätromanischer Zeit um ein beträchtliches erhöht und mit einem neuen Glockengeschoß versehen.

Etwas ausführlichere Nachrichten, aus denen sich Schlüsse auf die Baugeschichte ziehen ließen, bieten uns die Quellen erst gelegentlich der Elevation des hl. Valerian, die Abt Stephan I. im Jahre 979 vornahm. Im 2. Jahrh. soll der hl. Valerian zu Tournus den Märtyrertod gefunden haben. Sein Leib ward dort bestattet und über seinen Gebeinen eine Kirche gegründet, bei der dann im Laufe der Zeit eine klösterliche Niederlassung entstand.[1] 875 übertrug diese Karl der Kahle den Mönchen von Noirmoutier, die mit den Reliquien des hl. Philibert vor den Raubzügen der Normannen ihren bisherigen Wohnsitz hatten verlassen müssen.[2]

Zwei Quellenberichte besitzen wir über die Elevation des hl. Valerian im Jahre 979. Den einen bietet Falco in seinem Chronicon Trenorchiense[3], das er, Mönch zu St. Philibert, um das Jahr 1100 verfaßte.[4] Ergänzt wird dieser Bericht in manchen Punkten durch die Translatio sancti Valeriani des Garnerius[5], eines anderen Mönches von St. Philibert, der gegen 1140 schrieb.[6] Trotz der verhältnismäßig späten Abfassungszeit und des recht rhetorischen Stiles machen seine Angaben doch einen ziemlich glaubwürdigen Eindruck. Es scheint, als ob der Verfasser älteres, jetzt verlorenes Quellenmaterial benutzte.

Nach würdiger Vorbereitung durch Gebet und Fasten schritt man zur Erhebung des Heiligen. Drei Mönche wurden vom Abt damit beauftragt, die Gebeine aufzusuchen. Sie bargen die größeren Knochen in einem eigens zu dem Zwecke verfertigten Schreine, der übrige Leib wurde in einem steinernen Sarkophag bestattet, den man unten in der Krypta hinter dem Altare, der dem Heiligen geweiht war, beließ. Jener Schrein mit den Reliquien aber wurde „ad monasterii superioris oratorium" getragen und dort auf dem Altare der Gottesmutter aufgestellt.[7] Ein

[1] Vgl. Chronicon Trenorchiense auctore Falcone Trenorchiensi monacho ed. R. Poupardin in Monuments de l'histoire des abbayes de Saint-Philibert, Paris 1905 (Collection de Textes), S. 71 ff.

[2] l. c. S. 86 f.

[3] l. c. S. 98 ff. [4] Vgl. Poupardin, a. a. O. S. XL f.

[5] Chifflet, Histoire de l'abbaye royale et de la ville de Tournus, Dijon 1664, prob. p. 33 u. AA. SS. Boll. 15. Sept. V. S. 27 ff.

[6] Vgl. Poupardin, a. a. O. S. XLI.

[7] Falco l. c. S. 99: Sumptis igitur maiorum reliquiis artuum, reposuerunt ea in capsam, quam superius recens factam memoravimus, ceteras exuviarum corporisve cine-

feierlicher Umgang scheint zu Ehren des Heiligen stattgefunden zu haben.[1] Nach einigen Tagen, am Tag Mariä Reinigung, wurde der Reliquienschrein hinuntergetragen „in inferius oratorium, quod indesinenter a populo frequentabatur“, und fand auf einem neuaufgebauten Altare seine Aufstellung.[2]

Soweit unsere Quellen. Daß hier mit „inferius oratorium“ und „monasterium superius“ oder „monasterii superioris oratorium“ die Ober- und Unterkirche des heutigen Westbaues oder doch wenigstens einer Doppelkirche ähnlich jenem gemeint sind, wird man annehmen dürfen. Den Gedanken an eine einfache Kirchenanlage mit Krypta schließt diese Bezeichnung aus.[3] Beide Ausdrücke setzen eine Doppelkirche voraus, wie sie sich hier erhalten hat. Wie wir später sehen werden, muß der heutige Westbau damals schon bestanden haben. Auffällig ist aber, daß hier in der Vorkirche die ganzen Zeremonien und die endgültige Aufstellung des Schreines stattfanden — wenn wirklich daneben damals schon wie heute eine Hauptkirche bestand. Muß man nicht annehmen, daß die feierliche Ausstellung und Ehrung der neuerhobenen Gebeine des Heiligen an dem Hauptaltar der Kirche stattfand? Wir hören, daß sich zahlreiche Bischöfe und eine große Menge Volkes zu der Feier eingefunden hatten. Sollte man sie alle in dem verhältnismäßig engen Raum der Vorkirche zusammengepfercht haben, angenommen, daß die heutige Hauptkirche mit ihren weiten Räumen sich zu jener Zeit schon erhob?

Vielleicht würde man indes einwenden können, daß, wenn auch die mit der Erhebung der Reliquien verknüpften Feierlichkeiten in der Vor-

---

ribus in sepulcro relictis. Quam cum humeris imposuissent, detulerunt eam ad monasterii superioris oratorium ac super beate Dei genitricis aram reverenter imposuerunt. Garnerius berichtet (AA. SS. 15 Sept. V S. 28): Caeterum consultiori providentia praefati corporis quantitatem non modicam in lapideo monumento sagacioris ingenii viri reliquerunt, et bitumine fortiori liniteotes extrinsecus, in inferiori crypta monasterii nostri, post beatissimi Valeriani sacrosanctum altare deponentes abierunt.

[1] Falco, l. c. S. 99: Et dum populus in superiori monasterio consuetam sequeretur processionem . . . .

[2] Falco, l. c. S. 99: In die autem purificationis beate Marie, que post modicum tempus affuit, delatum est scrinium quo beati martiris ossa condita habebantur in inferius oratorium, quod indesinenter a populo frequentabatur, positumque super altare quod recens fuerat edificatum.

[3] Garnerius spricht zwar davon, daß ein Teil der Gebeine des Heiligen „in inferiori crypta monasterii nostri“ belassen wurden. Aus dem Zusammenhang und aus einem Vergleich mit Falcos Bericht geht hervor, daß er damit die Stelle des ursprünglichen Grabes meint. Dort erhob sich der Altar des hl. Valerian. Ich glaube nicht, daß noch eine besondere Kryptenanlage vorhanden war, für die sich bei Falco nicht der geringste Beleg findet. Vielmehr scheint hier Garnerius die in der Tat kryptenartig als Hallenkirche gebaute Unterkirche im Vergleich zu der oberen Kirche als Krypta zu bezeichnen.

Kirche stattfanden, dies noch nicht unbedingt zu besagen brauche, daß nicht damals auch schon die Ostpartie vorhanden war. Sie konnte zerstört sein, möglich wäre es, daß an ihr gerade gearbeitet wurde. Wir hören bei Falco, daß die Ungarn bei ihrem Einfall in die Bourgogne, wie wir annehmen müssen 937[1], das Kloster verbrannten. Vielleicht, daß nur der Westbau damals verschont blieb, die übrigen Teile darniederlagen oder einer Restauration benötigten. Alles dies ließe sich gegen die oben geäußerte Hypothese vorbringen — aber, wie ich glaube, auch von der Hand weisen.

Heiligentranslationen pflegten in der Regel nicht vorgenommen zu werden, solange sich eine Kirche noch im Bau befand oder nur zum kleineren Teil gebrauchsfähig war. Sie bildeten in den meisten Fällen den Abschluß und die krönende Feierlichkeit eines Neubaues oder der Wiederherstellung einer Kirche. Auch sollte man vermuten, daß sich bei Falco irgendwelche Andeutungen finden müßten, daß er es mit einem Worte entschuldigt oder erklärt hätte, warum man die ganze Feierlichkeit in der Vorkirche vornahm, wenn das Gotteshaus damals schon eine große Hauptkirche wie heute und wie zu seiner eigenen Zeit besessen hätte. Seine Angaben sind hier keineswegs dürftig. Die Translation und die Vorbereitungen dazu, die Anfertigung des Schreines, werden mit aller Ausführlichkeit geschildert. Nirgends eine Stelle, die auf das Vorhandensein weiterer Bauteile östlich der Doppelkirche schließen ließe. Die gleiche Beobachtung kann man an dem Bericht des Garnerius machen.

Weitere Schwierigkeit. Die Reliquien fanden ihre endgültige Aufstellung auf dem Altar der unteren Kirche[2]. Wie wäre dies denkbar, wenn diese wie heute nur als Durchgangsraum und Vorhalle zu dem Langhaus der eigentlichen Kirche gedient hätte?

Auch in der Bezeichnung der oberen Kirche als „monasterium superius", als obere Klosterkirche im Gegensatz zu dem „inferius oratorium" liegt schon an sich enthalten, daß diese beiden allein das ganze Gotteshaus des Klosters bildeten, nicht wie heute nur die Geschosse einer Vorkirche darstellten.

Und schließlich noch eins. Der Altar in der oberen Kirche, auf dem die Reliquien nach ihrer Erhebung während der sich anschließenden Feierlichkeit ausgestellt waren, also wohl der Hauptaltar, war, wie wir hören, der Jungfrau Maria geweiht. Nun war aber die Mutter Gottes die Hauptpatronin des Klosters, ja man besaß Reliquien von ihr. In der Urkunde, durch die er den Mönchen von Noirmoutier den Besitz von Tournus übertragt, erwähnt Karl der Kahle, daß sie mit den Reliquien der

[1] Vgl. Poupardin, a. a. O. S. 97 Anm. 3.
[2] Vgl. oben S. 3 Anm. 2.

hl. Gottesmutter und des hl. Philibert vor den Raubzügen der Normannen hatten fliehen müssen, um für diese ein neues Asyl zu suchen[1], und in allen Urkunden wird Maria unter den Heiligen, denen das Kloster geweiht, stets an erster Stelle genannt.[2]

Man wird daraus schließen müssen, daß der Maria der Hauptaltar der Klosterkirche geweiht war. Findet sich der Marienaltar in der Oberkirche des Westbaues, so muß hier der Hochaltar der Kirche gestanden haben. Auch diese Erwägung führt zu der, wie mir scheint, zwingenden Annahme, daß damals allein die Doppelkirche bestand, daß alle östlichen Teile, das heutige Langhaus und der Chor, noch nicht vorhanden waren.

Nachweislich wurde auch in späterer Zeit der Westbau noch die „alte Kirche“ genannt. Das Prozessionale des Klosters spricht von der „vetus ecclesia“[3]. Und wenn wir genau zusehen, so gibt uns auch die Chronik des Falco die Bestätigung, daß die östlichen Teile der Kirche erst später gebaut wurden. Von Abt Stephan I., dem gleichen, der 979 die Erhebung des hl. Valerian vorgenommen hatte, berichtet der Chronist einige Kapitel später: maioremque monasterii fabricam a fundamento construxit.[4] Schon die Stelle, an der sich diese Nachricht in Falcos Chronik findet, beweist, daß diese Bautätigkeit erst später als die Elevation des hl. Valerian anzusetzen ist, daß es sich hier nicht um die Errichtung der Doppelkirche selbst handeln kann, deren Bestehen der Elevationsbericht schon voraussetzt. Man wird die Worte des Chronisten nicht so obenhin mit „er baute den größten Teil des Klosters“ wiedergeben dürfen. Man kann sie genauer fassen, und dann wird unter der „fabrica

---

[1]) Bouquet, Recueil VIII S. 647: ad notitiam nostrae celsitudinis venit, quia monachi beatae et intemeratae semperque virginis Mariae, inclytique confessoris Christi Filiberti, non habentes locum quietudinis reliquias praefatae Dei genitricis, corpusque iam dicti confessoris ... per diversa loca vectitando deportarent.

[2] Vgl. das Dipl. Ludwigs d. Stammlers von 878, Bouquet IX, S. 412: monasterio quod vocatur Trenucium, in honore sanctae Mariae et sancti Filiberti confessoris Christi et sancti Valeriani martyris constructo. — Dipl. Odo von 889, Bouquet IX, S. 448: Blitgarius monasterii sanctae dei genitricis et semper virginis Mariae sanctique Filiberti inclyti confessoris abba ... Dipl. Karls d. Einf. von 915, Bouquet IX, S. 523: praecepta, quae fecerunt antecessores nostri beatae et intemeratae semperque virginis Mariae et sancti Filiberti Christi confessoris egregii abbatibus sive monachis ..., usw.

[3] ad navem ecclesie veteris, in navi veteris ecclesie. Dieses Prozessionale befindet sich jetzt im Seminar zu Autun. Verfaßt wurde es 1563 von einem Mönche zu Tournus, vgl. Curé a. a. O., S. 142 ff. und 299 Anm.

[4] l. c. S. 100: Idem quoque venerabilis abbas corpus beati Porciani sublevans a tumulo in duobus preciose compositis scriniis, imagine scilicet alioque fabrefacto loculo collocavit, maioremque monasterii fabricam a fundamento construxit. Schon Virey a. a. O., S. 522 stellt mit Recht fest, daß es sich hier nicht um Bautätigkeit in St. Pourçain, sondern um die Kirche von Tournus handelt.

maius" der Klosterkirche der Hauptbau im Unterschied zu der weniger umfangreichen Doppelkirche zu verstehen sein, Langhaus und Chor der heutigen Anlage. Diese erbaute Stephan I. von Grund auf, ein völliger Neubau, der die alte Doppelkirche, die nun zur Vorkirche herabsank, nach Osten fortsetzte. Wie wir noch sehen werden, stimmt der architektonische Charakter dieser Teile zu dieser Annahme.

Alles dieses beweist zur Genüge, daß zur Zeit der Elevation des hl. Valerian und bis zur Erweiterung der Kirche durch Stephan I. einzig und allein eine Doppelkirche bestand und sich an sie keine weiteren Teile anschlossen.[1]

Zwei Fragen erheben sich hier: Ist die heutige zweigeschossige Vorkirche, in der wir zweifellos den ältesten Teil des bestehenden Baues zu erblicken haben, noch die in den Elevationsberichten erwähnte Doppelkirche, und wann haben wir ihre Erbauung anzunehmen, wenn sie 979 schon stand? Ferner, wie sah ihr östlicher Abschluß aus? Wenden wir uns zunächst dieser zweiten Frage zu! Ihre Erledigung wird zugleich der Lösung der ersten vorarbeiten. Denn wie eine nähere Prüfung ergibt, muß sich die heutige Vorkirche einst weiter nach Osten erstreckt haben und hat erst nachträglich eine Verkürzung erfahren.

Im oberen Geschoß der Vorkirche kommen wir mit unserer Untersuchung nicht weit. Die Mauer, die hier heute den östlichen Abschluß bildet, ist schon von anderer Seite als spätere Zutat erkannt worden. Weder im Norden noch im Süden steht sie mit den Langsmauern der Vorkirche im Verband.[2] Sie ist deutlich erst nachträglich eingespannt.[3]

[1] Damit wird auch eine Vermutung hinfällig, die die neueren Forschungen über die älteste Gestalt von St. Riquier, Corvey und Werden a. d. Ruhr (vgl. Effmann, Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden, Straßburg 1899, und Centula-St. Riquier, Münster 1912) vielleicht nahe legen könnten. An und für sich könnte man versucht sein, in der Doppelkirche einen zweistöckigen, als eigenes Gotteshaus gestalteten Westbau zu erblicken, ähnlich wie sie sich dort finden; manche Übereinstimmungen im Grundriß und Aufbau lassen sich in der Tat feststellen, so das als Hallenkirche gestaltete Erdgeschoß, der basilikale Aufbau der oberen Kirche und die von zwei Treppentürmen flankierte Westfassade. Dann müßte sich östlich an die Doppelkirche ein Langhaus und eine östliche Choranlage angeschlossen haben. Daß dies aber nicht der Fall war, geht aus den von uns angeführten Gründen hervor. Hier in Tournus bestand eine Doppelkirche allein für sich und stellte das ganze Gotteshaus des Klosters dar. Wie wir uns diese auffällige Erscheinung zu erklären haben, wird später zu erörtern sein.

[2] Vgl. Virey a. a. O., S. 540.

[3] Und zwar bei der erwähnten Erweiterung der Kirche nach Osten, als man, wie wir noch sehen werden, den Ostabschluß der alten Doppelkirche beseitigte und dafür diese Trennungswand errichtete. Die sehr primitiven Zierdetails gehören demnach, wenn nicht ältere Stücke benutzt sind, der Spätzeit des 10. Jahrh. an.



Abb. 1. St. Philibert zu Tournus. Heutiger Grundriß des Westbaues nach Virey

Ebenso ist von den drei Bogenöffnungen, welche im Erdgeschoß von der Vorkirche in das Langhaus führen, die mittlere in ihrer heutigen Gestalt sicher erst jüngeren Ursprungs, ein verhältnismäßig schmaler Rundbogen, dessen Schenkel glatt zur Erde laufen. An dem Mauerwerk rechts und links von diesem Bogen sind an der Ostseite noch die Kämpfer ehemaliger Rundpfeiler erhalten, Kämpfer, die denen der Rundpfeiler im Untergeschoß der Vorkirche genau gleichen und auch in der nämlichen Höhe sitzen. Deutlich lassen sich hier zwei vermauerte Rundpfeiler erkennen, die einen Gurtbogen entsprechend den Gurten im Mittelschiff der Unterkirche tragen. Die Öffnung zwischen ihnen war schon ziemlich früh vermauert worden, wie die Reste eines Freskogemäldes aus dem 13. Jahrh. beweisen, das im 18. Jahrh. noch wohlerhalten gewesen sein muß.[1] Erst später hat man dann die heute bestehende Öffnung in diese Füllmauer gebrochen.

Die beiden Rundpfeiler, die hier in dem Mauerwerk zwischen den östlichen Abschlußbögen der Unterkirche stecken, lassen sich noch deutlicher an den beiden seitlichen Durchgängen erkennen. Diese haben vollständig ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt und unterscheiden sich in nichts von den anderen Gurtbögen in den Seitenschiffen der Vorkirche. Als Stützen dienen auf der einen Seite die beiden erwähnten alten Rundpfeiler, die hier ganz unverhüllt zutage treten, auf der anderen je ein entsprechender halber Rundpfeiler. Die rundbogigen Gurten sind genau in der nämlichen Weise wie in der Unterkirche etwas unterhalb der Pfeilerkämpfer zwischen den Stützen eingespannt.[2]

Auch außen läßt sich beobachten, daß sich die Unterkirche ursprünglich in allen drei Schiffen weiter nach Osten fortgesetzt haben muß. Der Rundbogenfries, der hier auf halber Höhe die Seitenmauern gliedert, hört im Osten nicht auf oder geht in einer Lisene zu Boden, sondern setzt sich in die Westmauer der Hauptkirche hinein fort[3], ein deutlicher Beweis, daß die Seitenmauern der Vorkirche an dieser Stelle nachträglich abgebrochen und ihre Enden in die Westmauer des Langhauses eingebaut worden sind.

[1] Vgl. Curé, a. a. O. S. 330. Auch die beiden seitlichen Durchgänge von der Vorkirche in das Langhaus waren eine Zeitlang vermauert.

[2] Vgl. die Abbildungen bei Curé Fig. 148 u. 373.

[3] Die gleiche Tatsache hat auch schon Virey, a. a. O. S. 534 beobachtet und gleichfalls aus ihr den Schluß gezogen, daß die Vorkirche sich ehemals weiter nach Osten erstreckt haben muß.



Abb. 1. St. Philibert zu Tournus. Rekonstruierter Grundriß der ehemaligen Doppelkirche.

Es fragt sich, wie weit sich die Vorkirche ehemals noch nach Osten erstreckte. Um einfache Apsiden, die hier den östlichen Abschluß gebildet hätten, kann es sich nicht handeln. Die beiden eingemauerten Rundpfeiler, deren Kämpfer je gerade noch auf der Ostseite erhalten sind, beweisen, daß hier noch mindestens je ein Rundbogen, ähnlich den Scheidebögen in der Vorkirche, gefolgt sein muß. Und daß auch in den Seitenschiffen sich an dieser Stelle noch ein viereckiges Joch angeschlossen haben muß, lehren außerdem zwei kleine Stücke Rundpfeilerkämpfer, die sich rechts und links neben den Gurtbögen an der Ostseite erhalten haben, da, wo sich einst die Außenmauern der Seitenschiffe weiter nach Osten fortgesetzt haben müssen. Die gleichen Kämpfer finden sich in den Seitenschiffen der Unterkirche.[1] Ähnlich wie dort werden sich vermutlich auch hier auf diesen Kämpferstücken die Schildbögen eines transversalen Tonnengewölbes erhoben haben.

Um ein Joch muß sich also mindestens die Unterkirche ehemals noch weiter nach Osten erstreckt haben. Ob dann schon gleich der östliche Abschluß erfolgte, oder ob sich vorher noch weitere Joche nach Osten anschlossen, würde mit Sicherheit nur durch Nachgrabungen unter dem Fußboden des heutigen Langhauses festzustellen sein.[2] Doch scheint mir wenig Wahrscheinlichkeit für eine noch weitere Ausdehnung der Kirche nach Osten zu sprechen, die mit je vier großen überwölbten Jochen für eine Doppelkirche schon recht stattliche Größe besaß. Auch werden wir später sehen, daß Raummangel vermutlich mit der Grund zur Anlage dieser Kirche als Doppelkirche war. Als östlichen Abschluß werden wir dann wohl drei Apsiden auf gleicher Höhe annehmen dürfen, die in der Bourgogne übliche Art des Chorschlusses, wie ihn schon die ältesten uns be-

[1] Vgl. die Abbildungen bei Curé, a. a. O. Fig. 144 und 373.

[2] Nachgrabungen sind zwar 1900 bei der Anlegung der Gasleitung vorgenommen worden, doch nur in bescheidenem Umfange (vgl. Virey, a. a. O., S. 556ff., wo auch ein Plan). Sie führten zu keinen Ergebnissen. Aus ihnen geht nur hervor, daß das Mauerwerk des östlichen Abschlusses der ehemaligen Doppelkirche anscheinend bei der Errichtung des heutigen Langhauses bis in ziemliche Tiefe ausgebrochen worden, so daß die Nachgrabungen nicht genügten, um zu irgendwelchen Feststellungen zu führen. Gerade an der entscheidenden Stelle (Nr. 3 des Planes) hat man nicht tiefer als bis auf steinerne Sarkophage gegraben, unter denen sich möglicherweise erst die Reste der gesuchten Mauerzüge befänden.

kannten Bauten zeigen.[1] Und zwar werden diese Apsiden vermutlich durch beide Geschosse durchgelaufen sein.

Der bauliche Befund gibt uns also die Gewißheit, daß sich die jetzige Vorkirche ehemals weiter nach Osten erstreckte und nachträglich bei Errichtung des heutigen Langhauses im Osten um mindestens ein Joch verkürzt wurde. Insofern haben wir schon vorgegriffen, als wir am Ende dieses östlichsten Joches einen chorartigen Abschluß vermuteten und damit die Doppelkirche als ursprünglich selbständiges Ganzes annahmen. Wir können uns jetzt an das erinnern, was oben auf Grund der Quellennachrichten festgestellt worden war. Zur Zeit der Elevation des hl. Valerian bestand lediglich eine Doppelkirche. Sie wurde dann bald darauf erweitert, indem Abt Stephan den größeren Teil der Kirche — natürlich der Gesamtkirche, wie sie zur Zeit des Chronisten bestand — als völligen Neubau hinzufügte. Dies paßt alles genau zu den Verhältnissen, wie sie noch heute vorliegen. Langhaus und Chor der ganzen Anlage können, wenn man von den nachträglichen Umbauten absieht, in ihren ältesten Teilen nicht später als etwa um das Jahr 1000 angesetzt werden.[2] Die Vorkirche ist nicht nur ihrem architektonischen Charakter nach, sondern auch aus den oben von uns nachgewiesenen Gründen, älter als das Langhaus. Sie wurde, wie noch deutlich erkennbar, im Osten verstümmelt, als an sie das Langhaus angefügt wurde. An eine Verkleinerung der ursprünglich größeren Vorkirche, wenn sie nur dieses war, ist gar nicht zu denken. Man müßte dann eine ältere Hauptkirche von entsprechend größeren Dimensionen noch für das 10. Jahrh. annehmen, womit man wiederum in Widerspruch mit den Quellennachrichten und aller historischen Wahrscheinlichkeit geriete. Es bleibt keine andere Möglichkeit, als daß wir in der heutigen Westanlage jene ursprünglich selbständige Doppelkirche besitzen, in der sich 979 die Elevation des hl. Valerian abspielte, und die dann bei der Erweiterung der Kirche ihres östlichen Abschlusses beraubt wurde und zur Vorkirche herabsank.

---

[1] Auf meinem Grundriß habe ich die von mir vermuteten östlichen Joche der Unterkirche von der gleichen Länge wie die übrigen Joche angenommen. Da nichts gegen diese Annahme spricht, scheint mir dies das naheliegendste zu sein. Die Lage des ersten Pfeilerpaares des Langhauses gibt zur Lösung dieser Frage keinen Anhalt, da die Breite des Mittelschiffes des heutigen Langhauses größer ist als diejenigen der Vorkirche, die westlichen Langhauspfeiler also nicht an der Stelle älterer Pfeiler der Doppelkirche stehen können. Auch scheinen sich unter ihnen bei den angestellten Nachforschungen keine Reste älterer Pfeiler vorgefunden zu haben (vgl. Virey, a. a. O., S. 556 ff.)

[2] So nehmen alle neueren Forscher an, die sich mit der Kirche beschäftigt haben. Vgl. Virey, a. a. O., S. 550 f. Enlart, Manuel d'archéologie française I, S. 430, de Lasteyrie, L'architecture religieuse en France à l'époque romane S. 156

Damit haben wir für den doppelgeschossigen Westbau das Bestehen um 979 gesichert. Es wird sich nunmehr darum handeln, seine Erbauungszeit festzustellen. Dabei ist eine Hypothese neuerer Forscher sogleich von der Hand zu weisen, die, daß Unterkirche und Oberkirche verschiedenen Datums sind, daß die Unterkirche für sich allein das Langhaus einer älteren Kirche bildete.[1] Ein Blick auf die Struktur der Unterkirche zeigt sofort, daß sie stets auf eine auf ihr lastende Oberkirche berechnet war. Nur so erklärt sich ihre auffallende Niedrigkeit, nur so die Schwere und Unbeholfenheit der dicken Rundpfeiler. Vor allem die anderenfalls hierzulande ganz ungewöhnliche Anlage als Hallenkirche spricht deutlich dafür, daß diese Unterkirche niemals für sich allein bestand. Auch die äußere Ansicht lehrt dies. Die Mauern der Seitenschiffe mit ihrer Gliederung durch Lisenen und Rundbogenfriese ebenso wie die Fassade sind zweifellos in einem Guß entstanden und zeigen oben wie unten die gleiche Mauertechnik und dieselben Dekorationsmotive.

Leider gibt uns Falco in seiner Chronik keine Kunde über die Erbauung der 979 bestehenden Kirche. Er erwähnt lediglich, daß 937 bei dem Ungarneinfall Tournus samt dem Kloster niedergebrannt wurde.[2] Für die folgende wie für die vorausgehende Zeit finden sich bei ihm nur ganz dürftige Nachrichten, denen nichts für die Baugeschichte zu entnehmen ist.

Noch vor 937 die Erbauung der Doppelkirche anzusetzen und somit nach der Einäscherung durch die Ungarn nur eine bloße Wiederherstellung anzunehmen, wird kaum angehen. In karolingische Zeit paßt der Bau seinem ganzen Charakter nach nicht; er hat immer für ein Werk des 10. Jahrh. gegolten, und darauf deutet auch die Verwandtschaft mit den kurz vor dem Jahre 1000 errichteten Teilen des Langhauses und des Chores. Auch finden sich nirgends Spuren, die auf einen Brand und nachfolgende Restaurierung schließen ließen. Der heutige Bau kann weder die alte Kirche des Valeriansklosters noch auch ein allenfalls nach dem Einzug der Mönche von Noirmoutier zu Tournus errichteter Neubau sein. Aber auch unmittelbar vor 937, zu Anfang des 10. Jahrh., ist die Wahrscheinlichkeit für die Entstehung der Doppelkirche sehr gering. Die Zustände in Frankreich waren damals nicht danach, daß man sich an größere Neubauten gewagt hätte; erst mit der zweiten Hälfte

[1] Auch Virey, a. a. O., S. 549 scheint dieser Ansicht zuzuneigen. Curé, a. a. O., S. 299 vertritt sie.

[2] l. c. S. 97: Huius temporibus, effera gens, Ungri, Franciam, Burgundiam simul et Aquitaniam ferro et igne vehementer depopulati sunt. Inter quas Trenorchium cum monasterio multaque supellectili incendio concremaverunt. Wegen der zeitlichen Fixierung dieses Einfalls vgl. ebendort Anm. 3.

des 10. Jahrh. sehen wir, daß die Bautätigkeit zu neuem Leben zu erwachen beginnt. So liegt bei dem gänzlichen Schweigen der Quellennachrichten die Annahme am nächsten, daß nach der Einäscherung des Klosters durch die Ungarn ein Neubau stattfand, wenn er auch in unserer Quelle nicht ausdrücklich bezeugt wird.

Die Geschichte des Klosters unmittelbar nach dem Ungarneinfall gibt vielleicht einen Anhaltspunkt zur Datierung des Baues. In diese Zeit fallen Bedrückungen durch den Herzog Giselbert von Burgund, die schließlich dahin führten, daß die Mönche nach St. Pourçain in der Auvergne auswanderten, um sich dort niederzulassen.[1] St. Pourçain war ein alter Besitz des Klosters. Im 9. Jahrh. waren die Mönche des hl. Philibert dort eine Zeitlang ansässig gewesen, bevor ihnen Karl der Kahle Tournus übergeben hatte.[2] Eine klösterliche Niederlassung muß, nach den Worten Falcos zu schließen, auch damals dort noch bestanden haben.[3] Wie lange dieser zweite Aufenthalt in St. Pourçain im ganzen währte, läßt sich nicht mehr feststellen. Vermutlich 949[4] gelang es einer Synode von Bischöfen den Zwist mit dem Herzog beizulegen und die Mönche wieder zur Rückkehr zu bestimmen. Damals war Erveus III. Abt. Falco, dem für diese Zeit nur ganz ungenügendes Material zur Verfügung stand, weiß über seine Regierung nichts zu berichten. Mir scheint mit ziemlicher Sicherheit zu vermuten, daß unter ihm, nach der Rückkehr aus St. Pourçain der Neubau der Kirche stattfand. Die Mönche wären vielleicht nicht so leichten Herzens aus Tournus ausgewandert, wenn nicht ihr Kloster noch infolge der Zerstörung durch die Ungarn darniedergelegen hätte. Dies könnte gegen die Annahme sprechen, daß bereits vor der Übersiedelung die neue Kirche unter Erveus II. gleich nach dem Ungarneinfall erbaut worden wäre. Wenn wir aber ihre Errichtung erst nach der Rückkehr aus St Pourçain ansetzen, so erklärt sich dadurch zugleich der auvergnatische Einfluß, den das Gewölbesystem der Oberkirche unverkennbar aufweist, und den auch die Forschung bisher schon immer betont hat.[5] Vielleicht hat man Bauleute aus der Auvergne mitgebracht. Dort war vermutlich die Kunst, Gewölbebauten auf-

[1] Über die Chronologie dieser Ereignisse vgl. Poupardin, l. c. S. XLIII f.

[2] Falco, l. c. S. 85.

[3] l. c. S. 92. Quo in loco summo cum gaudio debitisque cum laudibus a commorantibus ibidem fratribus . . . excipiuntur.

[4] Vgl. Poupardin S. 94 Anm.

[5] Vgl. Dehio u. v. Bezold I S. 385, über die Auvergne als Hauptverbreitungsgebiet dieses Überwölbungstypus I S. 362. Sicher ist es nicht ganz richtig, wenn Dehio und v. Bezold an der ersten Stelle auf die Ähnlichkeit mit provenzalischen Basiliken weisen; eher wird an Einfluß direkt aus der Auvergne zu denken sein, für den ja durch die Beziehungen des Klosters zu St. Pourçain ein Anhalt gegeben ist.

zuführen, seit der römischen Zeit ununterbrochen in Übung geblieben, während für die Bourgogne eine durchgehende Wölbung, wie wir sie in der Vorkirche zu Tournus finden, damals noch etwas Ungewöhnliches gewesen sein muß.[1] Mit auvergnatischer Hilfe oder nach auvergnatischer Art hätte man unter Erveus III. nach der Rückkehr aus St. Pourçain die neue Kirche gebaut. Die Erhebung der Gebeine des hl. Valerian würde dann unter Erveus' Nachfolger Stephan den Abschluß dieser Bautätigkeit bilden. Somit ergäbe sich für die Erbauung der alten Doppelkirche rund die Zeit zwischen 949 und 979.[2]

Die demnach höchstwahrscheinlich im dritten Viertel des 10. Jahrh. errichtete Doppelkirche erhob sich vermutlich auf der gleichen Stelle wie der ihr vorausgehende Kirchenbau, über dessen Gestalt wir nichts erfahren. Dies geht aus der Nachricht[3] hervor, daß man 979 die Gebeine des hl. Valerian hinter dem einen der Altäre der Unterkirche fand, wo auch ein Teil der Reste nachher wieder beigesetzt wurde.[4]

Es bleiben noch die Gründe zu erörtern, die dazu geführt haben könnten, daß man im 10. Jahrh. für die Kirche von Tournus die für eine Klosterkirche immerhin recht ungewöhnliche Anlage als Doppelkirche wählte. Zunächst ließe sich als Erklärung anführen, daß hier durch die Übertragung des alten Valeriansklosters an die Mönche des hl. Philibert der Kult zweier verschiedener Heiliger und ihrer Reliquien vereinigt worden war. Anderwärts ist man in solchen Fällen zur Anlage doppelchöriger Bauten geschritten. Vielleicht, daß man hier in Tournus aus der gleichen Ursache auf den Gedanken kam, eine zweigeschossige Doppelkirche zu errichten, so daß jeder Heilige sein eigenes Oratorium bekam. Die Nachrichten über die Elevation des hl. Valerian lassen vielleicht diese Zweiteilung noch durchschimmern. Die Reliquien Valerians fanden ihre endgültige Aufstellung auf einem Altar der Unterkirche, vermutlich deren Hauptaltar; der eigentliche Hochaltar des Klosters, der der Gottesmutter Maria geweiht war, befand sich in der oberen Kirche. Wie schon erwähnt, hatten die Mönche von St. Philibert Reliquien Marias

[1] St. Philibert ist das älteste nachweisbare Beispiel in diesen Gegenden.

[2] Auch de Lasteyrie, L'architecture religieuse en France à l'époque romane S. 156 setzt die Erbauung der Vorkirche ungefähr in diese Zeit.

[3] Vgl. oben S. 2 Anm. 7.

[4] Wenn Virey, a. a. O., S. 519 annimmt, daß die alte Valerianskirche an der Stelle der heutigen Krypta gestanden hatte, so wird er zu dieser Angabe verleitet durch seine Vermutung, daß sich auch die Elevation und Beisetzung Valerians 979 dort abspielte. Auch er stellt indessen fest, daß nichts in dem Bericht Falcos zu der Annahme berechtigt, die Gebeine des Heiligen seien nicht innerhalb des damaligen Kirchengebäudes aufgedeckt worden. Danach müssen wir folgern, daß die älteste Valerianskirche sich an Stelle der heutigen Vorkirche erhob.

samt den Gebeinen ihres Patrons aus Aquitanien mit nach Tournus gebracht. Da sich das Kloster seitdem nach dem hl. Philibert nannte, werden wir vermuten dürfen, daß auch seine Reliquien auf oder in der Nähe des eigentlichen Hochaltars, also in der oberen Kirche aufbewahrt wurden. Leider fehlt es an historischen Nachrichten, die im strengsten Sinne beweisend für diese Vermutung wären. Der Umstand, daß zwei Heilige hier verehrt wurden, mag mit von Bedeutung für die Wahl einer doppelgeschossigen Anlage gewesen sein. Den Hauptgrund möchte ich aber doch eher in einem anderen Umstand sehen.

Das Kloster St. Philibert muß ursprünglich in einer Burg gelegen haben. Es geht dies aus mehreren urkundlichen Zeugnissen hervor. Boso von Vienne macht 879 eine Schenkung „sancto Filiberto, qui ob infestationem paganorum castro Trenorchio deductus est, ubi vir venerabilis abba Getlo cum plurima monachorum turba praeesse dinoscitur".[1] Ebenso deutlich ist eine Urkunde König Rudolfs von 924, in der es heißt, daß Abt Hervens dem König vorgezeigt hat „praecepta quae olim eiusdem loci abbates... a regibus et imperatoribus... acceperant, ex capite abbatiae s. Valeriani matyris et Trenorcio castro, ... quo ex Hero insula confugerant ob Nortmannicam saevitiam declinandam".[2] Von dem „castrum Trenorchium" ist, wie die Schenkungsurkunde Karls des Kahlen von 875[3] zeigt, die „villa Turnucium cum familia utriusque sexus" zu unterscheiden, aus der die bürgerliche Ansiedelung Tournus erwachsen sein wird. Das Kloster trägt zumeist nach dem castrum den Namen; als „monasterium qui dicitur Trenorchium"[4] oder „Trenorciense coenobium"[5] erscheint es in den Urkunden. Klöster in einer Burg waren im früheren Mittelalter nach den Quellennachrichten keine Seltenheit. Für einen größeren Kirchenbau mochte auf dem beschränkten Raume einer Burg vielleicht kein Platz sein. Es wäre denkbar, daß man in dieser Verlegenheit zu der Auskunft einer Doppelkirche griff, wie sich dabei im einzelnen die Einteilung zu gottesdienstlichen Zwecken gestaltete, vermögen wir nach den wenigen erhaltenen Nachrichten nicht festzustellen. Die ganze Anlage näherte sich somit dem Schema der Burgkapellen, bei denen ja Zweigeschossigkeit, wohl aus dem gleichen Grunde des Raummangels, die Regel bildete. Gegen Ende des 10. Jahrh. müssen sich dann die Verhältnisse geändert haben, vielleicht indem der alte Bering der Burg aufgegeben oder er-

---

[1] Bouquet, Recueil IX, S. 669.

[2] Bouquet, Recueil IX, S. 565.

[3] Bouquet, Recueil VIII, S. 647.

[4] Vgl. die Urkunde Ludwigs des Stammlers von 878. Bouquet, Recueil IX S. 413.

[5] Vgl. die Urkunde Philipps I. von 1075, Chifflet, Histoire de l'abbaye royale et de la ville de Tournus, Dijon 1664, S. 323, und diejenige eines Grafen Alberich von 971, ebendort S. 285.

weitert wurde, so daß die Kirche zu ihrem heutigen Umfang, d. h. um über das Doppelte ihrer bisherigen Länge, vergrößert werden konnte. Charakteristisch ist vielleicht, daß sich in den Urkunden im Laufe des 11. Jahrh. die Erwähnung des castrums verliert.

Tournus wird gern als ältestes Beispiel der sog. Cluniacenser Vorkirchen genannt[1], etwas voreilig freilich, denn nirgends läßt sich im 10. Jahrh. auch nur die leiseste Spur einer Verbindung unseres Klosters mit Cluny nachweisen.[2] Zu den von Cluny beeinflußten Reformklöstern hat Tournus nie gehört. Unsere Untersuchung aber zeigt, daß der doppelgeschossige Westbau mit den beiden Fassadentürmen hier ursprünglich gar nicht als Vorkirche gedacht war, sondern erst bei der Verlängerung des alten Gotteshauses nach Osten zu dieser Stellung herabsank. Als Prototyp der Cluniacenser Vorkirchen kann er jedenfalls nicht mehr figurieren. Dagegen wird man annehmen dürfen, daß das Motiv der zweigeschossigen Vorkirche um diese Zeit in jenen Gegenden schon weitere Verbreitung besaß, wenn man in Tournus auf den Gedanken kam, die alte Doppelkirche in dieser Weise dem vergrößerten Neubau anzugliedern. Ob damals schon an ausgesprochen cluniacensische Eigentümlichkeiten im Kirchenbau gedacht werden kann, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Für viel wahrscheinlicher möchte ich es halten, daß es sich hier um ein in Burgund allgemein übliches Motiv handelt, das unabhängig von Cluny aufgekommen ist und sich in seinem Vorkommen auch nicht auf die von Cluny reformierten oder gegründeten Klöster beschränkt, wenn auch später das Vorbild von Cluny mancherorts in Klöstern der neuen Richtung zur Nachbildung einer solchen zweigeschossigen Vorkirche anregte. In Tournus jedenfalls kann nicht von einem als notwendiges Glied des Ganzen von vornherein beabsichtigten und dementsprechend gestalteten Westbau die Rede sein, die zweigeschossige Vorkirche ist hier zufälliger Entstehung. Ausgeschlossen ist es allerdings nicht, daß, was hier durch besondere Umstände ward, seinerseits wieder von Einfluß wurde auf die weitere Entwickelung der burgundischen Vorkirchen.

[1] So noch neuerdings von E. Reinhart, „Über die Cluniacenser Vorhallen", Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, N. F., VI, S. 222.

[2] Dehio u. v. Bezold (I, S. 385) bringen Tournus mit Cluny in Zusammenhang nur auf Grund einer unkontrollierbaren Notiz bei Schnaase, daß Wilhelm von Dijon auch bei dem Bau von Tournus mitgewirkt habe, eine ganz willkürliche Angabe, für die sich nirgends ein Anhalt finden läßt.

II.

ZU DEM REKONSTRUKTIONSVERSUCH DER ÄLTESTEN UTRECHTER BISCHOFSKIRCHE

Im 16. Bande der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst hat S. Muller[1] den Versuch gemacht, die Utrechter Salvatorkirche, die Domkirche Willibrords, in ihrer ältesten Gestalt zu rekonstruieren. Seine

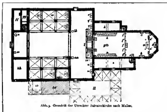


Abb. 3. Grundriß der Utrechter Salvatorkirche nach Muller.

Ergebnisse scheinen mir nicht ganz einwandfrei. Da sie mittlerweile bereits hier und da unbeanstandet von der architekturgeschichtlichen Forschung übernommen wurden,[2] mag es sich verlohnen, sie hier noch einmal einer Prüfung zu unterziehen.

1587 wurde die alte Salvatorkirche, in späterer Zeit „Oudmunster" zum Unterschied von dem jüngeren Dom genannt, abgetragen. Doch hat sich eine ausführliche Beschreibung der Kirche, 1592, wenige Jahre nach ihrer Niederlegung, verfaßt, sowie eine Anzahl älterer Grundrisse

[1] S. Muller, Die S. Salvatorskirche in Utrecht, eine merowingische Kathedrale. Westdeutsche Zeitschrift XVI, 1897, S. 256ff.

[2] So finde ich in Bergners Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland, Leipzig 1905, S. 39, die von Muller rekonstruierte Utrechter Salvatorkirche als ältestes Beispiel für den querhauslosen Dreiapsidentypus aufgeführt, obwohl gerade, wie wir sehen werden, Mullers Rekonstruktion der Ostteile völlig in der Luft steht.

und Ansichten erhalten, von denen Müller die wichtigsten und zuverlässigsten in seinem Aufsatz abbildet. Auf Grund der verschiedenen Maßangaben hat er dann einen etwas exakter als jene älteren Pläne gezeichneten Grundriß ausgeführt, den ich hier reproduziere.

Von ihrer Gründung im 8. bis zur Niederlegung im 16. Jahrh. hat die Kirche natürlich die mannigfachsten Veränderungen erfahren. Doch fehlt es leider gerade für die Zeit des früheren Mittelalters fast gänzlich an brauchbaren Quellennachrichten, die gestatteten, die einzelnen Phasen der Baugeschichte genauer abzugrenzen und zeitlich zu bestimmen.

Spätere Zutat ist jedenfalls der auffallend langgestreckte, dreiseitig geschlossene Chor, unter dem sich, nach den alten Grundrissen zu schließen, eine Krypta mit zwei Reihen Säulchen der ganzen Länge nach hinzog. Hier hat Müller mit Recht eine nachträgliche Erweiterung und Erneuerung angenommen. Wann sie stattfand, kann für uns außer Betracht bleiben.[1]

Späterer, und zwar erst gotischer Zeit, gehört auch die Erweiterung der Seitenschiffe durch Anlegung von je drei seitlichen Kapellen an. Die Nord- und Südmauer des ursprünglich nur dreischiffigen Langhauses rückten infolge dieser Verbreiterung in gleiche Flucht mit den Stirnseiten des Querhauses. Gleichzeitig mit der Errichtung dieser seitlichen Kapellen wird nach Müllers Annahme[2] vermutlich auch die Einwölbung der Seitenschiffe erfolgt sein, während Mittelschiff und Querhaus bis zuletzt flach gedeckt geblieben sind.

Es bleibt nach Abzug dieser späteren Zutaten ein dreischiffiges Langhaus übrig, an das sich im Osten ein verhältnismäßig weit vorspringendes Querhaus anschloß. Diese Teile mögen noch einem romanischen Bau angehört haben, ja manche Eigentümlichkeiten konnten für eine Entstehung in ziemlich früher romanischer, ja selbst karolingischer Zeit sprechen. Einfache Säulen scheinen noch zur Zeit des Abbruches die Arkaden des Langhauses getragen zu haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie noch einem frühromanischen Bau angehörten. Daß aber ihre Zahl ursprünglich doppelt so groß war, wie Müller will, und erst nachträglich jeweils die zweite Säule beseitigt worden wäre[3], läßt sich durch nichts beweisen.

An frühromanische Bauten gemahnt ferner das kräftige seitliche Ausladen des Querhauses im Verhältnis zu dem ziemlich kurzen Lang-

[1] Müller (S 260 u 266) nimmt an, daß die Erweiterung des Chores nach dem von den Quellen zum Jahre 1131 gemeldeten Brand stattfand Ein polygonaler Chorschluß scheint mir aber für diese frühe Zeit ausgeschlossen, mithin werden wohl noch spätere Veränderungen am Chor stattgefunden haben

[2] a. a. O S. 265 f

[3] vgl Müller a. a. O S. 261

haus, noch mehr die Tatsache, daß eine eigentliche Vierung fehlt. Das Querhaus ist ungegliedert und, ohne durch Zwischenbogen in der Verlängerung der Langhausarkaden abgeteilt zu sein, dem Langhaus vorgelegt. Hierin besteht in der Tat eine Verwandtschaft mit manchen karolingischen Bauten.[1] Daß Querhaus und Langhaus der Utrechter Salvatorkirche noch karolingischer Zeit angehörten, ist demnach nicht ausgeschlossen, beweisen läßt es sich mit dem von Muller vorgelegten Material und bei dem Mangel an Quellennachrichten nicht.[2]

Mit der Feststellung, daß Querhaus und Langhaus der Salvatorkirche noch in karolingische Zeit zurückgehen können, sind wir aber schon am Ende dessen angelangt, was sich über das mutmaßliche Aussehen des Baues in ältester Zeit auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit aussagen läßt. Alle weiteren Ausführungen Mullers stehen vollständig in der Luft. Ganz willkurlich ist seine Rekonstruktion der Chorpartie. Der von ihm angeführte Quellenbericht über die Ermordung Bischof Friedrichs im Jahre[3] 838 gibt gar keinen Anhaltspunkt. Ohne nähere Begründung bildet Muller die Ostpartie seiner merowingischen Kathedrale mit ein paar phantasievollen Abänderungen dem Chor der Frankfurter Salvatorkirche nach und postuliert zwischen beiden einen durch nichts zu beweisenden und im höchsten Grade unwahrscheinlichen Zusammenhang.[4] So bestechend sich auch die von Muller angenommenen drei Apsiden mit rechtwinkliger Ummantelung auf den ersten Blick in seinem rekonstruierten Grundriß ausnehmen mögen, für die architekturgeschichtliche Forschung ist dieser ohne Bedeutung.

Mit dieser ganz aus der Luft gegriffenen Rekonstruktion des karolingischen Baues läßt es sich Muller noch nicht genügen. Er betont mit Recht, daß wir für die Kirche Willibrords wohl kaum einen so entwickelten Grundriß und solche Ausdehnung werden annehmen dürfen, wie er sie hier glaubt festgestellt zu haben.[5] So schält er aus seinem karolin-

[1] Vgl. z. B. die Salvatorkirche in Frankfurt a. M. (Deutsche Bauzeitung 1892), die Michaelsbasilika bei Heidelberg usw.

[2] Alle die oben angeführten Eigentümlichkeiten konnten auch noch an einem Bau der Zeit um das Jahr 1000 vorkommen.

[3] Vgl. Passio Friderici episcopi Traiectensis SS. XV, 1, S. 344ff. Zu beachten ist, daß dieser Bericht erst aus dem Anfang des 11. Jahrh. stammt, also volle 200 Jahre jünger ist als die Ereignisse, die er schildert. Ein Bild von dem karolingischen Kirchenbau geben die dürftigen Angaben nicht.

[4] a. a. O. S. 261. Daß beide Kirchen Salvatorkirchen waren, scheint Muller zu genügen, um anzunehmen, daß St. Salvator in Frankfurt nach dem Plane seiner merowingischen Utrechter Kathedrale gebaut sei, deren Chorgrundriß er doch selbst, ohne tatsächliche Anhaltspunkte, nur nach Analogie des Frankfurter Baues entworfen hat. Salvatorkirchen sind in karolingischer Zeit überaus häufig.

[5] Vgl. a. a. O. S. 266.

gischen Bau noch eine ältere Kirche heraus, von der die drei Apsiden und das Langhaus stammen sollen, während das Querhaus nach ihm erst einer Erweiterung in karolingischer Zeit seine Entstehung verdankt; ursprünglich habe sich das Langhaus ununterbrochen bis zu den Apsiden fortgesetzt.[1] So entsteht der Grundriß einer querhauslosen Basilika nach dem Vorbild von S. Saba in Rom. Irgendwelchen Wert haben diese Phantasien nicht.

Nicht besser steht es schließlich mit der Annahme einer offenen Vorhalle vor der Westfront der ältesten Kirche.[2] Für die romanische Zeit läßt sich als westlicher Abschluß ein von zwei runden Treppentürmen flankierter, schwerer rechteckiger Turm feststellen, die im Gebiet des Niederrheins und in Sachsen übliche Form der westlichen Turmanlage.[3] Beispiele solcher Westturme kennen wir schon aus ziemlich früher Zeit. Ob aber hier in Utrecht diese westliche Turmgruppe bereits zur karolingischen Anlage gehörte, und wie der westliche Abschluß der Salvatorkirche ursprünglich gestaltet war, wird sich durch nichts erweisen lassen.

Wir sehen, was bei genauerer Prüfung von Mullers merowingischer Kathedrale übrigbleibt, ist recht wenig. Eine karolingische Säulenbasilika mit weit vorspringendem Querhaus, noch ohne eigentliche Vierung, könnte in der 1587 abgerissenen Kirche gesteckt haben, das ist alles, was wir mit einiger Sicherheit auszusagen vermogen. Und dazu müssen wir uns noch gestehen, daß jeder Anhaltspunkt zu einer näheren Datierung dieses Baues fehlt. Alle weiteren Spekulationen über die Art des östlichen Abschlusses oder gar über das Aussehen der von Willibrord errichteten Kirche entbehren jeder Grundlage.

III.

DIE DATIERUNG DER KAROLINGISCHEN MICHAELS-BASILIKA AUF DEM HEILIGENBERG BEI HEIDELBERG

Durch Schleunings Ausgrabungen im Jahre 1886 ist uns der Grundriß der ältesten, karolingischen Klosterkirche auf dem Heiligenberg bei Heidelberg bekannt geworden. Schleuning[4] setzt den Beginn ihrer Erbauung in das Jahr 883 und nimmt die Vollendung vor 893 an. Eine genauere Prüfung der Quellennachrichten scheint mir zu einem anderen Ergebnis zu führen.

[1] Vgl. a. a. O. S. 262 [2] a. a. O. Taf. 11 [3] Vgl. a. a. O. S. 259f.

[4] W. Schleuning, Die Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Heidelberg 1887, S. 4.

Die Nachrichten über die Gründung des Klosters auf dem Heiligenberg sind nur dürftig. Das Chronicon Laureshamense meldet von Thiotroch, der von 863—875 Abt des Klosters Lorsch war. Hic ecclesiam in Obbenheim et monasterium in monte Abrahae fundotenus erexit, et 12 annis cursu consummato coronam accepit iustitiae.[1] Man sollte hieraus schließen, zumal da weitere Baunachrichten für die folgende Zeit fehlen, daß bereits unter Abt Thiotroch von Lorsch, also zwischen 863 und 875, die Kirche auf dem Heiligenberg erbaut wurde. Von dieser jedenfalls am nächsten liegenden Annahme hat sich Schleuning aber, wie es scheint, ablenken lassen durch die Schenkungsurkunde Ludwigs III. (nicht Ludwigs des Deutschen) von 882[2], durch die dieser den Heiligenberg mit allem Zubehör dem Kloster Lorsch zu ewigem Besitz übertrug. Die gleiche Urkunde erwähnt, daß Ludwig vorher den Berg seiner Gemahlin Liutgard überwiesen hatte. Von einer Klosteranlage auf dem Heiligenberg ist in dieser Urkunde nicht die Rede. Schleuning hat deshalb wohl annehmen zu müssen geglaubt, daß erst nach dieser Schenkung die Lorscher Äbte die Errichtung der Michaelsbasilika begannen, obwohl keine einzige historische Nachricht auf eine Bautätigkeit in der Zeit nach 882 schließen läßt, vielmehr die oben zitierte Angabe der Lorscher Chronik andeutet, daß unter Abt Thiotroch der Bau begonnen und vollendet wurde.

Schleuning verwirft die Nachricht über die Erbauung der Kirche durch Abt Thiotroch nicht direkt, er läßt sie stillschweigend unter den Tisch fallen. Ich glaube, man kann sie sehr wohl beibehalten. Die Tatsache bleibt bestehen, daß sich der Heiligenberg bis 882 im Besitze des königlichen Hauses befand und erst dann an Lorsch geschenkt wurde. Trotzdem kann bereits Abt Thiotroch dort ein Kloster errichtet haben, ein königliches Eigenkloster, mit dessen Einrichtung man den Lorscher Abt wird betraut haben. Ähnliches war ja bei der Gründung von Lorsch auch geschehen, um ein naheliegendes Beispiel heranzuziehen. Obwohl das Kloster zunächst im Besitze des Grafen Kankor und seiner Familie verblieb und dann später dem König übergeben wurde, hatten die Stifter seine Einrichtung dem Bischof Chrodegang von Metz übertragen.

Das Fehlen des Klosters in der Schenkungsurkunde Ludwigs III. braucht weiter keinen Anstoß zu erregen. Ludwig schenkte nicht bloß das Kloster, sondern den ganzen Berg, sein Eigengut, auf dem wohl sein

[1] SS. XXI, 369, 18. Mons Abrahae oder Abrinsberg ist der alte Name des Berges. Vgl. Schleuning a. a. O. S. 4 Anm.

[2] Böhmer-Mühlbacher 1575, SS. XXI, 374, 38. locum quendam qui nominatur Abernesburg, sicuti ipsum carissimae coniugi nostrae Liutgardi hucusque prestitum habebamus, et quicquid ad ipsum locum iure ac legitime pertinere videtur.

Vater das Kloster hatte errichten lassen, an Lorsch. So brauchte das Kloster ebensowenig wie die übrigen Wohnhäuser, Gebäude usw. auf dem Berg, die zu dessen Zubehör rechneten, ausdrücklich und mit Namen in der Schenkungsurkunde angeführt zu werden. Und ebensogut hatte der König auch vorher sein Eigenkloster mit dem übrigen Berg seiner Gemahlin überweisen können. Dies alles braucht in keinem Widerspruch zu stehen zu der in der Lorscher Chronik gut bezeugten Tatsache, daß bereits von Abt Thiotroch das Michaelskloster hier oben errichtet wurde. Da wir nicht näher wissen, in welchem Jahre seiner Abtszeit Thiotroch den Bau des neuen Klosters begann, werden wir vorläufig dessen Entstehung, und somit auch den Bau der Kirche, zwischen 863 und 875 anzusetzen haben, also etwa zwei Jahrzehnte früher, als Schleuning annehmen zu müssen geglaubt hat.

IV

DIE STIFTSKIRCHE ZUM HL. KREUZ IN HILDESHEIM

Neben den anderen, weit glänzenderen romanischen Bauwerken Hildesheims hat die unansehnlichere, durch spätere Veränderungen arg entstellte Stiftskirche zum hl. Kreuz bisher nur wenig Beachtung gefunden, jedenfalls weit weniger, als sie es verdient. Denn in ihr steckt ein überaus interessanter frühmittelalterlicher Bau, aller Wahrscheinlichkeit nach das älteste uns erhaltene Baudenkmal Hildesheims, älter noch als St. Michael. Um 1079 wurde bei der Kreuzkirche ein Kanonikerstift errichtet. Daß wesentliche Teile des heutigen Baues noch vor diesem Zeitpunkt anzusetzen sind, hatte schon 1901 O. Gerland[1] in einem kleinen Aufsatz nachgewiesen, wenn auch seine Ausführungen im einzelnen nicht immer ganz einwandfrei sind und namentlich die engere Fühlung mit dem heutigen Stand der architekturgeschichtlichen Forschung des öfteren vermissen lassen. Gerlands Feststellungen sind so gut wie unbeachtet geblieben. Dehios Handbuch hat sie nicht verwertet. Zeller in seinen „Romanischen Baudenkmälern von Hildesheim“[2] sowie in dem jüngst erschienenen, die kirchlichen Bauten der Stadt Hildesheim behandelnden Band der „Kunstdenkmäler der Provinz Hannover“[3], nimmt sich gar nicht die Mühe, auf sie näher einzugehen. Er schweigt Gerlands Ergebnisse

[1] O. Gerland, Die Kirche zum hl. Kreuz in Hildesheim, Ztschft. f. Bauwesen, 1901, S. 266ff., wieder abgedruckt in Gerland, Kunst- und kulturgeschichtliche Aufsätze über Hildesheim, Hildesheim 1905, wonach ich die Arbeit hier zitiere.

[2] A. Zeller, Die romanischen Baudenkmäler von Hildesheim, Berlin 1907.

[3] Hannover 1911.

einfach tot, um an ihrer Stelle ausschließlich seine eigenen, sehr wenig plausiblen, Ansichten über die Baugeschichte der Kirche vorzutragen. Ja, er beruft sich auf Gerlands Untersuchungen, als ob diese sich mit seinen eigenen Ausführungen völlig im Einklang befänden, während sie diese tatsächlich gänzlich ausschließen.

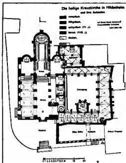


Abb. 4. Kreuzkirche zu Hildesheim. Grundriß nach Zeller

Es ist keine sehr reizvolle Aufgabe, die Pfade, die ein anderer gegangen ist, als zweiter nachzugehen. Hier muß sie um der Sache willen einmal unternommen werden. Die Wichtigkeit der von Gerland aufgestellten Hypothese rechtfertigt es wohl, wenn wir hier die Baugeschichte der Hildesheimer Kreuzkirche noch einmal einer Prüfung unterziehen, den von Gerland bereits vorgetragenen Gedanken in manchem besser zu begründen suchen, vor allem aber auch zu der von Gerland ganz beiseite gelassenen Frage Stellung nehmen, wann die Errichtung jenes älteren Teiles der Kreuzkirche anzusetzen sein wird, und wie dieser Bau zu deuten ist.

Mit der Beschreibung unserer Kirche können wir uns kurz fassen. Chor und Querhaus in sehr schlichten romanischen Formen, das Querhaus mit zwei Nebenapsiden, der Chor aus Chorquadrum und halbrunder Apsis bestehend[1], mit Ausnahme der Apsiden ursprünglich alle Teile

[1] Apsis und östlicher Teil des Chorquadrums wurden bei der Restaurierung 1898/99

flach gedeckt. Das Langhaus hat durch Umbauten im 18. Jahrh. zum Teil seinen ursprünglichen Charakter eingebüßt. Man hat damals das nördliche Seitenschiff erweitert, Seitenschiff und Nordwand des Langhauses einer gründlichen Barockisierung unterzogen, nur die südliche Hälfte der Kirche ist in ihrem alten Zustande ohne bemerkenswerte Veränderungen auf uns gekommen. Die vorhandenen Reste und zwingende Analogie lassen aber für die nördliche Hälfte genau die gleiche Gestaltung annehmen, wie sie heute noch die südliche aufweist. Rechteckige Pfeiler mit schlichtem Schrägkämpfer tragen die rundbogigen Arkaden des Langhauses. Die ziemlich schmalen Seitenschiffe waren von einem durchlaufenden Tonnengewölbe überspannt. Die Außenwand des südlichen Seitenschiffes wurde in gotischer Zeit durch Kapellenanbauten durchbrochen.[1] Über den Seitenschiffen flach gedeckte Emporen. Sie öffneten sich nach dem Mittelschiff in einer Reihe rundbogiger Arkaden[2], auf deren Gestaltung im einzelnen wir später noch näher einzugehen haben werden. Merkwürdig ist ein großer, breiter Rundbogen, der am Ostende des Langhauses beide Emporen gleich einer Brücke miteinander verbindet.[3]

Nicht ganz leicht ist die Rekonstruktion des westlichen Abschlusses der Kirche. Die heutige Rokokofassade ist vor eine ältere gelegt, an der sich nur noch Spuren von Veränderungen des 13. Jahrh. feststellen lassen.[4] Innen aber erweist sich deutlich, daß die Kirche ursprünglich einen ausgesprochenen Westbau mit Emporenanlage besaß. Die allein noch vorhandenen Arkaden der Südseite des Mittelschiffes laufen nicht

in romanischen Formen erneuert, die Apsis dabei durch Verblendung im Innern verengert. In den Jahren 1788—90 war das Chorquadrum um etwa 6 m nach Osten verlängert worden (vgl. Gerland S. 37, ferner Zellers Plan auf Tafel XXIII der Kunstdenkmäler und auf Tafel 40 der Roman. Baudenkmäler; in letzteren ist der Verlauf der ursprünglichen Apsis eingezeichnet). Ganz gedankenlos nimmt Zeller die romanisierenden Eckansätze, die die neuere Restauration am Eingang der im Kern barocken Apsis angebracht hat, für alt (Kunstdenkmäler I, S. 183: Statt „daneben“ soll es wohl auch heißen „darüber einen karniesartig profilierten flachen Kämpfer“) und bildet sie sogar ab (Roman. Baudenkmäler Tafel 40, Abb. 5), obwohl er selbst auf den obengenannten Grundrissen deutlich den ganzen östlichen Teil des Chores als barocke Erweiterung angibt.

[1] Vgl. Zeller, Roman. Baudenkmäler S. 55 und Kunstdenkmäler I, S. 181 f.

[2] Diese Öffnungen der Emporen waren auch auf der Südseite noch bis in aller jüngster Zeit vermauert und wurden erst bei der letzten Restaurierung freigelegt.

[3] Vgl. die Abbildung bei Gerland, S. 32. Diese Brücke war ursprünglich breiter als heute (Zeller, Roman. Baudenkmäler, S. 54).

[4] Drei hohe Spitzbogenfenster des Übergangsstiles. Zeller (Kunstdenkmäler I, S. 182) läßt diesen frühgotischen Umbau im zwölften Jahrhundert vor sich gehen. Vor diese ältere Fassade hat man die heutige Rokokofassade vorgeblendet und sie durch eiserne Anker mit ihr verbunden.

his nach Westen durch. Das westlichste Ende des südlichen Seitenschiffes bildet einen eigenen tonnengewölbten Raum, der nur nach dem Mittelschiff offen ist. Das niedrige Tonnengewölbe, senkrecht zur Längsachse der Kirche, ruht im Osten und Westen auf einem massiven Mauerkern ohne Türen. Nur eine steinerne Wendeltreppe, die zur Empore hinaufführt, ist in der östlichen der beiden Mauern angebracht, so wie es unser Plan zeigt. Über diesem Erdgeschoß abermals ein tonnengewölbter niedriger Raum, diesmal von Westen nach Osten gerichtet, von so geringer Höhe, daß über ihm die seitlichen Emporen des Langhauses ihre Fortsetzung his zum westlichen Ende der Kirche finden können Und hier öffnet sich die Empore nach dem Mittelschiff in zwei wohler-



Abb. 5. Kreuzkirche zu Hildesheim. Längsriß nach Zeller

haltenen rundbogigen Durchgängen. Diese können nur nach einer mittleren Empore üher dem westlichsten Ende des Mittelschiffes geführt haben und beweisen das ehemalige Vorhandensein einer solchen mit aller Deutlichkeit. Wir werden gleich sehen, daß sich auch noch andere Spuren dieser Mittelschiffsempore feststellen lassen, deren Platz heute von einer hölzernen Orgelhühne nachmittelalterlicher Zeit eingenommen wird

Daß wir ursprünglich den westlichen Ahschluß des südlichen Seitenschiffes ganz ähnlich anzunehmen haben, läßt sich noch deutlich erweisen. Wenn auch die nördliche Mittelschiffswand in ihren unteren Teilen durch den Umbau des 18. Jahrhs durchaus verändert worden ist und heute auf den ersten Blick üherhaupt keine romanischen Spuren mehr aufweist, in vermauertem Zustand hat sich noch die alte Arkatur der Empore erhalten[1] und entspricht derjenigen auf der Südseite der Kirche aufs genaueste. Und wie dort, so finden sich auch hier am westlichsten Ende zwei rundhogige Durchgänge, die einst auf einen emporenartigen

[1] Vgl Gerland S 30.

Einbau über dem Westende des Mittelschiffes geführt haben müssen. Mögen auch die unteren Teile der Nordwand des Mittelschiffes an dieser Stelle zerstört sein, diese beiden rundbogigen Durchgänge, denjenigen am westlichen Ende der südlichen Empore genau entsprechend, beweisen, daß ein besonderer Westbau das westlichste Ende der Kirche ausgefüllt haben muß, und legen die Annahme nahe, daß auch in den unteren Geschossen dieser Westbau im Norden genau so gestaltet gewesen sein muß wie im Süden.[1] Auf jene westliche Emporenanlage weisen aber auch die Reste eines großen, in gleicher Richtung wie die Kirche verlaufenden Tonnengewölbes, das in der Breite jener seitlichen Einbauten einst im Westen das Mittelschiff überspannte. Die Ansatzstelle dieses Tonnengewölbes ist auf der Südseite selbst nach der jüngsten Restauration der Kirche noch deutlich erkennbar. Eine gleiche stabile Konstruktion, wie sie der tonnengewölbte Raum am westlichen Ende des südlichen Seitenschiffes bot, muß diesem Tonnengewölbe von recht beträchtlicher Spannweite auch im Norden als Widerlager gedient haben. Denkt man sich aber dieses rundbogige Tonnengewölbe ausgeführt, so erreicht sein Scheitel genau die Höhe des Fußbodens der seitlichen Emporen[2], d. h. den seitlichen Emporen des Langhauses entsprach ein Emporenraum über dem westlichen Ende des Mittelschiffes, und zu diesem führten beiderseits von den Seitenemporen aus jene schon besprochenen zwei rundbogigen Durchgänge. Wir haben in diesem das Mittelschiff am westlichen Ende überspannenden Tonnengewölbe das Gegenstück zu dem brückenartigen Bogen, der im Osten die seitlichen Langhausemporen miteinander verbindet.

Im oberen Geschoß, das, wie wir sahen, mit den Emporen über den Seitenschiffen auf gleichem Niveau lag, war die Mittelschiffsempore von dem Langhaus abgetrennt durch einen großen triumphbogenartigen Rundbogen, dessen Widerlager sich auf der Südseite noch erhalten hat.[3] Eine Brüstung wird wie üblich zwischen diesem Bogen die Empore nach Osten abgeschlossen haben.

So bekommen wir eine durchaus klare westliche Emporenanlage. Ein einziges Portal[4] führte im Erdgeschoß von Westen in eine tonnengewölbte Durchgangshalle, die nach Osten vermutlich vollständig offen war, seitlich stand sie mit zwei kleineren tonnengewölbten Räumen in Verbindung, die wohl nur von dieser einen Seite zugänglich waren.[5]

[1] Vgl. Gerland S. 40. [2] Vgl. Gerland S. 40.

[3] Vgl. Gerland S. 28 und Zeller, Roman. Baudenkmäler, Tafel 41, Abb. 1.

[4] Ich nehme ein solches an der Stelle des heutigen Westportales auch für die ältere Zeit an.

[5] Der südliche tonnengewölbte Raum ist allerdings jetzt nach Süden vollständig

Über diesen wiederum zwei ganz niedrige tonnengewölbte Räume. Man betrat sie von den zur Empore führenden Wendeltreppen aus; wozu sie dienten, müßte noch festgestellt werden. Im Obergeschoß in der Mitte eine Empore. Sie stand rechts und links durch jene schon mehrfach erwähnten zwei rundbogigen Durchgänge mit den Emporen, die sich über den Seitenschiffen hinzogen, in Verbindung und war auch nur von dort aus zugänglich mittels jener Wendeltreppen, wie sich die eine im südlichen Seitenschiff noch erhalten hat, wie aber eine gleiche wohl auch im Norden anzunehmen sein wird.[1]

Zweifelhaft könnte es bleiben, ob diese westliche Emporenanlage auch im Äußeren der Kirche als besonderer Westbau betont war. Die alten Außenmauern sind an dieser Stelle nirgends erhalten, ob also hier irgendwie eine Scheidung zwischen Langhaus und Westbau angedeutet war, läßt sich nicht mehr feststellen. Auch der ehemalige obere Abschluß des Westbaues fehlt. Wie kann er gestaltet oder beabsichtigt gewesen sein? Eine einfache giebelförmige Westfront scheint mir nach der ganzen Struktur der seitlichen Teile der westlichen Emporenanlage ausgeschlossen. Zwei Möglichkeiten der Fassadenbildung kommen nur in Betracht. Entweder konnte die Fassade dem Schema des Westbaues des Hildesheimer und Mindener Domes gefolgt sein, das auch sonst in dieser Gegend gerade in früherer Zeit wiederkehrt.[2] Dann hätten wir über der Mittelschiffsempore einen erhöhten Mittelbau mit Glockenhaus anzunehmen, die Aufgänge zu ihm in den niedriger gehaltenen seitlichen Teilen. Näherer Prüfung hielte diese Rekonstruktion aber nicht stand. Der Mittelbau scheint mir in seinen unteren Teilen zu wenig massiv, als daß über ihm noch ein Glockengeschoß gesessen haben konnte. In der ganzen Höhe des Mittelschiffes ist er nach Osten vollständig offen, die östliche Mauer des Glockenhauses wäre also vollständig freischwebend über dem

offen, und der Schrägkämpfer, über dem ein Tonnengewölbe ansetzt, läuft ununterbrochen über die ganze Wandfläche bis zu deren südlichem Ende. Dem Anschein nach könnte also dieser Raum eine nach Süden offene Halle gebildet haben, und ausgeschlossen ist es nicht. Ich möchte aber doch eher annehmen, daß hier eine ursprüngliche südliche Abschlußwand nachträglich ausgebrochen und bei dieser Gelegenheit jener Kämpfer verlängert worden ist.

[1] Ich sehe nicht ein, warum Zeller (Kunstdenkmäler I, S. 179) diese Wendeltreppe erst in gotischer Zeit entstanden sein läßt. Äußere Kennzeichen für eine solche Datierung finden sich nicht. Soll man nachträglich den Raum für die Treppe aus der Mauer ausgehöhlt haben? Wie wären die Emporen vordem zugänglich gewesen? Ein Treppenaufgang zu ihnen muß doch schon immer vorhanden gewesen sein. Mit Gerland möchte ich annehmen, daß diese in der Mauerdicke ausgesparte Wendeltreppe schon dem ursprünglichen Bau angehört.

[2] Z. B. in Fischbeck (Reg.-Bez. Kassel, Kreis Schaumburg). Die Verwandtschaft des dortigen Westbaues mit dem Mindener Dom betont Dehio, Handbuch V, S. 353.

die mittlere Empore in der Breite des Mittelschiffes nach Osten abschließenden großen Bogen gesessen. Eine derartige Konstruktion ist ausgeschlossen, zumal wenn man die sonstige altertümliche Befangenheit des ganzen Baues in Betracht zieht. Der mittlere Teil des Westbaues kann keine größere Last getragen haben. Damit wird die Annahme eines Westbaues vom Typus desjenigen des Hildesheimer Domes hinfällig.

Es bleibt dann nur die Möglichkeit einer zweitürmigen Westfassade mit mittlerem Giebel, allerdings natürlich noch in zaghafter Ausbildung mit nur wenig die Mitte überragenden Türmen, so etwa, wie wir es bei dem um die Mitte des 10. Jahrh. errichteten Westbau von St. Philibert in Tournus finden.[1] Das Dach des Mittelschiffes wird sich über der Empore bis zu einer Giebelwand im Westen fortgesetzt haben. Rechts und links von diesem Giebel werden die seitlichen Teile des Westbaues selbständig, d. h. in Gestalt von niedrigen Türmen ausgebildet gewesen sein, worauf die ganze Struktur ihrer unteren Geschosse zu deuten scheint, und in ihrem obersten Stockwerk die Glocken getragen haben. Die Bedenken gegen einen solchen zweitürmigen Westbau in diesen Gegenden in früherer Zeit werden wir vielleicht später durch den Hinweis auf die Möglichkeit auswärtigen Einflusses beseitigen können.

Gestatten uns die historischen Nachrichten die Entstehungszeit dieser merkwürdigen Anlage festzustellen? Das Chronicon Hildesheimense, die einzige Quelle, die die Gründung des Heiligkreuzstiftes erwähnt, berichtet von Bischof Hezilo (1054—1079): iam autem instante aetatis suae vespere vespertinum oblaturus sacrificium, in orientali nostrae civitatis parte prius domum belli in domum pacis adiuncto etiam novo opere commutavit, et 15 canonicis institutis habundeque illis necessariis provisis Adeloldo praeposito, viro sanctae memoriae, regendos commisit.[2] Hezilo selbst konnte die Einweihung der neuen Stiftskirche nicht mehr vornehmen. Sein Freund Burkhard von Halberstadt, der nach Hildesheim gekommen war, um Hezilo vor seinem Ende noch einmal zu sehen, vollzog 1079 die Weihe.[3]

---

[1] Vgl. oben S. 2.

[2] SS. VII, 854, 13. Zeller und Gerland entnehmen die gleiche Nachricht dem Annalista Saxo (SS. VI, 690, 8), der aber seine Angabe wörtlich aus dem Chronicon Hildesheimense geschöpft hat.

[3] l. c. 854, 16. Set quia idem monasterium infirmitate praeventus consecrare non potuit, Burchardo Halverstadensi episcopo . . . sub titulo sanctae Crucis et beatorum apostolorum Petri et Pauli consecrandum commisit. Daß diese Anwesenheit Burkhards in Hildesheim unmittelbar vor dem Tod Hezilos (5. Aug. 1079) fällt, geht aus den nachfolgenden Worten des Chronicon hervor. Man wird also die Weihe der Kreuzkirche 1079 ansetzen dürfen. Nicht ganz richtig ist die Angabe Gerlands (S. 32), daß aus einer 1163 ausgestellten Urkunde Bischof Hermanns von Hildesheim (Janicke Urkundenbuch

Die Nachricht des Chronicon Hildesheimense besagt deutlich, daß sich hier vordem eine Burg erhoben hatte, wenn wir den Ausdruck domum belli vorläufig einmal so interpretieren dürfen, und daß Hezilo diese Burg in ein Kanonikerstift umwandelte. Gerland[1] hat aber mit Recht noch mehr aus den Worten des Chronisten herausgelesen. Von dieser Burg gingen bedeutende Teile in den Neubau des Klosters über. Die Bautätigkeit Hezilos kann nur geringen Umfang gehabt haben, der Chronist spricht nicht von einem vollständigen Neubau Hezilos, sondern nur von der Hinzufügung eines neuen Teiles (adiuncto etiam novo opere). Und auch daraus, daß Hezilo erst gegen Ende seines Lebens mit der Errichtung des Klosters begann, der Neubau aber schon um die Zeit seines Todes geweiht werden konnte, wird man schließen dürfen, daß die vorgenommenen baulichen Veränderungen nicht allzu bedeutend gewesen sein können.

Und dieses Ergebnis einer genauen Interpretation der Angaben des Chronisten stimmt durchaus zu dem baulichen Befund. Gerland hat bereits richtig festgestellt[2], daß Langhaus und Querschiff untereinander nicht im Verband stehen und zu verschiedenen Zeiten ausgeführt sein müssen. Auch in ihrem architektonischen Charakter, wie wir noch im einzelnen auszuführen haben werden, unterscheidet sich die Ostpartie wesentlich von dem Langhaus. Während dieses sehr altertümliche Züge aufweist, sind Chor und Querhaus Hezilos übrigen Bauten in Hildesheim aufs engste verwandt. Nach Hezilos Zeit hören wir auf lange hinaus nichts mehr von baulichen Veränderungen an der Kreuzkirche. Was liegt näher als die Annahme, daß Hezilo nur diese zweifellos jüngeren Teile des heutigen Baues errichtet hat, während er das Langhaus von jener alten domus belli — was wir uns unter ihr vorzustellen haben, wird weiter unten noch zu erörtern sein — übernommen haben muß. Wenn er demnach nur die Chorpartie ausbaute, dann erscheint es allerdings berechtigt, daß der Chronist seine Bautätigkeit nur mit „adiuncto etiam novo opere" registriert.

Hezilo hat den Hildesheimer Dom erbaut, so wie er sich im wesentlichen heute noch unter der Überarbeitung des 18. Jahrh. erhalten hat.[3]

des Hochstifts Hildesheim I, S. 319) hervorgehe, daß die Weihe erst nach dem Tode Hezilos vorgenommen worden. Gerland scheint hier ein Interpretationsfehler untergelaufen zu sein. Burkhard kann die Kirche auch geweiht haben, während Hezilo noch auf dem Krankenbette lag. Die Urkunde besagt nur, daß Hezilo die neue Stiftskirche vor seinem Lebensende nicht mehr in der nötigen Weise mit kirchlichem Schmuck und dem zum Gottesdienst Nötigen ausstatten konnte.

[1] a. a. O. S. 32 und 38. [2] a. a. O. S. 31.

[3] Vgl. Zeller, Roman. Baudenkmäler, S. 43 ff.

Unter ihm wurde ferner im Westen der Stadt die Stiftskirche auf dem Moritzberg errichtet.[1] Zusammen mit der Ostpartie der Kreuzkirche bil-

[1] Vgl. Zeller, Roman. Baudenkmäler. S. 56ff., Gerland, Die Stiftskirche zu St. Moritz auf dem Berge vor Hildesheim. Zeitschrift für bildende Kunst, 1908, S. 300ff. Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. Kreis Marienberg, S. 127ff. Godehard baute zuerst eine klösterliche Kirche hier oben auf dem Moritzberg (SS. XI, 194 und 207). Daß wir in der heutigen Kirche einen vollständigen Neubau aus der Zeit Hezilos zu sehen haben, wird zwar allgemein angenommen, ist aber nirgends bisher strikt bewiesen worden. Zeller und das Inventar werfen die einzelnen Nachrichten zum Teil durcheinander, namentlich das letztere verführt in dieser Hinsicht mit geradezu unglaublicher Liederlichkeit. Gerlands Ausführungen befriedigen insofern nicht, als er sich in vielen Fällen nur auf sekundäre Quellen stützt.

Bei der Kirche Godehards errichtete Hezilo ein Nonnenkloster, das Benedikt X. 1058 bestätigte. Das Chronicon Hildesheimense (SS. VII 854, 8) stellt ausdrücklich fest, daß die Nonnen „in monasterio quod beatae memoriae Godehardus episcopus aedificaverat" angesiedelt wurden. Es ist also gänzlich unrichtig, wenn das Inventar angibt, daß Hezilo für die Nonnen ein neues Kloster neben dem alten Bau errichtete. Als die Nonnen auf dem Moritzberg sich nicht bewährten, vertrieb Hezilo sie und setzte dort aben 20 Kanoniker „novo in monasterio" ein (l. c. 854, 1). Das Jahr ist nicht bekannt, von einer Bestätigungsurkunde Alexanders II. vom Jahre 1068 gibt uns auch nur eine spätere Überlieferung (Lauensteins Diplomatische Geschichte des Bistums Hildesheim) Kunde (vgl. Janicke, Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim I, S. 109). Man könnte zweifeln, ob damals wirklich ein Neubau der Klosterkirche vorgenommen wurde, denn der Ausdruck „in monasterio novo" könnte sich ebensogut auf eine Neuerrichtung der Klostergebäude beziehen. Den durchschlagenden Beweis dafür, daß tatsächlich die heutige Kirche erst unter Hezilo erbaut wurde, daß damals eine Verlegung des Klosters stattfand, gibt einzig und allein eine Urkunde Bischof Bernhards von 1151 (l. c. S. 259), in der dieser den Stiftsherren unter anderen Präbenden auch die des monasterium vetus bestätigt. Die Erwähnung des „alten Münsters" an dieser Stelle bezeugt, daß tatsächlich die Kanoniker von Hezilo in einem neuen Kloster mit neuer Kirche angesiedelt wurden, neben der die von Godehard erbaute Kirche einstweilen noch bestehen blieb. Genau den Beginn der Bautätigkeit an der neuen Kirche Hezilos vermögen wir nicht festzustellen. Auf Grund der erwähnten Urkunde Alexanders II., der, wiederum nach Lauenstein, 1074 eine Bestätigung durch Heinrich IV. gefolgt zu sein scheint, wird er etwa um 1068 anzunehmen sein. Ganz unbegründet und unwahrscheinlich ist es, wenn Gerland in der Tatsache der Erteilung der päpstlichen Bestätigungsbulle einen Beweis dafür sieht, daß 1068 die Kirche schon vollendet war; jene kann uns in dieser Frage gar keinen Anhalt geben. Dagegen werden wir behaupten können, daß in den Jahren 1073—76 die Kirche vollendet gewesen sein muß. Die schlechte Verwaltung des ersten Propstes führte nach einigen Jahren zu dessen Absetzung. In einem zwischen 1073 und 1076 ausgestellten Schreiben (l. c. S. 132) klagt Hezilo ihn an, daß er unter anderem auch „facultates, unde que pendent interrupte fratrum officinas perfici oportuit" verschleudert hätte. Daraus, daß hier nicht mehr von Bautätigkeit an der Kirche die Rede ist, und daß nur die Errichtung der eigentlichen Klostergebäude durch Kunos schlechte Verwaltung ins Stocken geraten war, werden wir schließen dürfen, daß die Kirche damals bereits vollendet war. In Ermangelung des Datums der Weihe gibt uns diese bisher übersehene urkundliche Nachricht vielleicht einen Anhalt zur zeitlichen Begrenzung der Bautätigkeit an unserer Kirche.

den diese Bauten eine geschlossene Gruppe, untereinander aufs engste verwandt, soweit sich das, bei der starken Überarbeitung des Domes und der Moritzkirche in nachmittelalterlicher Zeit, noch feststellen läßt. Alle drei tragen ausgesprochen den Charakter der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. Die Mauertechnik ist sehr ähnlich, die Grundrißbildung nicht minder,[1] Innen- wie Außenarchitektur noch sehr schlicht und schmucklos.[2] An den Kämpfern und Basen der Halbpfeiler kehren zum Teil ganz die gleichen Profile wieder.[3] Überall noch flache Decken.

Chor und Querhaus der Kreuzkirche passen also gut in die Zeit Hezilos, das Langhaus aber muß älter sein. Auch Zeller gibt seinen primitiveren Charakter zu, ohne doch für diese, wenn Langhaus und Ostpartie gleichzeitig unter Hezilo entstanden wären, recht auffallende Tatsache sich um eine Erklärung zu bemühen.[4] Dehio hebt als durchaus altertümlich und wenig in die Zeit um die Mitte des 11. Jahrh. passend die Beibehaltung der Emporenanlage und des Tonnengewölbes über den Seitenschiffen hervor.[5] In der Tat findet sich eine solche Emporenanlage an keinem anderen Bau weder in Hildesheim und seiner näheren Umgebung noch im ganzen übrigen östlichen Sachsen mit alleiniger Ausnahme von Gernrode. Und mit Gernrode müssen wir unsere Kirche vergleichen, wenn wir stilistisch ein Analogon zu ihr finden wollen.

In Gernrode wie in Hildesheim zählt das Langhaus auf jeder Seite vier Arkaden. Stützenwechsel findet sich in Hildesheim nicht, schlichte quadratische Pfeiler mit glattem Schrägkämpfer dienen als Stützen.[6] In einer fortlaufenden Reihe rundbogiger Arkaden öffnen sich hier wie dort die über den Seitenschiffen angebrachten Emporen nach dem Mittelschiff. In Gernrode sind diese Öffnungen so gegliedert, daß sich über dem mittleren Langhauspfeiler ein kleiner quadratischer Pfeiler erhebt, rechts und links von dem je drei Doppelarkaden auf Säulchen angebracht sind. An

[1] Quadratischer Schematismus streng durchgeführt, das Querhaus springt ziemlich genau um die Hälfte seiner Breite seitlich über das Langhaus vor.

[2] Die Außenwände sind ganz glatt, innen sind die Kämpfer und Basen der Halbpfeiler in der Ostpartie die einzigen Zierglieder. Zeller, Roman. Baudenkmäler S. 48, gibt an, außen am südlichen Seitenschiff des Domes die alten Lisenen gefunden zu haben, und rekonstruiert danach dieses als mit durchgehender Lisenengliederung versehen (Tafel 26 Abb. 6). So, wie er das Kämpferprofil dieser Lisenen abbildet (Taf. 26 Abb. 5), könnte diese Lisenengliederung nur nachmittelalterlicher Zeit angehören. Das Profil ist vollständig unmittelalterlich und zeigt ausgesprochen den Charakter des 17. oder 18. Jahrhunderts.

[3] Vgl. in Zellers Roman. Baudenkmälern, Tafel 40 Abb. 6 (Kreuzkirche), Tafel 45 Abb. 40 (St. Moritz) und Tafel 25 Abb. 6 und 7 (Dom).

[4] Roman. Baudenkmäler, S. 55 und Kunstdenkmäler S. 183.

[5] Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, V. S. 208f.

[6] Vgl. Taf. I, Abb. 1 u. 2.

der Hildesheimer Kreuzkirche ist die Gliederung einfacher, das Prinzip der Zweiteilung in eine östliche und eine westliche Hälfte ist aber auch hier festgehalten. In der Mitte eine etwas größere Öffnung auf quadratischen Pfeilern, zu beiden Seiten je drei kleinere, mit säulenartigen Pfeilerchen als Zwischenstützen.[1] Auffallend ist, daß der Bogen der mittleren Öffnung etwas tiefer ansetzt als die übrigen. Alle Details höchst altertümlich, besonders die weit ausladenden Kämpfer der Zwischenpfeilerchen, die sich mit den Kämpferkapitellen der Gernroder Emporensäulchen vergleichen lassen. Wie in Gernrode stehen die Stützen der Emporenöffnungen auf einer niedrigen Brüstungsmauer.

Der westliche Abschluß des Langhauses ist in Gernrode durch die Verwandlung der Kirche in eine doppelchörige Anlage starken Veränderungen unterworfen gewesen. Die westliche Nonnenempore ging damals verloren, Ersatz wurde für sie in den Emporenbühnen der Querhausflügel geschaffen. Die Form des ursprünglichen Westabschlusses ist daher nicht mehr ganz leicht festzustellen. So viel ist gewiß, daß auch hier dem Langhaus im Westen ein Emporenbau vorgelagert war. Die Westempore des Mittelschiffes stand ganz wie in Hildesheim mit den seitlichen Emporen durch je zwei rundbogige Durchgänge in Verbindung. Diese haben sich noch erhalten, im westlichsten Joch des Langhauses je eine rundbogige Doppelöffnung mit mittlerer Säule, weit größer als die Arkaden der Emporen und deutlich als Durchgänge gekennzeichnet durch die etwas tiefere Lage der Sohle. Heute führen diese Durchgänge ins Leere, einst muß zwischen ihnen eine hölzerne oder steinerne Empore eingespannt gewesen sein. Und wie in Hildesheim war auch in Gernrode die Empore durch seitliche Treppenaufgänge zugänglich. Hier sind zu diesem Zweck runde Treppentürme westlich vor die Seitenschiffe gelegt, in Hildesheim sind die Treppen ins Innere des Baues gezogen und in der Mauerdicke der Westmauer der seitlichen Räume des Westbaues angebracht. Auch war in Gernrode die ganze Emporenanlage etwas umfangreicher als an der Hildesheimer Kreuzkirche, entsprechend der Bestimmung des Baues als Gotteshaus eines Nonnenklosters. Der Westbau schloß nicht in gerader Front, die Empore ragte aller Wahrscheinlichkeit nach bis zwischen die Türme hinein.

Mit Gernrode zeigt das Langhaus der Hildesheimer Kreuzkirche beträchtliche Verwandtschaft, sowohl in der Gesamtdisposition wie in den

[1] Vgl. Zeller, Roman. Baudenkmäler, Tafel 41 Abb. 1 und 4. Abbildung 1 ist insofern ungenau, als unrichtigerweise an den beiden mittleren Pfeilern der Empore durchgehende Kämpfer angegeben sind, während in Wirklichkeit besondere Kämpfer in verschiedener Höhe für den mittleren Bogen und die seitlich an ihn grenzenden vorhanden sind. Vgl. unsere Abbildung auf Taf. I.

architektonischen Details, während wir ihm sonst keinen Bau in diesen Gegenden an die Seite zu setzen wüßten. Die schon von Gerland aufgestellte Hypothese, daß das Langhaus noch aus der Zeit vor der Gründung des Kanonikerstiftes durch Bischof Hezilo stammt, scheint also auch dieser Vergleich zu bestätigen. Das Schiff der Kreuzkirche mit seiner Emporenanlage muß noch zu der Burg gehört haben, die sich vordem an dieser Stelle erhob, und von der ja laut dem Bericht des Chronisten beträchtliche Teile in das spätere Kloster übergegangen sind. Von dieser letzteren Annahme geht auch Zeller aus, nur weist er den Resten der älteren Anlage bedeutend geringeren Umfang zu. Mit seinen Anschauungen haben wir uns jetzt auseinander zu setzen.

Zeller[1] erblickt nur in den westlichsten Teilen des heutigen Langhauses Reste der alten domus belli, in dem tonnengewölbten Raum am westlichen Ende des südlichen Seitenschiffes und dem niedrigen Zwischengeschoß darüber, sowie in dem großen Tonnengewölbe, das wir als die Mittelschiffsempore im Westen der Kirche deuteten. Im einzelnen kommt es ihm freilich nicht sehr darauf an, seine Anschauungen zu präzisieren und eingehender zu begründen. Bald bezeichnet er das Ganze als Wohnbau oder Kriegsturm, bald als „eine Burg, die aus unteren Hallen bestand, mit geschlossenen, verteidigungsfähigen Waffenräumen darüber". Nach der einen Stelle gehören im Süden nur der untere tonnengewölbte Raum und das Zwischengeschoß dem ursprünglichen Bau an, und darüber soll ehemals ein Wohngeschoß gesessen haben, an anderer Stelle wird auch das obere Geschoß mit seinen beiden Durchgangsöffnungen nach der Mittelschiffsempore noch zu der älteren Anlage gerechnet und ausdrücklich dessen Einheitlichkeit im Mauerwerk mit den unteren Teilen festgestellt. Eigentümlichkeiten der früheren Hirsauer Bauschule sollen sich sogar hier schon finden.

Zeller scheint seine Ansicht einzig und allein auf eine durchgehende Mauerfuge zu gründen, die er in der Südwand des Langhauses ungefähr da, wo das östliche Ende der Mittelschiffsempore anzunehmen ist, konstatiert.[2] Diese Fuge müßte die dicke Seitenmauer des tonnengewölbten Raumes am Westende des Seitenschiffes der Länge nach durchschneiden. Genauer hingesehen handelt es sich aber gar nicht um eine durchgehende Fuge, sondern nur um ein Vorspringen der Mittelschiffsmauer um wenige Zentimeter nach dem Schiff zu, da wo dort die westliche Emporenanlage begann. Ich vermute, daß man wegen des großen Tonnengewölbes der mittleren Empore hier in dieser Weise die seitlichen

---

[1] Roman. Baudenkmäler S. 54 und Kunstdenkmäler S. 179.
[2] Vgl. Roman. Baudenkmäler S. 54 Abb. 43 und Tafel 41 Abb. 1.

Mauern stärker bildete. Auch binden eine ganze Anzahl von Steinen über diesen vermeintlichen Spalt hinüber. Und wenn wir auf die Südseite dieser Quermauer gehen, auf der doch jene durchgehende Fuge gleichfalls zutage treten müßte, so finden wir hier nicht die geringste Spur von ihr

Aber auch aus anderen Gründen ist Zellers Ansicht unhaltbar. Sie erklärt nicht und läßt außer acht die Trennung, die deutlich zwischen Chorpartie und Langhaus besteht, das Fehlen des Verbandes an dieser wichtigen Stelle und die Verschiedenheit des architektonischen Charakters, die auf einen ziemlich beträchtlichen zeitlichen Abstand zwischen beiden Hälften der Kirche weist. Auf diese Beobachtungen hatte Gerland seine Hypothese gegründet. Mit ihr setzt sich Zeller überhaupt nicht auseinander[1] Wenn Hezilo tatsächlich nur jene verhältnismäßig wenig umfangreichen Teile von der alten Burg übernommen, die ganze übrige Kirche aber neu erbaut hatte, wäre es ausgeschlossen, daß der Chronist von dieser, dann doch recht umfassenden und die bisherige Anlage völlig umgestaltenden Bautätigkeit nur mit „adiuncto etiam novo opere“ Notiz genommen hätte Ferner wird Zellers Hypothese der Trennung zwischen Langhaus und Chorpartie gar nicht gerecht. Die Verschiedenheit ihres architektonischen Charakters nötigt auch ihn zu der Annahme eines gewissen zeitlichen Abstandes zwischen beiden. Wo soll dieser herkommen, wenn wir hören, daß Hezilo erst am Abend seines Lebens die Umwandlung der Burg in ein Stift begann, die Kirche aber schon zur Zeit seines Todes geweiht werden konnte? Daß die Chorpartie aber ihrem ganzen Charakter nach auch noch dem 11. Jahrh. angehören muß, betont selbst Zeller

Schließlich ist noch auf eines aufmerksam zu machen. Wir sahen schon, daß jenem tonnengewölbten Raum am westlichen Ende des südlichen Seitenschiffes ein ganz ähnlicher im Norden entsprochen haben muß. Deutlich ist noch erkennbar, daß die Kirche ursprünglich eine symmetrische westliche Emporenanlage besaß. Auf der Nordseite haben sich oben die beiden Durchgänge, durch die man von den seitlichen Emporen und den Treppenaufgängen nach der Mittelschiffsempore gelangte, genau wie im Süden erhalten und nötigen vereint mit den Resten der Mittelschiffsempore zu der Annahme, daß der westliche Abschluß der Seitenschiffe auch in den unteren Teilen gleich gestaltet war. Wozu

[1] Sowohl Roman. Baudenkmäler S. 54 wie Kunstdenkmäler S. 179 beruft sich Zeller auf Gerlands Aufsatz, als ob dieser in seinen Ergebnissen über die noch in der Kirche enthaltenen Reste der alten domus belli vollständig mit seinen Ausführungen übereinstimmte. Daß Gerland zu ganz anderen Ergebnissen gekommen ist, bleibt gänzlich unerwähnt, geschweige daß sich auch nur der Versuch einer Widerlegung fände.

also jene tonnengewölbten Räume am Westende des südlichen Seitenschiffes aus dem Ganzen des Langhauses und der westlichen Emporenanlage herausreißen, mit dem sie aufs engste verwachsen sind? Zellers Hypothese findet in nichts einen Anhalt und widerspricht direkt dem baulichen Befund wie den Angaben des Chronisten.

Das ganze Langhaus stammt also noch aus der Zeit vor der Errichtung des Kanonikerstiftes. Es stellt einen ganz stattlichen dreischiffigen Kirchenbau dar, mit westlicher Emporenanlage und Emporen über den Seitenschiffen. Als östlichen Abschluß werden wir vielleicht eine einfache halbrunde Apsis vor dem Mittelschiff[1] anzunehmen haben, die dann von Hezilo beseitigt wurde, um dem für eine Stiftskirche nötigen umfangreicheren Chorbau Platz zu machen. Wie haben wir uns diese Anlage im Rahmen der ursprünglichen domus belli zu denken, die der Bischof in eine domus pacis verwandelte?

Diese schon öfters zitierte Nachricht des Chronicon Hildesheimense ist leider überhaupt das einzige Zeugnis, das wir über die Entstehung der Kreuzkirche besitzen. Und auch es ist unbestimmt genug und läßt uns so gut wie völlig im unklaren über die Anlage, die sich vor der Umwandlung in ein Kanonikerstift hier erhob, und von der das Langhaus der heutigen Kirche noch stammt. Gerland möchte den Ausdruck „domus belli“ als terminus technicus fassen, als Bezeichnung für einen kirchlich geweihten Bau, der gleichzeitig ein Festungswerk bildete.[2] Er nimmt an, daß die Kirche selbst die domus belli darstellte, daß sie ebensosehr kriegerischen wie kultischen Zwecken diente, und daß gerade die ringsum laufenden Emporen aus ihrer Bestimmung als Verteidigungsbau zu erklären seien. Das gibt entschieden zu weit. Schon die Gegenüberstellung „domus pacis“ und „domus belli“ in unserer Quelle zeigt, daß der Chronist hier mehr auf eine rhetorisch wirkungsvolle Antithese ausgeht, daß es gar nicht in seiner Absicht liegt, sachlich genau bestimmte Begriffe zu geben. Wir werden seinen Worten nicht mehr entnehmen dürfen, als daß der Ort, auf dem jetzt das Kanonikerstift errichtet wurde, bis dahin kriegerischen Zwecken gedient hatte.

Aber schon dies wenige, was sich mit Sicherheit den Worten des Chronisten entnehmen läßt, schließt die Annahme aus, daß sich unsere Kirche hier allein erhoben hätte, daß sie allein für sich die ganze domus belli gebildet hätte. Ein kirchlicher Bau, auch wenn er zugleich für Fälle der Not als Verteidigungswerk bestimmt gewesen wäre, bildete keinen so ausgesprochenen Gegensatz zu dem späteren Kloster, daß sich in diesem Falle die Gegenüberstellung „domus pacis“ und „domus

[1] Oder sollte an drei Apsiden auf gleicher Höhe zu denken sein?

[2] a. a. O. S. 38

belli" gerechtfertigt hätte. Die weltliche Bestimmung des Platzes muß überwogen haben. Wir werden nicht anders annehmen können, als daß sich hier eine Burg oder eine befestigte Hofanlage erhob, zu der unsere Kirche in irgendwelcher Weise gehörte.

Und diese Burg muß recht stattlich gewesen sein, wenn wir von dem Kirchenbau, der zu ihr gehörte, auf die Bedeutung des Ganzen schließen dürfen. Wie aber soll man sich eine Burganlage von derartigem Umfang in so unmittelbarer Nähe des Domstiftes erklären? Wann ist diese Burg entstanden, wer hat sie angelegt? Eine ganze Reihe von Fragen erhebt sich, und wir sind für ihre Beantwortung leider nur auf unsichere Vermutungen angewiesen. Wenn noch die Kirche selbst spräche. Aber wir werden auf Grund ihres architektonischen Charakters bei dem gänzlichen Mangel an Vergleichsmaterial nicht mehr mit einiger Sicherheit behaupten können, als daß ihre Erbauung noch vor dem Jahre 1000 anzusetzen sein wird.[1] Darauf weist die Verwandtschaft mit Gernrode, dem einzigen Bau in diesen Gegenden, der überhaupt zum Vergleich in Betracht kommt, darauf auch die Gegenüberstellung mit den Hildesheimer Bauten des frühen 11. Jahrh.[2], die schon einen weit fortgeschritteneren Charakter tragen. Auch könnte man geltend machen, daß wir von etwa dem Jahre 1000 ab bis zur Zeit Hezilos recht gut über die Geschehnisse in Hildesheim unterrichtet sind, namentlich was die von den einzelnen Bischöfen vorgenommenen Weihen von Gotteshäusern betrifft,[3] daß sich aber nirgends eine Nachricht findet, die auf unsere Kirche zu beziehen wäre. So besteht wohl ziemliche Sicherheit, daß die älteren Teile der Kreuzkirche noch vor der Wende des ersten Jahrtausends entstanden sind, wann wir sie aber vor diesem Zeitpunkt anzusetzen haben werden, darüber tappen wir noch vollständig im Dunkeln.[4]

---

[1] Zeller setzt allerdings die von ihm im Westen der Kirche angenommenen Reste seiner domus belli noch in die Zeit Heinrichs IV. (also dann auch Hezilos!) und behauptet die Übereinstimmung der Profilierungen mit dem Azelinschen Dombau. Von Profilierungen kann nun in diesen westlichsten Teilen überhaupt nicht viel die Rede sein. Es finden sich nur einfache aus Platten und Schräge bestehende Kämpfer, und die können nicht zu einer genaueren Datierung verwandt werden, da sie sowohl beträchtlich früher wie später auch noch vorkommen, zumal wenn man bedenkt, daß es sich nach Zeller doch nur um einen „Kriegsturm" handelte, bei dem natürlich nur allereinfachste Formen zur Verwendung kamen.

[2] Es sind in chronologischer Reihenfolge: St. Michael, die Reste des Azelinschen Domes und der heutige Dom.

[3] Über Bernward und Godehard berichten ihre Viten ziemlich erschöpfend, über die beiden folgenden Bischöfe, Thietmar, Godehards Nachfolger, und Azelin, den Vorgänger Hezilos bieten das Chronicon Hildesheimense, die Vita Godehardi posterior und die noch zu erwähnende Fundatio recht ausführliche Nachrichten.

[4] Nicht zu verwechseln ist unsere Kreuzkirche mit dem sacellum s. Crucis, das

Wir würden in dieser Frage vielleicht klarer sehen, wenn wir wenigstens wüßten, auf welche Weise Hezilo in den Besitz dieser Burg gelangte, und wem sie bis dahin gehörte. Hat Hezilo die Burg erworben, oder war sie bereits alter Besitz der Hildesheimer Kirche? — Die Quellen schweigen sich über diesen Punkt gründlich aus. Aber gerade dieses Schweigen der Hildesheimer Überlieferung läßt vielleicht darauf schließen, daß der Platz bereits seit längerer Zeit dem Domstift gehörte. Wäre diese befestigte Burg in nächster Nähe des Domstiftes[1] bisher in fremden Händen gewesen, hätte ein fremder Machthaber hier dem Bischof unmittelbar auf dem Nacken gesessen, so wäre die Erwerbung dieses Platzes durch Hezilo ein Ereignis von allergrößter Bedeutung für das Domstift gewesen, und man könnte geltend machen, daß der Chronist wohl kaum diese wichtige Tatsache mit Stillschweigen würde übergangen haben. Und auch in den Quellennachrichten der vorausgehenden Zeit — für die erste Hälfte des 11. Jahrh. sind sie recht gut, wie wir schon betonten — müßte es irgendwelche Spuren hinterlassen haben, wenn das Domstift hier bisher einen fremden Machthaber zum nächsten Nachbarn gehabt hätte. Argumenta ex silentio haben immer ihr Bedenkliches, hier scheint mir aber doch der Schluß berechtigt, daß der befestigte Platz, auf dem sich nachmals das Stift zum hl. Kreuz erhob, bereits seit längerem der Domkirche gehört haben muß.

Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, daß sich vor 1079 keine einzige Erwähnung der Kirche oder der Burg, zu der sie gehörte, will nachweisen lassen, obwohl die noch erhaltenen Teile von der Bedeutung der ganzen Anlage zeugen. Ich möchte darin einen Wink sehen, daß ihr Ursprung in ganz frühe Zeit, wo wir nur sehr mangelhaft über die Geschicke des Hildesheimer Bistums unterrichtet sind, zu setzen ist. Wenn dem so ist, dann könnte vielleicht eine Vermutung, die ich hier näher begründen möchte, uns weiter führen.

In dem Langhaus der Kreuzkirche haben wir eine augenscheinlich sehr frühe, zweifellos noch vor dem Jahr 1000 entstandene Kirche mit Emporenanlage und aller Wahrscheinlichkeit zweitürmiger Westfassade, deren Entstehung für uns in vollständiges Dunkel gehüllt ist. Die Gründungsgeschichte des Hildesheimer Bistums andererseits weiß von einem Kirchenbau mit zwei hohen Türmen, der ältesten Domkirche, zu berich-

Bernward laut seiner Vita und der Urkunden als ersten Bau an der Stätte des Michaelsklosters errichtete. Dessen Lage bei der Michaelskirche und seine Zugehörigkeit zu dem Kloster ist mehrfach ausdrücklich bezeugt.

[1] Nur eine Senkung von wenigen hundert Metern trennt die Kreuzkirche von dem Domhügel. Ende des 11. Jahrh. umfaßte die Hildesheimer Stadtmauer, die hier Altstadt und Neustadt trennte, bereits das Kreuzstift. Vgl. Gerland S. 35.

ten, der nachher so gut wie spurlos verschwindet. Die Versuchung ist groß, unsere Kirche mit dieser Nachricht in Verbindung zu bringen, beide Bauten zu identifizieren, obwohl, wie ich hier gleich gestehen muß, sich allerdings einige Schwierigkeiten dieser Hypothese in den Weg stellen. Diese lassen sich zwar, glaube ich, beseitigen, doch ist infolge der spärlichen und nicht ganz einwandfreien Nachrichten, die uns allein zur Verfügung stehen, die Lösung nicht so glatt und überzeugend, wie man es wohl wünschen möchte, und manchem wird unsere Hypothese vielleicht wenig vertrauenerweckend erscheinen. Immerhin darf sie hier einmal mit allem ihrem Für und Wider zur Diskussion gestellt werden als ein Versuch zur Lösung des Rätsels, das uns die Kirche aufgibt.

Wir sind über die Anfänge Hildesheims besonders schlecht orientiert. Von den ältesten königlichen Urkunden, welche die Stiftung des Bistums und seine Ausstattung mit Grundbesitz bekundet haben müssen, ist keine im Original oder in späteren Bestätigungen auf uns gekommen. Was von chronikalischen Nachrichten vorhanden, verdankt alles seine Niederschrift erst beträchtlich späterer Zeit und ist entweder sehr knapp und dürftig oder bereits stark legendenhaft ausgeschmückt. Am ausführlichsten ist die sogenannte Fundatio ecclesie Hildensemensis, ein gegen Ende des 11. oder spätestens zu Beginn des 12. Jahrh. entstandenes Schriftstück, aus dem andere Quellen wiederum ihre Nachrichten über die Urgeschichte des Bistums geschöpft haben.[1]

Die Fundatio bringt die Entstehung des Hildesheimer Bistums mit einem Reliquienwunder in Verbindung, das sich da ereignete, wo Ludwig der Fromme einst auf der Jagd die Messe hörte. Ludwig baute an der Stelle des Wunders eine Kapelle zu Ehren der Gottesmutter und verlegte hierher das bereits von Karl dem Großen gegründete Bistum Elze. Erster Bischof ward Gunther.[2] Natürlich muß der Kaiser die neue geistliche Niederlassung mit dem Grund und Boden ausgestattet haben, auf dem sie sich erheben sollte, welche Örtlichkeiten aber diese Schenkung umfaßte, bleibt uns gänzlich vorenthalten. Mit Sicherheit feststellen läßt sich nur, daß der heutige Domhügel zu ihr gehört haben muß, denn auf ihm erhob sich, wie wir noch sehen werden, die von Ludwig errichtete Marienkapelle. Aber natürlich wird der Grund und Boden von Hildesheim noch in größerem Umfang dem neugegründeten Bistum

[1] Herausgegeben von Bertram. Hildesheims Domgruft und die Fundatio ecclesie Hildensemensis. Hildesheim 1897. Der Bericht bricht mit dem Tode Hezilos (1079) ab. Der Annalista Saxo, der um 1139 schrieb (vgl. Wattenbach. Deutschlands Geschichtsquellen II, S. 256ff.) exzerpiert die Fundatio an mehreren Stellen wörtlich. Damit ist ihre Datierung ungefähr gegeben.

[2] Vgl. Fundatio S. 4ff.

überwiesen worden sein. Nur durch eine Senkung von wenigen hundert Metern getrennt, grenzt der Hügel, auf dem sich nachmals die Kreuzkirche erhob, im Osten an den Domhügel Es steht nichts dem im Wege, daß nicht auch schon er zur ältesten Ausstattung des Bistums gehörte.

Von Gunther, dem ersten Bischof, hören wir, daß er sich seine Domkirche nicht an der Stelle erbaute, wo schon die Marienkapelle stand, sondern daß er in einiger Entfernung von ihr eine bischöfliche Kirche mit zwei hohen Türmen errichtete und zu Ehren der heiligen Cäcilie weihte.[1] Von dieser Cäcilienkirche, möchte ich annehmen, stammt das Langhaus der Kreuzkirche mit seiner zweitürmigen Westfassade.

Bis auf Altfrid, den vierten Bischof, wurde in der Cäcilienkirche der kanonische Gottesdienst abgehalten Altfrid aber errichtete eine neue Domkirche westlich von der alten Marienkapelle und vereinigte diese selbst mit der Krypta seines Neubaues.[2] Aus Altfrids Dom ist dann unter Hezilo im dritten Viertel des 11 Jahrh. durch einen gründlichen Umbau die heutige Domkirche entstanden.[3]

Besondere Verhältnisse müssen hier vorgelegen haben. Wir wissen, wie zähe man sonst im Mittelalter an dem einmal für eine Kirchengründung gewählten Platz festzuhalten pflegte, wie man sich nur selten bei Erweiterungen zu einem vollständigen Neubau an anderer Stelle entschloß. Um so auffallender hier der zweimalige Wechsel des Platzes innerhalb weniger Jahrzehnte. Warum hat Gunther nicht seine Domkirche an der Stelle gebaut, die durch das Reliquienwunder geheiligt war, warum hat dann Altfrid wieder ohne ersichtlichen Grund die bisherige Domkirche aufgegeben, obwohl diese allem Anschein nach ein recht stattlicher Bau gewesen sein muß? Der Chronist nennt sie episcopalem ecclesiam cum duabus altissimis turribus. Eine Kirche mit zwei hohen Türmen wird schwerlich ein Holzbau[4] gewesen sein, wie man ihn sonst wohl auch bei bedeutenderen Gründungen als provisorischen Notbehelf errichtete. Daß die Kirche zwei, von unserer Quelle gar als „sehr hoch“ bezeichnete Türme besaß, weist auf ein monumentaleres Bauwerk hin. Und wenn der Chronist berichtet — wir werden allerdings später sehen, daß ihm hier vielleicht eine Verwechselung unterlaufen ist —,

[1] Fundatio S. 8 Guntharius enim primus ibi episcopus episcopalem ecclesiam, in qua principalis Deo fratrum clerus serviret, cum duabus altissimis turribus remotius a dicto sacello in meridiano eius latere construxit, et principaliter in honorem s. Ceciliae dedicavit.

[2] l. c. S. 10

[3] Vgl. Zeller Roman. Baudenkmäler S 39ff, ferner Dehio Handbuch V, S 195f

[4] So nimmt Bertram in seiner Geschichte des Bistums Hildesheim Hildesheim 1899, S 31 ohne jeden Grund an Zeller, Roman. Baudenkmäler S. 1 wiederholt diese Ansicht

daß die Ruinen dieser Kirche noch unter Bischof Thietmer (1038—1044) sichtbar waren[1], so beweist das doch auch, daß er sie sich als einen Steinbau vorstellte.

Nach wenigen Jahrzehnten kann dieses Gebaude noch nicht so baufällig und altersschwach gewesen sein, daß deshalb eine Verlegung der Domkirche an einen anderen Platz geboten gewesen wäre. Man hätte den vorhandenen Bau restaurieren, wenn nötig erweitern können. Daß man ihn vollständig aufgab und an andere Stelle übersiedelte, dazu mussen andere Umstände mitgesprochen haben. Ein Beweismoment für die Richtigkeit unserer Hypothese, daß sich im Langhaus der Kreuzkirche jene alte zweitürmige Cäcilienkirche erhalten hätte, würde es sein, wenn sie auch für diese mehrfachen Umsiedlungen eine Erklärung brächte.

Die Kreuzkirche erhebt sich auf einem Hügel, der ziemlich steil nach allen Seiten abfällt, den namentlich auch eine beträchtliche Senkung von dem Domhügel trennt. Im Süden und Osten umzog in späterer Zeit die Stadtmauer, die hier Altstadt und Neustadt schied, unmittelbar das Stift.[2] Es lag auf einem zur Verteidigung besonders günstigen Platz, was ja auch schon darin zum Ausdruck kommt, daß wir hier unserer domus beth begegnen. An absoluter Höhe übertrifft dieser Hügel den Domhügel um einige Meter. Dafür war jener aber breiter und bot Raum für eine weit größere Ansiedelung, während hier oben der Platz immer sehr beschränkt gewesen sein muß.

Ich möchte nun annehmen, daß eben wegen der zur Verteidigung geeigneteren Lage des Platzes Gunther sich hier bei der späteren Kreuzkirche mit seinem Domstift niederließ. Man mag von dem legendenhaften Bericht über das Wunder, das die Gründung Hildesheims veranlaßt haben soll, denken, wie man will, jene ältere Marienkapelle muß damals bereits auf dem Domhügel bestanden haben. Das beweisen die sehr ausführlichen und exakten Angaben der Fundatio über den Dombau Altfrieds und die Art, wie jene Kapelle in ihn mit einbezogen wurde.[3] Was Gunther bewog, nicht hier, sondern bei der späteren Kreuzkirche seine bischofliche Niederlassung anzulegen, scheint mir die militärisch günstigere Lage des Platzes gewesen zu sein. Er war höher wie der Domhügel, er war aber auch bei weitem nicht von so großem Umfang wie jener. Für die Verteidigung eines so ausgedehnten Beringes,

[1] l. c. S. 8. Ruina autem et lapsa congeries eiusdem ecclesie a Gunthario constructe monstrabatur usque ad tempora Thietmari quindecimi.

[2] Vgl. Gerland a. a. O. S. 35.

[3] l. c. S. 10 u. 12. Die Angaben hat Bertram l. c. S. 19ff. im einzelnen nachgeprüft und noch an dem heutigen baulichen Befund ihre Bestätigung gefunden.

wie ihn der Domhügel dargestellt hätte, würde die Mannschaft, die dem Hildesheimer Bischof in den Anfängen des Bistums zur Verfügung gestanden haben wird, wohl kaum ausgereicht haben.

Die Gründung des Hildesheimer Bistums versetzt uns in die Anfänge der Christianisierung des kaum erst unterworfenen Sachsenlandes, und Hildesheim war hier eine der am weitesten nach Osten vorgeschobenen Positionen. Da trug jedenfalls die bischöfliche Niederlassung zugleich den Charakter eines Verteidigungswerkes, sie wird nach außen eine Burg gebildet haben. Einige Jahrzehnte später, unter Altfrid (847 bis 874 oder 75), als sich die Verhältnisse in Sachsen bereits wesentlich geändert hatten, wird man die enge Beschränkung des Raumes innerhalb des Burgberinges als einen Zwang für die immer mehr an Bedeutung zunehmende bischöfliche Niederlassung empfunden haben. Altfrid siedelte nach dem Domhügel zu der alten Marienkapelle über und baute sich hier eine größere und stattlichere Domkirche.

Ein merkwürdiges Zeugnis für den burgartigen Charakter der Niederlassung Gunthers hat sich noch erhalten. Eine späte Quelle, das Chronicon episcoporum Hildensheimensium necnon abbatum monasterii s. Michaelis weiß von Gunther zu berichten: sepelitur in sacello arcis a se constructae und ebenso von seinem Nachfolger Reinbert: sepelitur honorifice in sacello arcis prope antecessorem.[1] Diese im Hildesheimer Michaelskloster entstandene Chronik ist zwar eine ziemlich späte Kompilation[2] und häufig nicht zum besten unterrichtet. Auch ihre Angaben über die ersten Zeiten des Bistums enthalten mancherlei Irrtümer. In diesem Fall scheint dem Chronisten aber doch eine gute Nachricht vorgelegen zu haben. Sie ist unabhängig von der sonst, wie wir sehen werden, in den Hildesheimer Quellen über Gunthers Domkirche und Begräbnisstätte vertretenen Tradition. Drei Möglichkeiten gibt es nur für die Herkunft dieser Notiz. Entweder es handelt sich um eine Vermutung des Chronisten. Dies ist unwahrscheinlich, da eine solche Vermutung sehr fern liegt und ganz außerhalb des Gesichtskreises eines späteren Kompilators. Auch daß er hier aus eigener Anschauung redet, ist ausgeschlossen, weil man sonst annehmen müßte, daß es zur Zeit dieses späten Schriftstellers eine bischöfliche Burg gab, die entweder seit Gunther bestand, oder in deren Kapelle die Leiche transferiert worden wäre. Auch spricht der kompilatorische Charakter des Chronicon gegen diese Vermutung. Bleibt nur noch die Annahme, daß die Notiz einer älteren Quelle entnommen ist. Und zwar würde sie aus einer Zeit stammen, in

[1] Leibnitz SS. rer. Brunsv. II. S. 785.
[2] Vgl. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter II, 1887, S. 149.

der die von Gunther errichtete Kirche nicht mehr Bischofssitz war, sondern nur noch die Funktion einer Burgkapelle versah, also eus der Zeit zwischen Altfrid und Hezilo. Unsere Vermutung, daß wir in dem Langhaus der Kreuzkirche die elte Domkirche Gunthers, die denn zu einer bloßen Burgkapelle herabsank, zu erblicken haben, scheint diese Notiz eufs beste zu bestätigen.

Für die Verlegung der bischöflichen Niederlassung erst unter Gunther zu der Cäcilienkirche, dann wieder unter Altfrid auf den heutigen Domhügel, ließe sich also eine Erklärung finden, wenn wir annehmen, daß Gunther seine Domkirche auf dem Hügel errichtete, den später das Kreuzstift einnahm, und daß sich uns im Langhaus der Kreuzkirche im wesentlichen die von Gunther errichtete Cäcilienkirche erhalten hätte. Und dieser Bau selbst würde nicht schlecht zu dem burgähnlichen Charakter passen, den Gunthers Ansiedlung gehabt haben muß. Schon Gerland hat das Festungsartige des Langhauses der Kreuzkirche betont. Der außerordentlich einfache Grundriß und die ringsum laufenden Emporen würden sich eus dem innerhalb des Burgberinges jedenfalls ziemlich beschränkten Raum erklären, der nur für den Kirchenbau zur Verfügung stand. Da man sich in die Länge und Breite nicht allzusehr eusdehnen konnte, mußte nach der Höhe der nötige Platz für die Kirchenbesucher geschaffen werden, der gleiche Grund, der wohl in vielen Fällen für die so häufig sich findende Zweigeschossigkeit von Burgkapellen maßgebend gewesen sein wird. Ein charakteristisches Beispiel für ähnliche Verhältnisse ist die älteste Anlage von St. Philibert in Tournus.[1] Hier in Hildesheim kann der ursprüngliche Chor nicht sehr groß gewesen sein, aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich nur eine einfache halbrunde Apsis im Osten an das Langhaus angeschlossen haben. Daher war vielleicht der größere Teil der unteren Kirche dem Chordienst des Domstiftes vorbehalten, so daß der übriggebliebene Raum im Westen nicht zur Aufnahme der Laienbevölkerung genügen konnte. So sah man sich zur Anbringung von Emporen veranlaßt, die vielleicht daneben auch der Verteidigung dienen sollten.

Unsere Hypothese würde es auch verständlich machen, wieso die Cäcilienkirche nach der Übersiedlung des Domstiftes auf den Domhügel plötzlich spurlos eus unserem Gesichtskreise verschwindet, und wie andererseits an der Stelle der späteren Kreuzkirche schon mindestens vor dem Jahre 1000 eine Burg mit dazugehörigem, für eine Burg ganz auffallend stattlichem Gotteshaus, bestand, ohne daß wir irgend etwas über ihre Entstehung oder Zugehörigkeit erführen, ja deren Ursprung selbst

[1] Vgl. oben S. 13.

den späteren Hildesheimer Chronisten in völliges Dunkel gehüllt gewesen zu sein scheint. Die Burg blieb natürlich auch nach dem Wegzug des Domstiftes im Besitz der Hildesheimer Kirche, daher hören wir nirgends etwas über ihre Erwerbung durch einen der Bischöfe, noch daß je hier ein fremder Machthaber unmittelbar neben dem Domstift gesessen hätte, was doch seine Spuren in den Hildesheimer Überlieferungen hinterlassen haben müßte. Was die Geschicke speziell der zur Burg gehörigen Kirche nach Altfrids Zeiten gewesen sind, wissen wir nicht, jedenfalls bestand hier keine eigentliche geistliche Niederlassung mehr. Daß das Patronat der hl. Cäcilie auf den neuen Dom durch Altfrid übertragen wurde, macht es erklärlich, daß der Name für die alte Kirche abkam und die Erinnerung an ihre frühere Bestimmung schwand. Als letzter Zufluchtsort in Fällen der Not wird die Burg weiterbestanden haben, jeden geistlichen Charakters entkleidet. So begreift es sich, wenn der Chronist, der über ihren Ursprung augenscheinlich sich nicht klar ist, da er mit keinem Wort der früheren Verhältnisse gedenkt und sich vorsichtig nur in ganz allgemeinen Ausdrücken bewegt, von einer domus belli reden kann, die durch Hezilo in ein Haus des Friedens verwandelt wurde.[1]

So scheint unsere Hypothese alle Schwierigkeiten und Widersprüche zu lösen, die sich einerseits an das Bestehen der domus belli mit ihrer Kirche vor Hezilos Zeiten und andererseits an die Cäcilienkirche der ersten Hildesheimer Bischöfe und ihr spurloses Verschwinden knüpfen. Mit einem Bedenken müssen wir uns jetzt noch auseinandersetzen. Eine Angabe der Fundatio widerspricht unserer Hypothese geradeswegs. Die Fundatio berichtet nämlich, daß Gunther seine Cäcilienkirche „remotius a dicto sacello (die Marienkapelle Ludwig des Frommen) in meridiano eius latere“ errichtete. Daß Gunthers Neubau in einiger Entfernung von dem älteren Heiligtum sich erhob, würde stimmen. Aber nicht vereinigen läßt sich mit unserer Auffassung, daß die neue Kirche auf der Südseite oder südlich von der Marienkapelle gelegen hätte, und daß dort ihre Überreste noch zur Zeit Bischof Thietmars (1038—1044) sichtbar gewesen wären, wie die Fundatio gleichfalls wissen will.[2] Das widerspricht den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie sich uns darstellen, schlankwegs, denn die Kreuzkirche liegt genau östlich vom Dom. Unsere Hypothese scheint gerichtet.

Es läßt sich aber doch vielleicht ein Ausweg finden. Woher hat der

[1] Daß der Berg auf dem Hezilo das neue Kanonikerstift gründete, als Verteidigungsbollwerk entbehrlich geworden, versucht Gerland (S. 35) mit der Ummauerung der späteren Altstadt in Verbindung zu bringen, die er um diese Zeit ansetzt.

[2] Vgl. oben S. 38 Anm. 1.

Verfasser der Fundatio, der fast drei Jahrhunderte nach jenen Ereignissen schrieb, seine Angabe? Ich möchte vermuten, daß sich an eben jene Ruinen auf der Südseite des späteren Domes, auf die er sich beruft, die Tradition geknüpft hatte, daß in ihnen die Reste der Domkirche Gunthers zu erblicken seien, und zwar zu einer Zeit, als in Vergessenheit geraten war, daß jene älteste Kirche an der Stelle des späteren Kreuzstiftes gestanden hatte und zum Teil noch stand. Ganz die gleiche Tradition scheint auch das Chronicon Hildesheimense wiederzugeben, und hier können wir sie deutlich als eine Verwechselung fassen. Das Chronicon Hildesheimense berichtet von Gunther: „Qui episcopus primo suae ordinationis tempore in cymiterio capellam aedificavit, in qua postmodum sepultus cum suis successoribus quievit."[1] Mit der anderen Nachricht, daß Gunther in dem sacellum arcis a se constructae begraben sei, ist diese Angabe unvereinbar. Das sacellum arcis und die capella in cymiterio können nicht derselbe Bau sein. Dagegen denkt der Verfasser augenscheinlich bei dieser Kapelle auf dem Friedhof an den gleichen Kirchenbau, den die Fundatio mit der auf der Südseite des späteren Domes, also höchstwahrscheinlich in dessen coemeterium liegenden Cäcilienkirche Gunthers im Auge hat. Auch er meint offenbar die von Gunther erbaute Domkirche, nur sieht er sie in einer zu seiner Zeit auf dem Friedhof liegenden Kapelle. Denn die Kirche, in der Gunther und seine Nachfolger begraben wurden, kann nur die von ihnen errichtete älteste Domkirche sein. Allem damaligen Brauch würde es widersprechen, wenn die ersten Hildesheimer Bischöfe nicht hier, sondern in einer Friedhofskapelle ihre Grabstätte gefunden hatten. Bleibt die Möglichkeit einer späteren Translation. Aber nicht nur, daß diese nirgends bezeugt ist. Auch wenn eine Translation stattgefunden hätte, so käme nur eine solche aus dem alten in den neuen Dom in Betracht; in eine Friedhofskapelle transferiert man nicht die Gebeine von Bischöfen. Und daß die Nachricht des Chronicon auf die älteste Domkirche zu beziehen ist, geht auch daraus hervor, daß der Chronist von der Errichtung der eigentlichen Cäcilienkirche durch Gunther daneben nichts zu berichten weiß, die Erbauung aber einer besonderen Friedhofskapelle noch zu der Domkirche durch Gunther in nichts einen Anhalt findet. Wenn der Verfasser des Chronicon die älteste Domkirche in einer Friedhofskapelle sieht, so muß hier eine Verwechselung vorliegen, und alle die anderen Gesichtspunkte, die darauf hinweisen, daß die alte Cäcilienkirche, später zum sacellum arcis herabgesunken, an der Stelle des nachmaligen Kreuzstiftes zu suchen ist, behalten recht.

Man wird folgern dürfen, daß in späterer Zeit eine Kapelle auf dem

---

[1] SS. VII, 851,6.

Friedhof, die nur noch in Ruinen erhalten war, als die alte Domkirche Gunthers galt, oder daß das, was im 11. Jahrh. für die Reste jener gehalten wurde, nicht mehr als ein im Friedhof beim späteren Dom gelegener Kapellenbau war. Über dessen Ursprung wissen wir nichts Näheres. Zweifellos muß aber die Cäcilienkirche Gunthers mit den duabus altissimis turribus von bedeutenderer Stattlichkeit gewesen sein, als daß man ihre Reste hätte bloß als „capella in cimiterio" bezeichnen können, ganz abgesehen davon, daß, wie wir schon betonten, der zweimalige Wechsel des Platzes der Bischofskirche ganz unerklärlich wäre, wenn alter und neuer Dom so dicht beieinander gelegen hätten, wie nach der Angabe „in cimiterio" zu schließen wäre.[1]

Es läßt sich also mit ziemlicher Sicherheit erweisen, daß sich in späterer Zeit infolge einer Verwechselung die Hildesheimer Tradition an die Reste einer Kapelle auf dem Friedhof bei dem Altfridschen Dom geheftet hatte und in ihr den ältesten Dom sah. Der Verfasser der Fundatio, der jene Ruinen höchstens noch in seiner Jugend gesehen haben kann, ist dem gleichen Irrtum zum Opfer gefallen.

Auf Grund dieser Identifizierung jener Gebaudereste südlich des Domes mit der alten Cäcilienkirche wird er zu seiner Angabe über die Lage dieser gekommen sein. Wenn man ganz feinhörig sein will, vielleicht allerdings etwas zu feinhörig, könnte man das noch aus seinen eigenen Worten heraushoren. Man könnte in den beiden Angaben „remotius a dicto sacello" und in „meridiano eius latere" einen gewissen Widerspruch finden, insofern als das eine auf eine ziemlich beträchtliche Entfernung von der Marienkapelle, das andere auf unmittelbarere Nähe auf der Südseite jenes Heiligtumes zu deuten scheint. Und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß wir in der einen Angabe vielleicht die ältere Nachricht, die dem Verfasser der Fundatio vorlag, zu erblicken haben, in der anderen einen Zusatz von seiner eigenen Hand, eben auf Grund seiner Identifizierung der Gebäudereste auf der Südseite des Domes.

An diesen Resten und der Deutung, die man ihnen zwei bis drei Jahrhunderte nach der Gründung des Bistums gab, scheint mir die ganze Nachricht unserer Quelle über die Lage der alten Cäcilienkirche zu hängen. Wenn man nichts mehr wußte von deren eigentlicher Lage,

[1] Auch könnte man gegen die Annahme, die Cäcilienkirche Gunthers habe auf dem Domhügel südlich von dem Dom gelegen, die Beschränktheit des Platzes geltend machen. Seit der Zeit Bischof Othwins erhob sich südlich neben dem Dom die dem heiligen Epiphanius geweihte Kirche. Sie wurde von Godehard abgetragen und an ihrer Stelle ein Chorherrnstift mit neuer Kirche errichtet (vgl SS XI, 194, 26 u. 206, 32). Soll daneben hier noch lange Zeit hindurch die zweitürmige Domkirche Gunthers gestanden haben und in nächster Nähe des Domes auch noch jene capella in cymiterio?

wenn man von der Voraussetzung ausging, daß auch sie schon auf dem Domhügel bei der alten Marienkapelle zu suchen sei, wie leicht konnte man da versucht sein, in Trümmern irgendeines Kapellenbaues nahe bei dem damaligen Dom ihre Überreste zu finden.

Auf ein Bedenken, das gegen unsere Hypothese geltend gemacht werden könnte, sind wir bisher gar nicht eingegangen. Paßt der Bau seinem architektonischen Charakter nach überhaupt in karolingische Zeit? Wir stellten oben, an der Hand des wenigen für jene Gegenden zur Verfügung stehenden Vergleichsmaterials fest, daß er mindestens vor dem Jahre 1000 anzusetzen ist. Innerhalb dieser Periode aber könnten nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse seine Formen ebenso gut früher karolingischer wie erst ottonischer Zeit angehören. Stilistisch scheint mir nichts der Annahme entgegen zu stehen, daß er bereits in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrh. errichtet sei.

Einen Anstoß könnte man nur in dem Motiv der seitlichen Emporen finden.[1] In der Tat sind diese für einen karolingischen Bau auf deutschem Boden ungewöhnlich. Die Erklärung gibt aber vielleicht die Tatsache, daß Bischof Gunther, der Erbauer der Kirche, einiger Wahrscheinlichkeit nach aus Frankreich, und zwar aus Reims stammte[2], und daß somit die Möglichkeit besteht, daß er sich aus dem Westen Werkleute in sein im Sachsenlande neugegründetes Bistum mitbrachte oder doch wenigstens seine Domkirche nach westfränkischem Muster erbaute. Wir kennen freilich die karolingische Architektur jener nordostfranzösischen Gegenden noch kaum. Doch sind sie in romanischer Zeit das Zentrum der Anlagen mit Emporen über den Seitenschiffen. Und daß dieses Motiv hier schon ziemlich frühe bekannt gewesen sein muß, beweisen Bauten wie

[1] Die beiden Fassadentürme hingegen brauchen keine Schwierigkeit zu bieten. Zwei hohe Türme sind ja durch jene Quellennachricht für die alte Cäcilienkirche bezeugt. Für das Vorkommen eines westlichen Turmpaares in karolingischer Zeit genügt es, auf Lorsch (turres cum porticibus) St. Riquier, Corvey usw. hinzuweisen. Das Motiv ist hier in Hildesheim wie das der seitlichen Emporen wohl auch westfränkischer Herkunft.

[2] Gegenüber Simson (Jahrbücher Ludwigs des Frommen II, S. 284), der entschieden in der Verneinung zu weit gegangen war, hat Dümmler (Geschichte des Ostfränkischen Reiches I, S. 259 Anm.) nachgewiesen, daß Gunther als erster Bischof von Hildesheim verschiedentlich gut bezeugt ist. Vgl. ferner auch Hauck, Kirchengeschichte II S. 696 Anm. Wann Gunther nach Hildesheim kam, steht nicht mit Sicherheit fest, jedenfalls in den ersten Jahren Ludwigs des Frommen, sein Todesjahr ist vielleicht 834 (Bertram, Fundatio, S. 9, Anm.). Die Angabe, daß Gunther aus Reims kam, bestätigt auch die Tatsache, daß in dem Hildesheimer Verbrüderungsbuch (SS. VII, 848, 32) an erster Stelle „Remensis ecclesia, quae mater fuit Hildenesheimensis ecclesiae in canonica institutione“ aufgeführt wird.

Montier-en-Der[1], St. Remy in Reims[2], die karolingische Kathedrale von Le Mans[3] und der Westbau von St. Ricquier[4]. Einen ähnlichen Westbau wie St. Ricquier mit einer oberen Kirche mit seitlichen Emporen besitzt Corvey, zweifellos im Anschluß an nordostfranzösische Vorbilder, wenn nicht gar von dortigen Bauleuten errichtet. Ähnliches ist vielleicht auch für Hildesheim anzunehmen, nur daß dieses früher ist als die noch erhaltenen Emporenbauten unter den genannten. Diese Beziehungen erklären unter Umständen an unserer Kirche die ja schon in den Quellen für Gunthers Domkirche bezeugten zwei Fassadentürme, die seitlichen Emporen und die weitgehende Anwendung des Tonnengewölbes. Ob sich in der Tat auch Übereinstimmung in dem technischen Verfahren und im Detail findet, die auf die Tätigkeit fremder Bauleute schließen ließe, werden wir erst entscheiden können, wenn einmal die karolingische Architektur des nordöstlichen Frankreichs genauer erforscht sein wird.

V.

DIE ÄLTESTE KIRCHE DES KLOSTERS LORSCH

Das Jahr der Gründung von Lorsch läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.[5] Graf Kankor und seine Mutter Williswinda hatten das Kloster auf einer Weschnitzinsel, auf einem Landgute ihres Hauses gestiftet und die Einrichtung dem Bischof Chrodegang von Metz übertragen.[6] 763 scheint im Beisein Chrodegangs und dreier anderer Bischöfe die feierliche Einweihung der neuerbauten Kirche stattgefunden zu haben[7], ihr Patron war der hl. Petrus. Bald sollte Lorsch auch in den Besitz wertvoller Reliquien kommen. Chrodegang hatte sich vom Papste die Leiber einiger Heiligen verschafft, die er an ihm unterstellte Klöster verteilte. So erhielt Lorsch die Gebeine des hl. Nazarius, die vermutlich

[1] Vgl. Dehio u. v. Bezold I, S. 194.

[2] Vgl. Dehio u. v. Bezold I, S. 195.

[3] Wie de Lasteyrie, l'architecture religieuse en France à l'époque romane S. 187 richtig aus einer Stelle der Gesta episcoporum Cenomanensium geschlossen hat.

[4] Vgl. Effmann, Centula S. 99.

[5] Die eigentliche Gründungsurkunde gehörte vermutlich zu den Akten, die schon bald nach der Gründung des Klosters durch einen unglücklichen Zufall zugrunde gingen. Vgl. Kieser, Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch, Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums z. Bensheim, 1905, S. 14.

[6] Unsere Hauptquelle für die Gründungsgeschichte des Klosters ist das Chronicon Laureshamense SS. XXI, 341 ff.

[7] So hat Kieser, a. a. O., S. 15 richtig geschlossen.

764 ihren Einzug in das Kloster auf der Weschnitzinsel hielten und in der Kirche des hl Petrus beigesetzt wurden.[1]

Das Kloster wuchs rasch an Ansehen und Vermögen. Die Weschnitzinsel erwies sich bald als zu eng, da zahlreiche Pilgerscharen herbeiströmten; Abt Gundeland, dem Chrodegang die Leitung übertragen hatte, faßte den Plan, das Kloster zu verlegen, Graf Turingbert, ein Bruder Kankors, schenkte 767 einen Mansus zur Erbauung einer neuen Klosteranlage[2], und so konnte das Kloster „in montem" übersiedeln, wie der Annalist zu berichten weiß[3]. Aus der Weschnitzniederung zog das Kloster auf die Sanddünen südlich des Flusses, wo sich noch heute seine Reste erheben.[4] Mit Eifer baute man an einer neuen und prächtigeren Kirche. 774 wurde sie nach Vollendung des Rohbaues in Beisein Karls des Großen geweiht und der Leib des Heiligen in sie überführt. Nazarius wurde der Patron der neuen Kirche, für das Peterskloster auf der Weschnitzinsel wurde von da ab die Bezeichnung „Altenmünster", monasterium vetus, gebräuchlich.

Gundeland starb schon wenige Jahre nach der Einweihung der Kirche. Sein Nachfolger Helmerich deckte den Bau ein und arbeitete an der inneren Ausschmückung[5] Die Mönche hausten währenddem noch in hölzernen Baulichkeiten auf der Nordseite der Kirche. Erst Richbod, der dritte Abt, beseitigte diese gleich zu Anfang seiner Regierungszeit und erbaute eine neue Klausur südlich der Kirche.[6]

Die Geschicke des Klosters wurden immer glanzvoller. Nachdem schon Ludwig der Deutsche hier begraben worden, erbaute Ludwig der Jüngere eine eigene Kirche als Begräbnisstätte seines Hauses.[7]

In den Quellen wird sie die „ecclesia varia" genannt[8], die „bunte"

[1] Vgl. Kieser a. a. O., S. 16 ff., der auch hier die chronologische Angabe gegenüber den älteren Darstellungen der Klostergeschichte berichtigt hat.

[2] Codex Laureshamensis Nr. 167. Auf diese Urkunde wird weiter unten noch ausführlicher eingegangen werden. Daß sie auf die Verlegung des Klosters zu beziehen ist, hat schon Kieser, a. a. O., S. 4 richtig erkannt.

[3] Annales Laureshamenses SS. I, 30. Gundelandus abba mutavit monasterium Laurisham in montem, ubi sanctus Nazarius requiescit corpore.

[4] Die von Christ, Der Anfang des Klosters Lorsch und seines Bezirkes, sowie Altenmünster, „Vom Rhein" 1907, aufgebrachte Hypothese, daß die Überlieferung von der Übersiedelung des Klosters unglaubwürdig, ja bewußte Fälschung sei, hat schon Kieser, a. a. O., S. 3 ff. mit vollem Recht zurückgewiesen.

[5] Chron. Lauresh. SS. XXI, 350, 19: ecclesiae laquearia fecit, cancellos circa tumbam sancti Nazarii auro argentoque decoravit.

[6] Vgl. unten unten S. 57.

[7] Chron. Lauresham. SS. XXI, 375, 24.

[8] Die Quellennachrichten über die ecclesia varia hat Falk, Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch, Mainz 1866, S. 184 ff. zusammengestellt.

Kirche, sei es wegen reicher Ausschmückung mit Mosaiken oder Gemälden, sei es, daß wie an der berühmten Torhalle verschiedenfarbige Steine im Außenbau zur Verwendung kamen. Leider geben die Quellen weder über ihre Grundrißgestaltung noch über ihre Lage irgendwelchen Anhalt.

Nur die Lage des Hauptklosters ist mit Sicherheit zu bestimmen. Von ihm erheben sich noch die berühmte Torhalle und die westlichen Joche der Klosterkirche, nicht des ursprünglichen Baues, denn dieser hatte nach mehrfachen Bränden zu Beginn des 12. Jahrh. einem vollständigen Neubau weichen müssen.

Für die Auffindung von Altenmünster und der Ecclesia varia hat man sich von jeher interessiert. In neuerer Zeit haben Ausgrabungen an zwei Stellen außerhalb des eigentlichen Klosterbezirkes die Reste von Kirchengebäuden wenigstens in den Fundamenten aufzufinden vermocht.

1. Auf der sog. Kreuzwiese, etwa 500 m nordöstlich vom Hauptkloster in sumpfiger Niederung gelegen, unternahm zuerst Kofler im Jahre 1882 Nachforschungen.[1] Sie wurden neuerdings von Gieß nachgeprüft und erweitert.[2] Es gelang die Fundamente einer höchst einfachen, genau orientierten, einschiffigen Kirchenanlage festzustellen, ein rechteckiger Bau von 23,10 m Länge und 7,50 m Breite im Lichten[3], dessen Ostwand in der Mitte in Form einer flachen rechtwinkligen Nische nach außen vorsprang. Der westliche Teil des Raumes war durch eine schmale Abschlußmauer vorhallenartig abgetrennt. Hier standen noch einige zweifellos karolingische Steinsärge.

Nördlich an diese Kirche schlossen sich die Fundamentreste eines annähernd quadratischen Kreuzganges an[4], an den im Osten und Westen rechteckige Gebäude grenzten. Außer diesen auch von Gieß wieder festgestellten Mauerzügen, die rechtwinklig zueinander verlaufen und samt der Kirche deutlich das Bild einer mittelalterlichen Klosteranlage ergeben, ist man noch auf Spuren einer ganzen Anzahl anders gerichteter Mauern und unregelmäßiger Gebäude gestoßen. Die Ausgrabungsberichte von Kofler wie von Gieß versagen hier vollständig. Namentlich Gieß ist der Vorwurf zu machen, daß er sich darin erschöpft, allerhand prähistorischen Scherben und Brandgräbern nachzugehen, und daß diese

[1] Vgl. Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen 1883, Nr. 1 u. 2.

[2] 1910 vgl. Vom Rhein, Monatsblatt des Wormser Altertumsvereins 1911, S. 9ff.

[3] Die Maße gibt Kofler, a. a. O.

[4] Nach Kofler hatte der von dem Kreuzgang umschlossene Platz eine Länge von $17\frac{1}{2}$ m und etwa die gleiche Breite.

mit den reichsten Mitteln unternommenen, aber ganz dilettantisch betriebenen Ausgrabungen über die Gebäudereste auf der Kreuzwiese so gut wie gar keine neue Aufklärung gebracht haben Nach dem Plan, den Gieß auf Grund der Aufzeichnungen Koflers gibt, scheinen jene Mauerzüge teilweise von den Resten der festgestellten Klosteranlage überschnitten zu werden, sind also deutlich älteren Ursprungs, teilweise mit ihr im Zusammenhang zu stehen. Hier hatte Gieß mit seinen Grabungen vor allem einsetzen müssen, um das Verhältnis dieser ver-

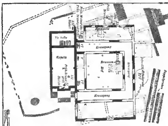


Abb. 6. Die Klosteranlage auf der Kreuzwiese Nach Gieß.

schiedenen Reste zueinander festzustellen, hier wären für die Baugeschichte dieser Anlage wichtige Ergebnisse zu erwarten gewesen. Weiter unten werden wir noch zu untersuchen haben, wie sich vielleicht eine Erklärung für das hier Gefundene geben läßt.

2. Eine zweite Klosteranlage konnte beim sog Seehof, etwa 3—4 km südöstlich von Lorsch, festgestellt werden Hier wurden im Jahre 1904 Ausgrabungen von Gieß vorgenommen.[1] In schwachen Resten trat der Grundriß einer dreischiffigen Kirche zutage.[2] Das Langhaus ist auffal-

[1] Vgl. Vom Rhein 1905, S 3ff u. 10ff 1911, S 12.
[2] Vgl. die von Gieß in Vom Rhein, 1905 und 1911, veröffentlichten Pläne

Abb. 7 Die Klosteranlage am Seehof bei Lorsch. Nach Gieß.

lend kurz, westlich ist ihm ein annähernd quadratischer Vorhof vorgelagert. An das Querhaus scheinen sich ursprünglich drei Apsiden unmittelbar angeschlossen zu haben. Der aus einem Chorjoch und halbrunder oder polygonaler mit Lisenen oder Streben umgebener Apsis bestehende mittlere Chor verdankt in dieser Gestalt jedenfalls einer späteren Erweiterung seine Entstehung[1], ursprünglich scheint eine ein-

[1] Auch gegen die am Seehof von Gieß vorgenommenen Ausgrabungen und die über sie veröffentlichten Berichte ist der Vorwurf der Ungenauigkeit und dilettantischer Verkennung des Wichtigsten zu erheben. Auf dem in Vom Rhein, 1905, gegebenen Plan ist die erweiterte Hauptapsis halbrund angegeben. 1911 erscheint sie plötzlich als polygonaler Chorschluß ohne daß irgendwo im Text eine Begründung dieser Ände-

fache Apsis in unmittelbarem Anschluß an das Querhaus anzunehmen. Der Grundriß erinnert, wie auch schon von anderer Seite betont wurde[1], sehr an karolingische Bauten, vor allem an die Michaelsbasilika bei Heidelberg.

Nach Norden schlossen sich an das Westende dieser Kirche die Reste eines rechteckigen Gebäudes. Der Hof, der so zwischen diesem Gebäude und der Kirche entstand, war vielleicht auf der Nordseite von Wirtschaftsgebäuden aus Holz und Lehmfachwerk begrenzt. Fundamente hatten sich von ihnen nicht erhalten, nur einzelne Mörtelüberreste wurden festgestellt. Die ganze Anlage war von einem Graben umgeben. Nur wenig über 100 m südöstlich von diesen letzten Resten einer verschwundenen Klosteranlage fanden sich die Spuren eines römischen Gehöftes, Kloster wie Gehöft lagen vermutlich auf einer der zahlreichen kleinen Inseln, die der Lauf der Weschnitz in ältester Zeit hier gebildet haben muß.

Neben dem Hauptkloster des hl. Nazarius auf dem Berg kennt man also jetzt noch zwei gesonderte Kirchenanlagen, die außerhalb des eigentlichen Klosterbezirkes in mehr oder weniger geringer Entfernung von diesem lagen. Solange nur die Klosteranlage auf der Kreuzwiese bekannt war, neigte man dazu, in ihr das ursprüngliche Kloster, das spätere Altenmünster, zu erblicken[2]. Nach den Funden am Seehof scheint man jetzt der Ansicht zu sein, daß hier das Monasterium vetus zu suchen, und glaubt auf der Kreuzwiese die Grabkapelle Ludwigs des Jüngeren, die ecclesia varia, gefunden zu haben[3], nachdem auch von nichtarchäologischer Seite aus historischen Gründen die Gleichsetzung der Anlage beim Seehof — Altenmünster befürwortet worden.[4]

Ich vermag mich dieser Auffassung nicht anzuschließen. Eine ganze Reihe von Gründen sprechen meiner Ansicht nach dagegen, daß die

rung sich fände oder deutlich ausgesagt wäre, was der ursprüngliche Befund war. Ebenso gibt der Plan von 1911 eine ursprüngliche mittlere Apsis in unmittelbarem Anschluß an das Querhaus, auf dem früheren Plan fehlt sie. Ganz rätselhaft ist ferner die Andeutung eines Halbkreises, der sich auf dem Plan von 1904 in der Vierung findet. Im Text deutet Gieß an, daß dieser abgerundete Mauerzug vielleicht auf eine „Erweiterung des Chorraums nach Osten“ schließen lassen könnte, obwohl nicht einzusehen wäre, wie dann die ursprüngliche Kirche ausgesehen haben sollte. Viel eher möchte ich annehmen, daß dieser gerundete Mauerzug mit dem in der Vierung festgestellten Grab in Zusammenhang steht. Auf dem Plan von 1911 ist diese Mauerspur einfach fortgelassen. Irgendwelche sonstige Anhaltspunkte für eine derartige nachträgliche Erweiterung der Kirche fehlen.

[1] Kieser, a. a. O., S. 10.

[2] So glaubte schon Kofler auf der Kreuzwiese Altenmünster gefunden zu haben.

[3] Vgl. Gieß in Vom Rhein 1911, S. 11.

[4] Vgl. Kieser, a. a. O., S. 5ff.

Anlage am Seehof das ursprüngliche Kloster gewesen sein kann, und weisen deutlich dahin, daß Altenmünster mit den auf der Kreuzwiese gefundenen Resten zu identifizieren ist.

Schon Wagner[1] hat es als unwahrscheinlich bezeichnet, daß beide Niederlassungen denselben Ortsnamen trugen, wenn die Stätte des neuen Klosters in größerer Entfernung von dem alten Peterskloster auf der Weschnitzinsel lag. Laurisham bedeutet Ville des Laurin, dieser Name kann nicht gleichzeitig zwei Orten von 3—4 km Entfernung gegeben werden.[2] Auch hat man darauf hingewiesen[3], daß während Lorsch stets als im oberen Rheingau gelegen bezeichnet wird[4], die Anlage am Seehof vermutlich bereits zum Lobdengau und zum Sprengel des Bischofs von Worms gehörte, allerdings ohne hierfür aus Mangel an urkundlichen Zeugnissen den strikten Beweis führen zu können. Kieser hat diese Behauptung neuerdings angefochten[5]; ich wage die Frage hier nicht zu entscheiden.

Gewichtiger ist die Tatsache, daß die Stätte auf der Kreuzwiese nachweislich noch im 17. Jahrh. als beim alten Münster gelegen bezeichnet wurde, daß sich also damals noch die Tradition erhalten hatte, daß hier ehemals Altenmünster gestanden.[6] Die Reste beim Seehof dagegen finden sich in Urkunden des 15. Jahrh. als „das Münster zum Hane“, „das Kloster genannt Hane“, und im 17. Jahrh. war noch bekannt, daß hier einst ein zu Lorsch gehöriges Nonnenkloster gelegen habe.[7] Wie wir uns die Entstehung der Kirche beim Seehof zu denken haben, braucht

[1] Wagner, Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogtum Hessen. II. S. 509.

[2] Die von Kieser, Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch, II. Teil. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Bensheim 1909, S. 36 gegen Wagner vorgebrachten Einwände scheinen mir dessen Bedenken nicht zu entkräften.

[3] Wagner, a. a. O., S. 505f.

[4] Beispiele lassen sich in den Urkunden des codex Laureshamensis nach Belieben zusammenstellen.

[5] a. a. O., 1909. S. 5ff.

[6] Vgl. die von Wagner, a. a. O., S. 509f. angeführten Zeugnisse.

[7] Vgl. Wagner, a. a. O., II, S. 505 und Frohnhäuser, Altenmünster, Hess. Quartalblätter, 1877, S. 16ff. Auch Kieser, a. a. O., 1909, S. 26 bezieht diese Nachrichten auf das Kloster beim Seehof. Aus ihnen ergibt sich, daß hier einmal ein Nonnenkloster zum Hagen gestanden hat. Der Name Hagen begegnet noch für eine ganze Reihe von Klöstern im Umkreis (vgl. Kieser, 1909, S. 26), von allen urkundlichen Nachrichten der älteren Zeit über ein Kloster Hagen scheint sich keine mit der Anlage beim Seehof in Verbindung bringen zu lassen. Bei dem in dem Testament des Abtes Heinrich von Lorsch 1167 (SS. XXI, 450) genannten Kloster Hagen wird wohl eher, wie Kieser (a. a. O., 1909, S. 28) wahrscheinlich gemacht hat, an ein mit Frankenthal in irgendwelcher Verbindung stehendes Kloster zu denken sein. Die von Wagner, a. a. O. II, S. 504 angeführte Urkunde einer magistra Beatrix und der übrigen dominae in ecclesia Hagene von 1285 schließt eine Beziehung auf ein von Lorsch abhängiges Kloster aus, da hier

uns hier nicht zu beschäftigen. Jedenfalls spricht die Tradition deutlich dafür, daß Altenmünster auf der Kreuzwiese, nicht am Seehof stand, und die Künste, mit denen Kieser[1] wahrscheinlich zu machen versucht, daß der Name Altenmünster nach der, übrigens nirgends bezeugten, Umwandelung von Altenmünster in ein Nonnenkloster „überflüssig geworden“ und von der Stätte am Seehof auf die Kreuzwiese übertragen sei, richten sich selbst.

Weitere Gründe für unsere Anschauung ergeben sich aus der ferneren Geschichte Altenmünsters. Nach der Übersiedelung der Klostergemeinschaft in das Nazariuskloster auf dem Berg scheint Altenmünster allmählich in Verfall geraten zu sein. Erst Abt Ulrich (1056—1075) nahm sich wieder seiner an und gründete hier ein eigenes Priorat.[2] Die Urkunde Heinrichs IV., die die Rechte des neuen Priorates bestätigt, läßt es gelegen sein „in insula, que proxima Laureshamensi monasterio imminet“.[3] Das paßt nur auf die Kreuzwiese. Kieser[4] sucht diese Angabe dadurch zu entkräften, daß er betont, daß proximus häufig in sehr weitem Sinne gebraucht wird. 3—4 km sind aber niemals in solchem Zusammenhang ‚proxima‘. Und auf das Entscheidende, das in dem Ausdruck „imminet“ liegt, geht Kieser überhaupt nicht ein. Von einem „imminere“ in der Bedeutung „ragen“ kann hier nicht die Rede sein. Denn wie wir schon sahen, lag Altenmünster auf einer Insel in der Weschnitzniederung, das Hauptkloster dagegen auf der Sanddüne. „Imminere“ bedeutet nichts anderes als „nahe dabei“ oder „gegenüberliegen“ und wird durch das hinzugefügte proxima noch verstärkt. Für die nur wenige Minuten vom Heuptkloster entfernte und von diesem durch einen Weschnitzarm getrennte Anlage auf der Kreuzwiese trifft diese Angabe durchaus zu, die Identifizierung der 3—4 km entfernten Fundstätte am Seehof mit Altenmünster schließt sie schlechterdings aus.

von Augustinerinnen die Rede ist. Es wird wohl an eins der gleichnamigen Klöster auf dem linken Rheinufer zu denken sein.

Unbedingt erwiesen scheint es mir noch nicht, daß die am Seehof gefundene Kirche auf Lorscher Grund und Boden stand. Die Entfernung von 3—4 km ist weit genug, um einen Wechsel des Grundeigentums zuzulassen. In dem schon erwähnten Testament des Abtes Heinrich erscheinen auch Nonnen und Witwen von Lorsch, die wie Kieser (a. a. O., 1909, S. 29) mit Recht betont, eine klösterliche Gemeinschaft gebildet haben müssen. Wann ihr Kloster gegründet, wo sie saßen, ob unter Umständen hier am Seehof, entzieht sich bis jetzt vollständig unserer Kenntnis. Das einzige, was sich mit einiger Sicherheit feststellen läßt, ist, daß sich nach vom 15.—17. Jahrh. nachweisbarer Tradition hier ehemals ein Nonnenkloster zum Hagen erhoben hat, und daß die hier aufgedeckte Kirchenanlage nach ihrem Grundriß aller Wahrscheinlichkeit nach in spätere karolingische Zeit zurückgeht.

[1] a. a. O., 1909, S. 36ff.

[2] SS. XXI, 413, 17ff. [3] SS. XXI, 419, 48. [4] a. a. O., 1909, S. 36f.

Als letztes Argument gegen Kieser lassen sich aber auch noch die bei den Gießschen Grabungen gemachten Feststellungen ins Feld führen. Von Abt Ulrich, der, wie wir hörten, in Altenmünster ein eigenes Priorat begründete, berichtet das Chronicon Laureshamense: „insulam proximam, quae dicitur Aldenmunster (auch hier wird Altenmünster wiederum als dicht beim Kloster gelegen bezeichnet!), ex diutino situ vastitatis erutam edificiisque oportunis quaqua versum exstructis innovatam, divinis obsequiis mancipavit, atque fratribus ibidem Deo famulantibus necessaria providit.“[1] Und er selbst sagt in einer Urkunde von 1071: cellam Aldenmunster, primitivam ecclesiae nostrae matrem ... diu desolatam renovavimus et ad divinae religionis augmentum fratres nostrae professionis ibidem adunavimus.[2] Die Quellen lassen deutlich erkennen, auf was sich die Restaurationstätigkeit Abt Ulrichs beschränkte. Er hat den Schutt ausgegraben und scheint neue Klostergebäude errichtet zu haben. In den Worten „edificiis oportunis quaqua versum exstructis“ könnte man fast eine Anspielung auf eine Klausur mit den sie umgebenden Baulichkeiten finden. Von irgendwelchen Veränderungen oder gar einem Neubau der Kirche wird nichts erwähnt, wir werden daher auch annehmen dürfen, daß das alte Gotteshaus in seiner früheren Gestalt weiter bestand.

Auf die auf der Kreuzwiese aufgedeckte Anlage würden nun alle diese Angaben passen, zu der Kirche am Seehof stimmen sie nicht. Auf der Kreuzwiese schließt sich nördlich an die Kirche eine regelrechte Klausur mit richtigem Kreuzgang und an diesen anstoßenden Klostergebäuden. Der Umstand, daß diese nach Osten über die Kirche hinausragen, könnte darauf deuten, daß man nachträglich eine für größere Verhältnisse bestimmte Klausur an die ursprüngliche kleine Kirche anbaute. Die Kirche selbst zeigt nicht die geringsten Spuren irgendwelcher Veränderungen. Reste älterer Gebäudeanlagen traten unter jenen späteren zutage, scheinen aber mit den Mauern der Kirche schon verbunden gewesen zu sein. Aus dem von Gieß veröffentlichten Plan ist ersichtlich, daß die eigentliche Klausur jene älteren, weit unregelmäßigeren Gebäude überall überschneidet. Nur mit der Kirche müssen diese Mauerzüge an deren Nordwest- und Nordostende in Zusammenhang gestanden haben, was sich meiner Ansicht nach nur so erklären läßt, daß die Kirche mit ihnen gleichzeitig ist. Wir haben also eine ältere recht unregelmäßige Klosteranlage mit zugehörigem kleinem Gotteshaus. Zu irgendeiner Zeit wurden jene älteren Baulichkeiten durch eine durchaus rechtwinklige neue Klausur ersetzt, die Kirche blieb. Alles würde aufs genaueste stimmen zu den oben angeführten Nachrichten über die Wiederherstellung Alten-

[1] SS. XXI, 413, 7 [2] SS. XXI, 419, 12

münsters in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. und die Gründung eines selbständigen Priorates.

Was dagegen am Seehof gefunden worden ist, schließt eine Lokalisierung Altenmünsters an dieser Stelle direkt aus. Ich will hier nicht auf das Grundrißschema der Kirche näher eingehen, das seine nächsten Verwandten in Bauten späterer karolingischer Zeit wie der Michaelsbasilika bei Heidelberg hat, und soweit wir jetzt schon die Entwicklung der karolingischen Architektur in diesen rheinischen Gegenden zu überblicken vermögen, für die Zeit der Gründung Altenmünsters ganz ausgeschlossen erscheint.[1] Unzweifelhaft ist, daß die hier festgestellten Reste von Klostergebäuden nicht dem entsprechen, was wir nach den Quellennachrichten in Altenmünster erwarten müssen. Man hat lediglich Spuren eines einzigen rechteckigen Gebäudes gefunden, das auf der Nordseite an das Atrium der Kirche stieß. Fundamente weiterer Baulichkeiten lassen sich nicht nachweisen. Nicht nur, daß also nichts wie dies auf der Kreuzwiese der Fall ist und so gut zu den historischen Tatsachen paßt, auf

[1] Allem Anschein nach kommt in diesen Gegenden die Basilika mit Querhaus erst kurz vor 800 auf, und zwar in bewußter Anlehnung an das Vorbild der Basiliken in Rom. Vgl. unten den Aufsatz „Ein früher karolingischer Kirchengrundriß des südwestlichen Deutschlands".

Kieser (a. a. O. 1908, S. 9 und 1909, S. 4), der Altenmünster am Seehof sucht, glaubt sich an der dortigen Kirche bauliche Veränderungen feststellen zu können, die im Zusammenhang stünden mit der Errichtung des Priorates. Obwohl er selbst den Grundriß der Kirche, wie ihn die Ausgrabungen aufgedeckt haben, als ausgesprochen karolingisch bezeichnet und mit Steinbach und der Michaelsbasilika bei Heidelberg vergleicht, will er doch in der gerade typisch karolingischen Ostpartie erst eine Erweiterung aus der Zeit Abt Ulrichs sehen. Der dreifache Apsidenschluß im Osten und vielleicht auch die westliche Vorhalle sollen erst dieser Zeit ihre Entstehung verdanken. Wie schwach die von Gieß zutage geförderten Anhaltspunkte für eine solche Annahme sind, wurde schon oben betont. Wie der Grundriß dann ursprünglich ausgesehen haben soll, läßt sich gar nicht ausdenken. Für die Spätzeit des 11. Jahrh. wäre auch ein Chorgrundriß ohne Chorjoch wie der hier gefundene am Mittelrhein ganz ausgeschlossen. Die Bedenken, die Kieser wegen eines der festgestellten Umfassungsgraben geltend macht, den der Chor der Kirche in seiner heutigen Ausdehnung fast berührt hätte, fallen weg, wenn wir als ursprüngliche Chorform drei Apsiden in unmittelbarem Anschluß an das Querhaus annehmen, wie sie der von Gieß 1911 veröffentlichte Plan zeigt. Auch könnte dieser Graben zu der prähistorischen oder römischen Siedelung an dieser Stelle gehört haben, auf die zahlreiche Scherbenfunde deuten.

Eher als eine nachträgliche Errichtung der ganzen Ostpartie ließe sich denken, daß die Erweiterung des mittleren Chores um ein Chorquadrum in die Zeit Abt Ulrichs fiele. Wie schon oben betont, läßt sich aus dem von Gieß veröffentlichten Berichten nicht ersehen, ob der so erweiterte Chor polygonal oder halbrund schloß. Im ersteren Falle wäre die Entstehung gegen Ende des 11. Jahrh. ganz ausgeschlossen. Die von Gieß festgestellten Strebepfeiler sprechen aber auch ohnedies für spätere Zeit.

eine ältere und eine jüngere Niederlassung deutet, wie soll man sich jenen rechteckigen Bau als einziges Gebäude eines immerhin nicht unbedeutenden Priorates des 11. und 12. Jahrhunderts vorstellen! Das Fehlen einer richtigen Klosteranlage am Seehof, mit Klausur und allem Zubehör, beweist schlagend genug, daß wir hier nicht Altenmünster vor uns haben.

Und nun kann man den Fall aber auch umdrehen! Wie erklärt sich eine so vollständig ausgebildete Klosteranlage auf der Kreuzwiese, in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauptklosters, wenn Altenmünster nicht hier, sondern am Seehof anzunehmen ist? Gieß glaubt hier die Grabkapelle Ludwigs III., die langgesuchte „Varia“ gefunden zu haben, und sieht in den in der Vorhalle aufgedeckten Sarkophagen eine Bestätigung dieser Vermutung. Doch diese Identifizierung ist ganz unhaltbar. Mit zwei jetzt im Dorfe befindlichen ähnlichen Sarkophagen, die früher hier ausgegraben worden sein sollen[1], kann Gieß gerade sieben Gräber zählen, entsprechend der Zahl der in der Varia bestatteten fürstlichen Personen. Nach dem Chronicon Laureshamense haben aber außer jenen Angehörigen des Königshauses auch andere Vornehme in der Varia ihre letzte Ruhestätte gefunden.[2] Und nichts zeichnet jene sehr einfachen Sarkophage irgendwie aus oder deutet an, daß es sich um Königsgräber handelt.

Ludwig der Jüngere hat die Varia als königliche Grabkapelle gebaut, aber wir hören nirgends, daß er oder einer seiner Nachfolger bei ihr ein Kloster gestiftet hätte. Woher also bei unserer Kirche die Anlage einer Klausur, die für eine nicht unbeträchtliche klösterliche Niederlassung berechnet zu sein scheint? Kieser, der sich der von Gieß vertretenen Hypothese anschließt, glaubt einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit gefunden zu haben. In dem Testament des 1167 gestorbenen Abtes Heinrich von Lorsch findet sich ein Legat von fünf Talenten Silber „sanctimonialibus et viduis Laureshamensibus“.[3] Diese Nonnen und Witwen müssen eine religiöse Gemeinschaft gebildet haben, wie Kieser mit Recht betont.[4] Es fragt sich nur, wo ihr Kloster lag, und wann es entstand. Die historischen Nachrichten lassen uns hier gänzlich im Stich. Da diese Klosterfrauen in dem Testament unmittelbar vor den Armen und dem Spital von Lorsch erscheinen, nimmt Kieser an, daß sie mit diesem in Verbindung standen, und verlegt nun ganz willkürlich Spital und Nonnenkloster auf die Kreuzwiese, wo Gieß die ecclesia varia angenommen hatte.[5] Die Nachricht einer Weihe der Varia 1052 durch

[1] Vgl. Vom Rhein 1911, S. 11 und 1908, S. 54. [2] Vgl. SS XXI, 366, 16.
[3] SS XXI, 451, 14. [4] a. a. O. 1909 S. 29.
[5] Die Annahme, daß Spital und Nonnenkloster vereinigt waren, ist aber gänzlich

Leo IX.[1] muß ihm zu Hilfe kommen. Kieser nimmt an, daß diese Weihe keinen Sinn hatte, „wenn nicht eine fundamentale Änderung mit der Grabkapelle vor sich gegangen, d. h. wenn sie nicht ihrer bisherigen ausschließlichen Bestimmung als Grabkapelle, der sie ohnedies schon seit langer Zeit nicht mehr diente, entzogen und einem neuen Zwecke übergeben wurde", und diese neue Bestimmung sieht Kieser darin, daß jetzt hier ein Nonnenkloster und Spital errichtet wurde. Neuweihen haben ihren Grund in baulichen Veränderungen, die die alte Weihe unwirksam machen. Beachtenswert ist doch, daß gerade die so einfache Kirche auf der Kreuzwiese im Grundriß wenigstens keine Spuren eines Umbaues aufweist. Vollends ist Kiesers Annahme einer veränderten Zweckbestimmung ganz willkürlich. Die regelmäßige Klausur müßte nach ihm dem Nonnenkloster und Spital angehören. Wie aber erklären sich die darunter zutage getretenen Reste einer älteren unregelmäßigeren Klosteranlage?

Alle Quellennachrichten, die sich auf die Varia beziehen, scheinen anzudeuten, daß sie innerhalb des Hauptklosters lag. Dies muß man auch unbedingt annehmen, die Fürsten wollten bei den Mönchen ruhen, die für ihre Seelen beten sollten. Eine Grabkirche, selbständig und außerhalb der Klosteranlage, hat es wohl nie und nirgends gegeben. Das schließt nicht aus, daß auch an die Varia besondere Stiftungen gemacht wurden.[2] Innerhalb des Hauptklosters hat man die Varia auch lange Zeit vermutet und gesucht. Der historische Verein für das Großherzogtum Hessen wie der Wormser Altertumsverein haben verschiedentlich im Klosterbezirk Nachgrabungen vornehmen lassen, die aber von der Varia keine Spur brachten.[3] Alle diese Grabungen haben sich aber, soweit ich sehe, an den äußeren Rändern des Klosterbezirkes gehalten, während die Varia doch in unmittelbarem Anschluß an die Klosterkirche zu vermuten sein wird. Der Raum zwischen der Torhalle und den Resten der romanischen Klosterkirche sowie seitlich von deren westlichen Jochen ist noch gar nicht durchforscht. Vielleicht, daß man hier die Varia finden könnte. Doch muß man auch mit der Möglichkeit rechnen, daß diese weiter östlich gelegen haben könnte, und ihre Reste

aus der Luft gegriffen, auch unwahrscheinlich, denn das Spital, das auch sonst noch mehrfach erwähnt wird (zuerst 1147 [Cod. Laur. Nr. 150], weitere Erwähnungen hat Kieser, a. a. O., 1909, S. 31 zusammengestellt), erscheint in jenem Testament mit einem eigenen Legat von einer Mark Silbers.

[1] SS. XXI, 412. 45. Die gleiche Weihe meldet ferner das Nekrolog an zwei Stellen. Vgl. Falk, a. a. O., S. 185.

[2] So die von Wagner, a. a. O., II, S. 507 angeführte Schenkung von 1320.

[3] Vgl. Quartalblätter 1902, S. 345f. und Vom Rhein 1908, S. 51ff.

mit denen des Chores der romanischen Kirche vollständig verschwunden sind, da dort sich bei den letzten Grabungen alles alte Mauerwerk vollständig ausgebrochen zeigte. Jedenfalls wäre eine gründliche Untersuchung des Geländes in der Umgebung der Torhalle und der Westjoche der späteren Kirche im höchsten Grade wünschenswert und notwendig. Dabei wäre es wichtiger noch, als die Fundamente der Varia aufzufinden, Lage und Gestalt der karolingischen Hauptkirche festzustellen, eine Aufgabe, die bisher noch zu sehr vernachlässigt worden. Auch ist noch die weiter unten zu erwähnende[1], gleichfalls karolingischer Zeit angehörende ecclesia triplex zu suchen.

Doch kehren wir wieder zu der Frage der Lokalisierung von Altenmünster zurück. Kieser stützt seine Identifizierung vornehmlich auf drei Argumente historischer Art, deren Nachprüfung wir uns jetzt zuzuwenden haben. Das eine bietet ihm die Bulle Gregors IX. von 1238, in der dieser den Zisterziensern, die inzwischen in Lorsch eingezogen waren, das Kloster und seine Besitzungen bestätigte.[3] Die Urkunde führt auf: „locum ipsum, in quo prefatum monasterium situm est, cum omnibus pertinentiis suis..., ecclesias superiorem et inferiorem“ und schließlich „veterem cellam cum pertinentiis suis“. Letztere ist zweifellos die ehemalige selbständige Propstei Altenmünster. Unter der oberen und der unteren Kirche glaubt Kieser[2] die eigentliche Klosterkirche auf dem Berg und die Anlage unten auf der Kreuzwiese verstehen zu müssen und folgert daraus, daß Altenmünster demnach nicht auf der Kreuzwiese gelegen haben könne, da es noch einmal besonders figuriert. Kiesers Argumentation ist aber doch nicht ganz zwingend. Festzuhalten ist, daß mit einer der beiden Kirchen, oberer oder unterer, die eigentliche Klosterkirche gemeint ist. Muß die andere aber notwendig die Anlage auf der Kreuzwiese sein? Es ließe sich doch denken, daß innerhalb des Klosterbezirkes noch ein zweites Gotteshaus gestanden hätte, auf das die Bezeichnung als obere oder als untere Kirche, sei es nach dem Bodenprofil, sei es in Rücksicht auf den Wasserlauf gepaßt hätte. Zwei Kirchen, von denen wir wissen, könnten in Betracht kommen. Zunächst wird die Varia in unmittelbarer Nähe der Nazariuskirche zu suchen sein. Ferner baute Abt Richbod (784—804) eine „ecclesia triplex“ neben dem Dormitorium.[4]

[1] Vgl. unten Anm. 4.

[2] Vgl. Schenk in den hessischen Quartalblättern, 1906, S. 19f.

[3] a. a. O., 1909, S. 33f.

[4] Chronicon Laureshamense SS. XXI 352, 6. Sie muß auf der Südseite der Hauptkirche gelegen haben. Der Name „ecclesia triplex“ scheint ständige Bezeichnung für diesen Bau gewesen zu sein wie der der ‚Varia‘ für die königliche Grabkapelle. Unter einer ecclesia triplex kann eine dreischiffige Kirche (dann müßte die Hauptkirche ein

Sie wird in den Lorscher Quellen noch häufiger erwähnt.[1] Mit viel größerer Wahrscheinlichkeit, da sie innerhalb oder unmittelbar bei dem Klosterbezirk lagen und nicht wie die Reste auf der Kreuzwiese eine eigene klösterliche Anlage bildeten, könnte man in einer von ihnen die andere der beiden in der Bulle Gregors genannten Kirchen erblicken. Neben diesen beiden Kirchen des Hauptklosters wird dann das Altenmünster auf der Kreuzwiese als selbständige Klosteranlage besonders aufgeführt.[2]

Hauptbeweismittel dafür, daß Altenmünster am Seehof und nicht auf der Kreuzwiese zu suchen sei, ist Kieser die Schenkungsurkunde des Grafen Kankor und seiner Gemahlin Angila vom Jahre 770.[3] Wir müssen den Wortlaut der Urkunde einer näheren Prüfung unterziehen. Zur Zeit ihrer Ausstellung hauste die Klostergemeinschaft noch in dem Petersklöster auf der Weschnitzinsel; die neue Kirche auf dem Berg, die dem hl. Nazarius geweiht werden sollte, war aber bereits im Bau. Kankor schenkte ad monasterium sancti Petri, quod appellatur Laureshamₙ, seu ad sanctum Nazarium martyrem, qui ibidem in corpore requiescit vel ad illam congregationem monachorum, qui ibidem conversari videntur zu vollem Eigentum, terram et sylvam, quae est in illa marcha

schiffig gewesen sein wenn diese Bezeichnung stehend werden konnte) zu verstehen sein oder auch ein Bau mit dreiteiligem Chorgrundriß etwa in Dreikonchenform. Das letztere scheint mir das wahrscheinlichste. Jedenfalls wäre es wünschenswert wenn auch nach dieser Kirche Nachforschungen mit dem Spaten angestellt werden könnten. Zur Erklärung dieser zweiten Kirche innerhalb der Klausur kann hingewiesen werden auf eine Bestimmung der Frankfurter Synode von 794. De monasterm ubi corpora sanctorum sunt ut habeat oratorium intra claustra ubi peculiare officium et diuturnum fiat (M G Capitul I, 76, 15) und eine ähnliche Verfügung in dem Legationis edictum von 789 (l. c. 63, 7)

[1] SS XXI, 356, 7; ferner im Lorscher Nekrolog, Schannat, Vindemiae litter I, S. 23. Hier wird die Kirche als ante ipsum dormitorium bezeichnet. Auf sie ist wohl auch die Notiz ,dedicatio ad s. Stephanum in dormitorio' in dem von Falk (a. a. O., S. 121) veröffentlichten Kalendarium zu beziehen.

[2] Seine besondere Nennung in dieser Urkunde nicht unmittelbar unter den zum Hauptkloster gehörigen oder ihm inkorporierten Kirchen verdankt Altenmünster seiner Stellung als selbständiges Primat mit eigenem Besitz, sie braucht nicht auf eine größere Entfernung vom Hauptkloster hinzuweisen, wie Kieser will. Rohrheim, Biblis und Bürstadt, deren Kirchen gleich hinter der oberen und der unteren Kirche aufgezählt werden, liegen noch weiter vom Hauptkloster entfernt, selbst als die Anlage beim Seehof.

Daß diese selbst in der Urkunde, so wie wir sie interpretieren, nicht aufgeführt ist, braucht nicht zu befremden. Wie wir sahen, wissen wir nichts über Entstehung und Geschichte des hier zu lokalisierenden Nonnenklosters zum Hagen. Vor allem ist nicht ausgemacht, ob um jene Zeit noch Nonnen hier saßen, ob das Kloster damals zu Lorsch gehörte, und ob es gleichfalls den Zisterziensern übergeben worden ist.

[3] Chronicon Laureshamense SS XXI, 350, 36.

de Bisistat seu in ipso fine, de illo rubo, qui est de ecclesia sancti Nazarii ad partem meridianam inter partem sancti Petri per Aquilolfum et suos consortes pro signo incisus et inde ad partem orientalem usque in fluvium certum Wisgoz, ubi marcha de Basinsheim coniungitur et de ipso rubero ad partem aquilonis, sicut ipsa incisio arborum in ipsa die facta fuit, quae vulgo lachus appellatur sive divisio, et sic ad illam ligneam crucem, quae est posita iuxta illam viam, quae venit de Bisistat, et inde ad illum monticulum, qui quasi terminus apparet, et inde par ipsam incisionem arborum sive lachum usque in fluvium Wisgoz, ubi marcha de Basinsheim coniungitur.

Die Schenkung umfaßt Wald und Feld in der Bürstädter Mark, da, wo diese an die Bensheimer Mark stößt. Grenze zwischen beiden Marken ist augenscheinlich die Weschnitz. Der von Kankor hier geschenkte Grund und Boden lag auf deren südlichem Ufer, wo sich bereits die Anfänge der neuen Nazariuskirche erhoben. Die Grenze des neuen Besitztumes war von dem Markscheider Agilolf und seinen Gehilfen mit dem Scharbeile bezeichnet worden. Ausgangspunkt für die Grenzbeschreibung ist ein Rotdorn. Dieser lag nach Angabe der Urkunde südlich von der Nazariuskirche (de ecclesia sancti Nazarii ad partem meridianam), und zwar „inter partem sancti Petri", auf dem Gebiet des hl. Petrus. Nach Kieser „ist dieser letztere Zusatz ganz unverständlich, wenn der St. Petersteil, d. h. das alte Klostergut der Peterskirche, südlich von diesem Fixpunkte (dem Rotdorn) lag, der Fixpunkt selbst also zwischen der Nazariuskirche im Norden und dem Petersteil im Süden. Daraus geht deutlich hervor, daß das Kloster Altenmünster, d. h. das praedium des Grafen Kankor und der Williswinda mit der alten Peterskirche nicht auf den Kreuzwiesen, die direkt östlich von dem Nazariuskloster liegen, gesucht werden kann, sondern südlich von diesem Fixpunkt gelegen haben muß". Dies trifft für die Anlage am Seehof in der Tat zu. Da diese auch ehemals von Wasser umgeben gewesen zu sein scheint, und da überdies, wie wir sahen, auf dem gleichen Inselchen die Reste eines römischen Gebäudes zutage getreten sind, so nimmt Kieser hier Altenmünster an, das ja auf einem Landgut des Grafen Kankor und seiner Familie gestiftet worden war. Die Reste jenes römischen Gehöftes sollen dieses Gut repräsentieren. Nur geben die hier gemachten Funde gar keinen Anhalt dafür, daß diese römische Villa auch im frühen Mittelalter noch bewohnt war.

Alles scheint sich mir hier um die Interpretation der Worte „inter partem s. Petri" zu drehen. Sie bedeuten „auf dem Gebiet des hl. Petrus", d. h. des Klosters Lorsch. Der Rubus stand auf dem Kloster bereits gehörendem Terrain. Südlich von der Nazariuskirche in einiger Entfer-

nung lag damals also Grund und Boden, der sich im Besitze des Klosters befand, und von wo aus die neue Schenkung vermessen wurde. Mehr besagt der Ausdruck nicht. Kieser scheint aber mit ihm die Vorstellung zu verbinden, als ob es sich hier um die alte Peterskirche im Gegensatz zu der Nazariuskirche handele, als ob es hieße „im Gebiet der alten Kirche des hl. Petrus“ und stellt sich dieses als einen geschlossen um die alte Peterskirche herumliegenden Besitz vor, wodurch er zu der Schlußfolgerung kommt, daß auch die Peterskirche, also Altenmünster selbst, südlich von dem späteren Kloster gelegen haben müsse. Er faßt die Angabe der Urkunde rein lokal, während in ihr doch nur die Bezeichnung des Grundeigentümers zu sehen ist. Durch das „inter partem“ wird dies ganz zweifellos. Auch ist es falsch, von einem besonderen Klostergut der alten Peterskirche zu reden. Dem hl. Petrus gehörte alles, was Lorsch damals besaß, auch die Stelle, auf welcher die neue Nazariuskirche erbaut wurde, ganz gleichgültig, wo die einzelnen Teile dieses Besitzes lagen. Es läßt sich sehr wohl denken, daß 770 der Besitz des Klosters nicht nur auf die Weschnitzinsel beschränkt war. Schon zu dem Landgut Kankors kann auch Gebiet auf dem linken Ufer der Weschnitz gehört haben.[1] Ja, wir werden dies sogar annehmen müssen, da sowohl die Insel an der Kreuzwiese wie auch die am Seehof zu klein wäre, um einem Kloster hinreichenden Unterhalt zu bieten.[2] Wenn aber auch klösterlicher Grund und Boden damals südlich von der Nazariuskirche bezeugt ist, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß auch die ursprüngliche Niederlassung, das spätere Altenmünster in südlicher Richtung von dem heutigen Kloster gelegen haben mußte. Die Urkunde Kankors, Kiesers Hauptargument, gibt gar keinen Anhalt zur Lokalisierung Altenmünsters und beweist mitnichten, daß Altenmunster am Seehof zu suchen.[3]

[1] Daß der Besitz der Familie Kankom sich auch auf das linke Weschnitzufer erstreckte, beweist die von Kieser selbst angeführte Schenkungsurkunde Thuringberts (vgl. unten). Auch könnten vor 770 bereits andere Geber dem Kloster ein Grundstück auf dem linken Weschnitzufer geschenkt haben. Die ältesten Urkunden des Klosters sind verloren. Abt Heimerich mußte sich von Karl dem Großen für diese abhanden gekommenen Urkunden eine Pankarta ausstellen lassen (M. G. Dipl. Carol., S. 95).

[2] Auch der Hypothese Kiesers liegt ja die gleiche Annahme zugrunde, wie könnte sich sonst jener Rotdorn auf Klostergebiet auf dem linken Weschnitzufer erheben.

[3] Eine andere Urkunde, die von Kieser in diesem Zusammenhang mehrfach herangezogen wird, scheint im Gegenteil unsere Lokalisierung Altenmünsters auf der Kreuzwiese zu stützen. Als es sich darum handelte, das Kloster auf einen günstigeren Platz zu verlegen, hatte 767 Graf Thuringbert, der Bruder Kankors, hierzu den nötigen Grund und Boden gestiftet, und zwar eine Hufe Neuland ad illud claustrum faciendum circa sanctum Nazarium (Cod. Laur. Nr. 167). Ausdrücklich wird betont, daß der hier geschenkte Grund und Boden zur Errichtung des neuen Klosters dienen soll. Auf diese

Und nicht besser steht es mit dem dritten urkundlichen Beweis Kiesers für seine Hypothese.[1] Er stützt sich auf einige Urkunden des Lorscher Codex[2], in denen dem Kloster Ländereien auf dem rechten Ufer der Weschnitz geschenkt werden. Nach Kiesers Ansicht muß das Terrain der heutigen Kreuzwiese hierher gehören. Daß der auf der Kreuzwiese gefundenen Klosteranlage in diesen Urkunden nicht gedacht wird, ist ihm Beweis, daß diese damals noch nicht bestanden haben könne, also auch nicht mit Altenmünster zu identifizieren sei. Diese ganze Beweisführung geht von der Annahme aus, daß die Anlage auf der Kreuzwiese schon immer auf dem rechten Weschnitzufer gelegen sei. Bildete hingegen das Gelände bei der Kreuzwiese ursprünglich eine Insel, wie schon mehrfach betont worden[3], und wie es ein Blick auf die Karte wahrscheinlich macht, so lagen jene Ländereien nicht hier, sondern weiter östlich, jenseits des Weschnitzarmes, der diese Insel umfloß. Auch so erfüllen sie die Bedingung, daß sie am Ufer der Weschnitz, am äußersten Ende der Bensheimer Mark lagen, deren Grenze hier die Weschnitz bildete. Für die Frage, ob Altenmünster auf der Kreuzwiese zu suchen oder nicht, sind diese Urkunden ganz belanglos.

Alle von Kieser ins Feld geführten Argumente vermögen also nicht das Zeugnis der Ausgrabungsergebnisse und der oben berührten historischen Nachrichten zu entkräften, die mit voller Deutlichkeit beweisen, daß Altenmünster, die älteste Lorscher Klosteranlage, in den auf der Kreuzwiese zutage geförderten Resten gefunden ist. Darin scheint mir nun vor allem der Wert dieser Lorscher Ausgrabungen zu bestehen, daß durch sie in der Anlage auf der Kreuzwiese ein genau datierter Bau des 8. Jahrh. wenigstens in seinen Grundmauern uns bekannt geworden. Zweifellos ist die Kirche von Altenmünster noch diejenige,

Schenkung hin begann man mit dem Bau der Nazariuskirche. Erst 770 erfolgte die Abrundung jenes Gebietes durch die obengenannte Schenkung Kankors, die den Platz des neuen Klosters von der Weschnitz bis wieder zur Weschnitz umfaßt haben muß. Ein Mansus Neuland ist natürlich längst nicht genug, als daß das ganze Kloster hier seinen Unterhalt finden konnte, wenn er auch etwas mehr Grund und Boden umfaßt haben wird, als für das Kloster und seine Gebäude als Baustelle nötig war. Es muß also angenommen werden, daß der bisherige Klosterbesitz auch fernerhin den landwirtschaftlichen Betrieb des Klosters tragen sollte. Für höchst unwahrscheinlich halte ich es daher, daß man auf die Schenkung dieses einen Mansus hin an eine Verlegung des Klosters gegangen sei, wenn sich dieser nicht an den bisherigen Besitz des Klosters direkt angeschlossen hätte. Lag Altenmünster auf der Kreuzwiese, so war der neue Bauplatz nur durch einen Weschnitzarm von ihm getrennt, die ganze Inangriffnahme eines neuen Baues verliert das Unwahrscheinliche, das ihr bei der von Kieser vertretenen Lokalisierung Altenmünsters am Seehof anhaften würde.

[1] a. a. O., 1908, S. 19 ff. [2] Nr. 232, 252, 242, 244, 245.

[3] Vgl. Koller in den Hess. Quartalblättern, 1883, S. 20.

deren Weihe 763 vollzogen wurde, weder der archäologische Befund noch die Angaben der Quellen deuten irgendwie an, daß an ihr nachträglich bauliche Veränderungen vorgenommen worden wären. Es liegt nahe, diesen frühkarolingischen Bau mit der Peterskirche auf der Zitadelle zu Metz[1], der einzigen bis jetzt bekannten vorkarolingischen Anlage auf deutschem Boden, zu vergleichen.

Beide Bauwerke zeigen in der Tat im Grundriß viele Ähnlichkeit. Übereinstimmend fehlt beidesmal ein Querhaus, ein charakteristischer Unterschied von den uns bekannten karolingischen Kirchenbauten auf deutschem Boden, bei denen das Querhaus gerade besonders betont zu sein pflegt. Unvermittelt schloß sich in Metz wie in Lorsch der Altarraum an das Langhaus an. In Altenmünster war es lediglich eine flache, rechteckige Nische, die nach außen nur wenig vorsprang. An der Peterskirche zu Metz konnte der Altarraum nicht vollständig untersucht werden, es ließ sich nur feststellen, daß hier keine Apsis in unmittelbarem Anschluß an das Langhaus anzunehmen ist, sondern daß sich an dieses zunächst ein rechteckiger Anbau angeschlossen haben muß.[2] Von diesem wurden die Seitenmauern bis etwa 2 m über die Flucht der Ostwand des Schiffes hinaus nachgewiesen und verloren sich dann, so daß wir über seine Ausdehnung nach Osten im unklaren bleiben. Ausgeschlossen scheint mir, daß dieser rechteckige Raum als Chorquadrum diente, und daß auf ihn noch eine Apsis gefolgt sein könne; diese Grundrißform kommt erst in späterer Zeit auf. Ein Umstand scheint auch darauf hinzuweisen, daß dieser rechteckige Altarraum sich nicht weit nach Osten erstreckt haben kann und vielleicht dem nischenartigen Anbau in Lorsch ähnlich sah: es wurde festgestellt, daß der Fußboden im Altarraum die gleiche Höhe hatte wie im Schiff der Kirche, daß keine Stufen zu ihm hinaufführten, wie es sonst überall, selbst bei einfachen halbrunden Apsiden die Regel ist. Man wird hieraus vielleicht schließen dürfen, daß der Altarraum nur geringe Tiefe besessen haben wird, ein Chor von größerer Ausdehnung wäre wohl auch durch einige zu ihm hinaufführende Stufen besonders betont gewesen.

St. Peter in Metz scheint von Anfang an dreischiffig gewesen zu sein[3], während in Altenmünster nur ein einziger ungeteilter Raum nachgewiesen ist. Doch Einschiffigkeit oder Mehrschiffigkeit ist nur eine Frage des Kostenpunktes oder des technischen Könnens der Bauleute.

[1] Vgl. Knitterscheid, Die Abteikirche St. Peter auf der Zitadelle in Metz, ein Bau aus merowingischer Zeit, Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, 1897, S. 97ff. und 1898, S. 120ff.

[2] l. c. 1898, S. 127.

[3] Als Stützen scheinen Säulen gedient zu haben. l. c. 1909, S. 132.

Hier genügt es festzustellen, daß beide Kirchen, St. Peter in Metz und Altenmünster, sich im Grundrißtypus nahe berühren. Unentschieden möchte ich es vorläufig noch lassen, ob diese Ähnlichkeit darauf zurückzuführen ist, daß die Gründung von Lorsch unter Mitwirkung Bischof Chrodegangs von Metz erfolgte, und daß die ersten Mönche aus Gorze in der Metzer Diözese kamen, oder ob der hier festgestellte Grundriß der damals überhaupt sowohl in Lothringen wie in den Rheinlanden übliche war.

VI.

QUELLENNACHRICHTEN ÜBER EINEN FRÜHKAROLINGISCHEN ZENTRALBAU IN EICHSTÄTT

747 wurde der hl. Willibald, nachdem er sich vorher während voller sieben Jahre im Heiligen Lande aufgehalten und auch kurz Konstantinopel besucht hatte, dann als Mönch in Monte Cassino eingetreten war, der erste Bischof des neu gegründeten Bistums Eichstätt.[1] In der neuen Bischofsstadt bestand zur Zeit seiner Ankunft nur ein bescheidenes Marienkirchlein.[2] Neben diesem begann Willibald den Bau eines größeren Münsters, in dem er selbst später beigesetzt wurde.[3]

Die verschiedenen Viten Willibalds geben keinerlei Aufschluß über die Gestalt dieser Kirche. Doch eine anderweitige Nachricht läßt erkennen, daß wir es hier mit einer Anlage von keineswegs gewöhnlicher Form zu tun haben. Der Anonymus Haserensis berichtet über die Vergrößerung dieser ältesten Kirche, die 966 Bischof Reginold vornahm[4]:

---

[1] Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I, S. 534 ff.

[2] Vita Willibaldi SS XV, 104, 35: nulla domus ibi erat nisi illa aecclesia sanctae Mariae, que adhuc stat ibi, minora quam alia aecclesia, quam postea Willibaldus ibi construxerat.

[3] Vgl. die vorhergehende Anmerkung, ferner l. c. 105, 20: in loco que dicitur Eihstat monasterium construere incipiebat. Daß Willibald in dieser Kirche seine letzte Ruhestätte fand, bezeugt die dritte Vita Willibalds l. c. 106, 27. Auch ohne dies wäre es als selbstverständlich anzunehmen.

[4] Anonymus Haserensis SS VII, 255, 31: 186° depositionis sancti Willibaldi anno, cum crisostomus noster Reginoldus episcopus, monasterio magnificentius exstructo ..., corpus eius de medio chori, ubi usque modo sepulchrum eius cernitur, in criptam ubi iam nunc requiescit transferre cogitaret. Die von Reginold erweiterte Kirche, in deren Chor Willibald begraben lag, kann nur die von diesem erbaute Münsterkirche gewesen sein, wenn auch nicht ausdrücklich die Identität bezeugt ist. Von baulichen Veränderungen oder einer Translation Willibalds in der Zwischenzeit erfahren wir nirgends etwas. Auch daß Ulrich von Augsburg dem Eichstätter Bischof im Hinweis auf die Heiligkeit der Kirche von einer Erweiterung abrät (l. c. 257, 37), spricht dafür.

Occidentalem namque templi partem, prius ceteris tribus aequalem, eius partis amplia-vit adiectione, quae nunc versus occasum est hodierna sacri fontis statione.[1] Darnach kann der ursprüngliche Bau keine einfache Basilikenanlage gewesen sein. Er besaß vier gleiche Flügel, wenn wir so sagen wollen, von denen Reginold den westlichen nach Westen erweiterte. Es ergibt sich das Bild eines gleichschenkligen Kreuzes, eine ausgesprochene Zentralanlage. Wie die Flügel gestaltet waren, ob rechteckig, ob in Konchenform, läßt unsere Quelle nicht durchblicken, und anderweitige Nachrichten, die hier ergänzend eintreten könnten, besitzen wir nicht.[2] Wir müssen uns mit der bloßen Feststellung eines Zentralbaues von der Form des griechischen Kreuzes begnügen, wohl die älteste uns bekannte derartige Anlage auf deutschem Boden.

Willibalds Lebensgeschichte gibt die Erklärung für diesen merkwürdigen Bau. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Heilige im Grundriß die Erinnerung an im Orient Gesehenes festzuhalten suchte. Daß Willibald Blick und Interesse für bauliche Einzelheiten der von ihm besuchten heiligen Stätten besaß, schimmert noch aus dem Bericht über seine Fahrten im Orient durch, den eine angelsächsische Nonne im Kloster Heidenheim nach seinen Erzählungen aufgezeichnet hat.[3] Vielleicht ist als Vorbild an die Kirche in Bethlehem zu denken, und es wäre nicht ganz zufällig, daß gerade bei ihr die Vita auf die kreuzförmige Gestalt hinweist.[4] Ein sicheres Urteil hierüber ist auf Grund jener einen dürftigen Quellennachricht nicht zu fällen, da sie uns gar nicht die Möglichkeit gibt, die Gestalt des Grundrisses genauer zu rekonstruieren. Denkbar wäre es ja auch, daß Willibald keinen bestimmten Bau im Auge hatte, sondern nur allgemein die kreuzförmige Disposition, wie sie im Orient nicht allzu selten war, bei seinem Bau wiederholt hätte.

[1] l. c. 257, 42.

[2] Zu hoffen wäre, daß vielleicht einmal Grabungen an Ort und Stelle den Grundriß zutage fördern würden.

[3] Vita Willibaldi episcopi Eichstetensis auctore sanctimoniali Heidenheimensi SS XV, 86ff. Hier wird u. a. berichtet, daß die Kirche auf dem Ölberg einen offenen Dachstuhl habe, daß die Kirche in Nicäa ihr ähnlich sei.

[4] l. c. 98, 30: illa aecclesia, ubi Dominus natus est, quae ibi supra stat, illa est in similitudinem crucis aedificata, gloriosa domus.

VII.

DIE DATIERUNG DER PFALZ IN GELNHAUSEN

Man neigt heute dazu, die Entstehung der Gelnhäuser Pfalz kurz vor 1200 anzusetzen[1] Einer genaueren Prüfung der historischen Quellen hält diese Datierung nicht stand. Es ergeben sich Anhaltspunkte, die beweisen, daß die Pfalz bereits in den siebziger Jahren des 12. Jahrh. errichtet worden sein muß.

Urkundliche Erwähnung findet die Burg Gelnhausen zuerst 1158. Damals kaufte Erzbischof Arnold von Mainz das castrum Gelenhusen cum prediis et ministerialibus ad ipsum pertinentibus.[2] Der frühere Besitzer wird nicht mit Namen genannt. Die Ansiedlung neben der Burg erhält 1170 von Friedrich I. Stadtrecht.[3] Vor 1183 kam nach Aussage einer Urkunde Erzbischof Konrads die Hälfte der Burg mit der Hälfte allen Zubehörs als erzbischöfliches Leben in den Besitz des Kaisers.[4] Über den Verbleib der zweiten Hälfte fehlen Nachrichten

Man folgert heute, daß, wenn damals die Hälfte der Burg als Leben an den Kaiser kam, dieser die andere Hälfte nicht sofort gleichfalls erhalten haben wird, mit dem Bau der Pfalz aber erst begonnen worden sein könne, nachdem die ganze Burg in den Besitz des Kaisers übergegangen war. Somit ließe sich der Beginn des Pfalzbaues unter Umständen noch in den allerletzten Jahren Friedrichs I. annehmen, ihre Vollendung sei aber erst nach seinem Tode unter Heinrich II. zu denken, dessen Werk die Pfalz also im wesentlichen wäre

Es läßt sich aber mit voller Sicherheit erweisen, daß die Pfalz bereits 1180 bestanden haben muß. Damals wurde hier die solemnis curia abgehalten, auf der die Absetzung Heinrichs des Löwen ausgesprochen wurde[5] Und seitdem ist, sooft der Kaiser in Deutschland weilte, fast

[1] Vgl. Bickell, Die Bau und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel, Kreis Gelnhausen, Text S. 15, ferner Dehio, Handbuch I, S. 113

[2] Reimer, Urkundenbuch zur Geschichte der Herren von Hanau I, S. 68

[3] Reimer a. a. O., S. 81.

[4] Stumpf, Acta Maguntina S. 114ff Das Schriftstück ist erst zwischen 1187—90 ausgestellt, bildet aber eine Aufzählung der Verluste der Mainzer Kirche, die der Erzbischof 1183 bei seiner Rückkehr vorfand. Darnach wird deutlich, daß die Übertragung der einen Hälfte der Burg an den Kaiser schon vor 1183 stattgefunden haben muß nicht, wie Bickell angibt, erst zwischen 1187 und 1190. Die Urkunde beweist aber, daß jedenfalls 1187—1190 die Burg immer noch nur zur Hälfte im Besitz des Kaisers war

[5] Vgl die damals ausgestellte Urkunde, zuletzt gedruckt von Haller in seinem Aufsatz „Der Sturz Heinrichs des Löwen", Archiv für Urkundenforschung 1911, S 450.

Jahr für Jahr ein längerer Aufenthalt oder ein Hoftag in Gelnhausen zu verzeichnen.[1]

Wenn der Kaiser so regelmäßig nach Gelnhausen zu längerem Aufenthalt kam, wenn feierliche Reichstage hier stattfanden, dann scheint mir dies zu beweisen, daß bereits eine Pfalz bestand, die die Möglichkeit zur Aufnahme des kaiserlichen Hofes bot und dazu veranlaßte, hier wichtige Tagungen vorzunehmen.

Eine nur zur Hälfte dem Kaiser gehörende Burg so, wie sie aus der Hand der früheren Besitzer an die Mainzer Bischöfe gekommen war, wird nicht zur Abhaltung von Hoftagen gewählt. 1180 muß die heutige Pfalz, die, wie noch nie bezweifelt worden ist, nirgends Spuren einer älteren Anlage oder nachträglicher Umbauten und Erweiterungen aufweist, bereits im wesentlichen vollendet gewesen sein.

Somit kann die kaiserliche Pfalz nicht mit der erzbischöflichen Burg identisch sein, von der der Kaiser noch in den Jahren 1187—1190 nur die eine Hälfte zu Lehen besaß. Und daß die zweite Hälfte überhaupt jemals in den Besitz des Kaisers übergegangen ist, läßt sich gar nicht beweisen. Die urkundlichen Nachrichten geben keine Auskunft. Und wenn auch, so blieb die Burg doch immer mainzisches Lehen. Ob man auf einem solchen eine kaiserliche Pfalz wird errichtet haben, kann zweifelhaft erscheinen.

Der Irrtum der bisherigen Forschung besteht darin, daß man die Pfalz mit der erzbischöflichen Burg glaubte identifizieren zu müssen. Wir haben vielmehr anzunehmen, daß die Pfalz unabhängig von der alten Burg neben dieser oder an anderer Stelle entstanden ist. Vielleicht haben sich in der Vorburg westlich neben der Pfalz die Reste jener älteren Anlage erhalten.[2] Bei Errichtung der Pfalz war der Kaiser gar nicht an jene erzbischöfliche Burg gebunden, die er nur zur Hälfte zu Lehen trug. Wir wissen, daß er das Recht besaß oder in Anspruch nahm, auf dem Gebiet der geistlichen Fürsten an beliebiger Stelle eine Burg anzulegen. In der Confoederatio cum principibus wird 1220 auf dieses Recht ausdrücklich Verzicht geleistet,[3] ein Zeichen, daß es bis dahin ausgeübt wurde. Dieses Recht hängt eng zusammen mit dem der Städtegründung auf geistlichem Gebiet, das auch 1220 aufgegeben wurde, und für dessen

[1] 1180 ist die Anwesenheit Barbarossas in Gelnhausen vom 1. April bis Mitte des Monats gesichert (Stumpf Reichskanzler 4300—4303). 1182 weilt der Kaiser Ende Februar und Anfang März hier (Stumpf 4336 u. 4337). 1184 ist eine curia und der Aufenthalt Ende Juni und Anfang Juli bezeugt (Stumpf 4377—4382), 1186 die Anwesenheit am 28. November (Stumpf 4471).

[2] Über sie vgl. Bickell a. a. O. S. 28f.

[3] M. G. Const. II, 90, 9.

Ausübung in der vorausgehenden Zeit die Gründung der Stadt Gelnhausen selbst ein gutes Beispiel bietet.[1] Die Errichtung der Pfalz war also nicht an jene erzbischöfliche Burg gebunden. Daß diese sich erst zur Hälfte im Besitze des Kaisers befand zu einer Zeit, für die die historischen Nachrichten schon deutlich das Bestehen der Pfalz bezeugen, beweist nur, daß Pfalz und Burg nicht identisch sind, und ist für die Datierung der ersteren ohne Belang. Die solemnis curia im Jahre 1180 eröffnet die Reihe der in Gelnhausen von da ab in regelmäßiger Folge abgehaltenen Hoftage. 1180 muß demnach die Pfalz im wesentlichen vollendet gewesen sein, ihre Erbauung somit in die siebziger Jahre des 12. Jahrh. fallen.

VIII.

OBERITALIENISCHE BEZIEHUNGEN AN WERKEN ROMANISCHER PLASTIK IN TIROL

Es kann nicht verwundern, in der Kunst Tirols zu allen Zeiten starken oberitalienischen Einflüssen zu begegnen. Die geographische Lage des Landes öffnete es den von Süden kommenden Anregungen und machte es zum Vermittler italienischer Kunst für die Gebiete nördlich der Alpen, so daß in vielen Punkten die Kunst des südlichen Tirols fast als ein Ableger der oberitalienischen erscheint. Nahe geographische Nachbarschaft zweier Gebiete wird es immer mit sich bringen, daß zahlreiche Eigentümlichkeiten allmählich und unmerklich von dem einen auf das andere übergreifen. Ein bewußtes Anknüpfen an die Kunst des fortgeschritteneren Landes werden wir nur noch selten im einzelnen festzustellen vermögen, sei es, daß man Künstler von auswärts berief, sei es, daß einheimische Kräfte in der Fremde in die Lehre gingen, fremde Eigenart annahmen oder gar späterhin bestimmte, draußen gesehene Werke nachzubilden versuchten. Unter den erhaltenen Denkmälern romanischer Plastik in Tirol lassen sich in zwei Fällen solche ausgesprochenen Beziehungen zu bestimmten oberitalienischen Schulen nachweisen.

A. INNICHEN

Am südlichen Seitenportal der Stiftskirche zu Innichen im Pustertal findet sich im Tympanon eine Maiestas Domini, umgeben von den vier Evangelistensymbolen[2], ein recht rohes und unbeholfenes Werk, doch

[1] Sie erfolgt sogar noch vor der Belehnung des Kaisers mit der einen Hälfte der Burg

[2] Vgl. Taf. II Abb 3

als eines der ganz wenigen Denkmäler romanischer Plastik im südlichen Tirol von größerem Interesse. So hat es auch in allen Darstellungen der Tiroler Kunstgeschichte seinen gebührenden Platz gefunden, der Frage nach der Herkunft seines künstlerischen Stiles ist man jedoch noch nicht näher getreten. Am Baptisterium zu Parma könnte sich das unmittelbare Vorbild unseres Tympanons finden.

Hier hat man bisher hauptsächlich dem plastischen Schmuck der drei Portale Aufmerksamkeit geschenkt; künstlerisch höher stehen vielleicht noch die Skulpturen in den Halbkuppeln der Nischen im Innern des Baptisteriums, auch sie jedenfalls ein Werk Benedetto Antelamis, der die Ausschmückung der Taufkirche 1196 begann.[1]

Unter diesen Halbkuppeln zeigt die östliche den thronenden Christus mit den Evangelistensymbolen, rechts und links noch je einen Engel, der auf einem Drachen steht.[2] Und nun vergleiche man beide Darstellungen, Parma und Innichen, so wie sie hier in Abbildungen gegenüber gestellt sind. Manche Übereinstimmungen allerdings werden auf Rechnung des ikonographischen Vorwurfs zu setzen sein, der ja beidemal der gleiche ist. Aber damit erschöpfen wir die Beziehungen zwischen beiden Portalen doch lange nicht. Der thronende Heiland, umgeben von den Symbolen der Evangelisten ist ein häufiges Motiv, namentlich in der romanischen Plastik Frankreichs. Doch wie große Abweichungen lassen sich im einzelnen zwischen den verschiedenen Darstellungen feststellen, und wie viele Eigentümlichkeiten andererseits, die wir sonst nirgends beobachten können, verbinden wiederum unsere beiden Werke untereinander. Gerade ein Blick auf andere Darstellungen des gleichen Motives läßt die Übereinstimmungen zwischen Innichen und Parma erst in ihrer vollen Bedeutung erscheinen.[3]

Die Anordnung ist beidemal ganz die gleiche, nur daß in Innichen Löwe und Stier ihren Platz vertauscht haben. Von Einzelheiten vergleiche man, wie der Adler auf seiner Schriftrolle wie auf einem Stänglein sitzt, wie Löwe und Stier ihr Buch zwischen den Vorderfüßen eingeklemmt halten. Die beiden oberen Symbole sind jeweils mit Nimben

[1] Inschrift am Nordportal, vgl. Zimmermann, Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter, Leipzig 1897, S. 118.

[2] Vgl. Taf. II Abb. 4.

[3] Man könnte zum Vergleich auf die beiden Tympana von Chartres und St. Trophime in Arles hinweisen. Vermutlich zu Chartres bestehen bei Antelami, wie schon Zimmermann (a. a. O. S. 153ff.) angedeutet hat, Beziehungen, und diese äußern sich auch in manchen auffälligen Übereinstimmungen der beiden Maiestas Domini-Darstellungen. Trotzdem, wie groß ist nicht stilistisch und kompositionell hier der Unterschied, verglichen mit dem viel engeren Abhängigkeitsverhältnis zwischen Innichen und Parma!

ausgestattet, die unteren nicht. Allerdings wirken die Tierfiguren des Tiroler Meisters neben den bedeutend feineren Antelamis fast wie holzgeschnitztes Kinderspielzeug, und man möchte an keine Beziehungen glauben. Auf einen zweifellosen Zusammenhang zwischen beiden Werken weist aber die Gestalt des mit gekrummten Knien im Fluge heranschwebenden Engels. Bis auf die Gewandung, die Haltung des Buches und das Tuch über dem linken Arm[1] erstreckt sich die Übereinstimmung.

Am deutlichsten wird ein genauer Vergleich der Christusfigur zeigen, bis zu welchem Grad Innichen dem Parmaer Tympanon nahe steht, wenn auch im einzelnen die Ausführung so viel plumper und roher ist. Christus sitzt hier wie dort in einer merkwürdigen strandkorbartigen Mandorla. Sie ist kein regelmäßiges Oval[2], sondern unten abgeplattet und mit einem Fußbrett mit halbkreisförmigem Ausschnitt versehen, und statt eines besonderen Thrones, wie ihn andere Darstellungen zeigen, findet sich hier ein leicht gebogenes Sitzbrett, das wohl ursprünglich den Regenbogen repräsentieren sollte, zwischen den Schenkeln der Mandorla eingespannt, Eigentümlichkeiten unserer beiden Tympana, die in dieser Art andere Werke nicht mit ihnen teilen.

Die Ähnlichkeit in der Haltung Christi könnte man auch auf Rechnung des ikonographischen Vorwurfes setzen.[3] Ganz schlagend ist aber die Übereinstimmung in der Gewandung. Hier erstreckt sie sich bis auf kleinste Einzelheiten der Faltengebung. Man vergleiche die Kringelfalten am Saum des Untergewandes.[4] Der untere Saum des Mantels steigt ziemlich ungewellt allmählich von links nach rechts an und erhebt sich dann zu einer Kringelfalte über dem linken Knie. Und ziemlich straffe Faltenschlingen ziehen von dem anderen Knie nach der linken Hüfte einem gemeinschaftlichen Punkte zu. Am rechten Arm des Heilandes findet sich noch einmal solche verblüffende Anlehnung. Der Ärmel ist am Handgelenk leicht umgeschlagen, ovale Faltenzüge sind konzentrisch um den Ellenbogen angeordnet, alles natürlich in Innichen viel gröber und schematischer, mit geringem Verständnis für die Natur der Gewandstoffe, in den Motiven und den Linien der Zeichnung aber doch aufs engste übereinstimmend.[5] Demgegenüber kommt es weniger in Betracht,

[1] Es ist allerdings in Innichen nach dem Oberarm gerutscht, während es der Engel in Parma über der Hand trägt.

[2] Wie z. B. in Chartres und Arles.

[3] Der einzige Unterschied besteht in der Art, wie Christus das Buch hält.

[4] Eine genau über dem rechten Bein und eine zwischen den beiden Beinen. Die beiden am linken Bein sind in Innichen fortgelassen.

[5] Sehr auffällig ist gerade in der Linienführung des Faltenwurfes in Parma die Übereinstimmung mit Chartres und ist direkt beweisend für einen Zusammenhang zwischen beiden Werken, wie grundverschieden aber doch der Faltenstil als solcher.

daß Christus in Innichen ein Pallium trägt, das in Parma fehlt, und daß der Mantel hier, vielleicht um ebendieses Palliums willen, nicht über die Schulter geschlagen ist, sondern auf dem Schoß endet. Aber die Falten des Mantels hier vor dem Schoß und die Art, wie der Mantel über das linke Handgelenk gezogen ist, kann man wieder als ähnlich anführen.

Auch der Kopftypus Christi hält einen Vergleich aus, wenn wir auch hier dem geringeren Können des Innicher Meisters wiederum einiges zugute halten müssen. Der Typus ist im Grunde der gleiche, die Ähnlichkeit macht sich allerdings, wie das bei einer derartigen Vergröberung immer der Fall sein wird, mehr in Einzelheiten, so den gebohrten Pupillen, der Bildung des Schnurrbartes und des Backenbartes, als im Gesamtcharakter geltend.

Ikonographische Eigentümlichkeiten wie auffallende Übereinstimmungen in kleinsten Details des Faltenwurfes und der Komposition rücken das Tympanon zu Innichen nahe an das Werk Antelamis im Parmaer Baptisterium. In der übrigen romanischen Plastik Tirols scheint mir Innichen in seiner künstlerischen Eigenart ganz vereinzelt zu stehen, es wurzelt nicht im heimischen Boden, seine Kunst muß von auswärts importiert sein. Wenn nicht jene Darstellung im Innern des Parmaer Baptisteriums, so muß irgendein anderes mit dieser aufs weitgehendste übereinstimmendes Werk Antelamis oder seiner Schule unserem Meister zum Vorbild gedient haben, an das er sich in vielem fast sklavisch anschloß. Wir kennen keine solche Arbeit Antelamis, wissen auch nichts von einem anderen Werk seiner Hand, das sich an ähnlich bedeutender Stelle wie am Baptisterium zu Parma befunden haben könnte.[1] Das Wahrscheinlichste wird es doch bleiben, in jener Majestas Domini in Parma selbst das Vorbild zu sehen, an das sich unser Meister gehalten hat.

Jener Künstler, von dem das Tympanon stammt, hat aber in Innichen nicht nur jenes geschaffen, wir können seine Spur auch weiter noch an dem Bau der Stiftskirche verfolgen. Deren übriger plastischer Schmuck zeigt gleichfalls auffällige Beziehungen zu dem Baptisterium von Parma und bestätigt unsere Vermutung, daß wir hier den Ausgangspunkt dieser Kunst zu suchen haben.

Das Baptisterium von Parma umzieht außen in etwas über Menschen-

---

[1] Gegen die Zuweisung der Skulpturen an der Fassade des Domes von Borgo San Donnino an Antelami, die Zimmermann vertritt, möchte ich doch die stärksten Bedenken äußern. Durch nichts scheint mir diese Hinweisung gerechtfertigt. In Borgo San Donnino kommt ein ganz anderer Meister zu Wort, der im Gegensatz zu Antelami in weitgehendstem Maße von der Provence beeinflußt ist. Im übrigen findet sich hier auch keine Darstellung des thronenden Christus.

höhe ein Fries von meist quadratischen Feldern, die allerhand Tierdarstellungen, Fabelwesen und Grotesken enthalten.[1] Ähnliche Reliefs finden sich auch in Innichen. Von den Kämpfern der Vierungspfeiler tragen einige figürliche Darstellungen, der des nordwestlichen Pfeilers drei vertiefte rechteckige Felder mit einem bogenschießenden Zentaur und zwei gehörnten Fabeltieren.[2] Und eine verwandte Zentaurendarstellung kehrt auf dem Kämpfer eines der westlichsten Langhaushalbpfeiler wieder.[3] Die Ähnlichkeit mit Parma, stilistisch wie in den Motiven, ist ganz unverkennbar.

Schließlich zeigt auch das Blattwerk der Kapitelle an jenem Portal und im Inneren der Kirche auffallende Verwandtschaft mit dem vegetabilischen Schmuck der Kapitelle und Kämpfer am Parmaer Baptisterium, Formen, die, soweit ich sehe, nur diesem und ihm nahe verwandten Werken eigentümlich sind und wiederum die Beziehungen unseres Meisters zu Parma bestätigen.[4]

War es ein Italiener, der anläßlich des Neubaues der Stiftskirche zu Innichen zur Ausführung der plastischen Arbeiten herangezogen wurde, oder ein einheimischer Künstler, der draußen in die Lehre gegangen war und hier das in der Fremde Gesehene und Gelernte verwertete? Der künstlerische Abstand zwischen Vorbild und Nachahmung ist groß, überall vergröbert und schematisiert der Innicher Meister. Das könnte für einen einheimischen Künstler sprechen, der sich nur eine Zeitlang im Ausland aufgehalten hätte. Denn selbst in ihren Durchschnittsleistungen

[1] Zimmermann reproduziert S. 135 einen Teil dieser Skulpturen. Ein vollständiges Verzeichnis gibt er S. 133.

[2] Abgebildet in Mitteilungen der k. k. Zentralkommission 1858, S. 229, und bei Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, S. 141. Man vergleiche die Darstellung des Zentauren mit der bei Zimmermann reproduzierten.

[3] Abbildung a. a. O. S. 231.

[4] Die Kapitelle der Stiftskirche zu Innichen zeigen keine allzu große Mannigfaltigkeit. Abbildungen finden sich in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission 1858, S. 228ff., und bei Atz, S. 134, 141, 143 und 156. Ähnliche Kapitelle finden sich am Baptisterium in Parma, z. B. an den drei Portalen. Daß diese Formen um diese Zeit in der Parmaer Schule ganz geläufig sind und weiter verbreitet, beweist u. a. der Westbau der Kirche zu Fornovo am Taro, der auch etwa dem Anfang des 13. Jahrh. angehört. Tiere und Vögel über der unteren Reihe von Kelchblättern zeigen in Innichen die Kämpfer des Westportales. Für diese läßt sich in Parma das unmittelbare Vorbild nicht nachweisen. Daß diese Kämpfer des Westportales in Innichen von der gleichen Hand sind wie der übrige plastische Schmuck der Kirche, beweist die stilistische Verwandtschaft und die enge Übereinstimmung dieses Portals mit dem Südportal in Gliederung und Profilierung des Gewändes.

Ob die Kirche auch rein architektonisch mit der Parmaer Schule in Verbindung zu bringen ist, wage ich nicht zu entscheiden. In Parma selbst findet sich nichts Ähnliches, doch gehören alle dort erhaltenen Basilikalbauten einer früheren Zeit an.

steht die oberitalienische Plastik der ersten Hälfte des 13. Jahrh., — und in diese Zeit werden wir, wie wir noch sehen werden das Tympanon zu Innichen setzen müssen — über dem hier Gebotenen. Rustikele Erzeugnisse gibt es allerdings daneben auch, die an plumper Unbeholfenheit unserem Tympanon nicht nachstehen.[1]

Aber man wird nicht annehmen dürfen, daß man einen dieser geringsten Steinmetzen in die Fremde nach Tirol berief, wenn man sich dort einmal zur Heranziehung ausländischer Kräfte entschloß. Und dagegen spricht auch die sklavische Anlehnung unseres Tympanons in manchen Einzelheiten, namentlich der Linienführung des Faltenwurfes, an das Parmaer Vorbild, so daß es fast aussehen könnte, als hätte der Künstler nach einer Skizze des Parmaer Werkes gearbeitet. Ein Italiener, der in der Tradition dieser Schule aufgewachsen, hätte vielleicht mehr im Gesamtcharakter das Italienische getroffen, sich aber im einzelnen größere Freiheiten erlaubt. Wahrscheinlicher ist es, daß wir es hier mit einem Tiroler Bildhauer zu tun haben, der in Parma gearbeitet haben muß, dort einige oberitalienische Schulung erhielt und die Erinnerung an Antelamis Werk im Baptisterium, sei es auf dem Papier, sei es im Gedächtnis, mit in seine Heimat nahm. Völlige Sicherheit scheint sich mir in diesem Punkte allein auf Grund stilkritischer Beobachtungen nicht erzielen zu lassen

Zum Schluß noch zur Frage der Datierung des Innicher Tympanons. Es ist zweifellos in Zusammenhang mit dem Neubau der Kirche entstanden, der den Charakter des Übergangsstiles trägt. Bestimmte Baunachrichten fehlen. Aus späteren Urkunden einerseits, dem stilistischen Charakter und den Beziehungen zu dem 1196 begonnenen Parmaer Baptisterium andererseits läßt sich aber mit ziemlicher Sicherheit folgern, daß der Bau bald nach 1200 entstanden sein muß.[2]

[1] Z. B. das von Zimmermann S. 159 reproduzierte Relief mit der Legende der hl. Margaretha in Fornovo am Taro. Mit diesem sind nahe verwandt zwei Tafeln in der Kirche zu Bardone unweit von Fornovo (die eine abgebildet bei Venturi Bd. III, S. 36), auch sie sehr dörflichen Charakters. Noch primitiver an der gleichen Kirche das Tympanon mit einer Madonnendarstellung.

[2] Tinkhauser, Die romanische Stiftskirche zu Innichen in Tirol (Mitteil. der k. k. Zentralkommission 1858, S. 233f.) führt zwei Urkunden der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an und verlegt auf diese hin die Erbauung unserer Kirche erst in jene Zeit. Es handelt sich um folgende Urkunden.

a) Ablaßbrief des Bischofs Bruno von Brixen von 1257, in dem er für die Dauer eines Jahres einen Ablaß verleiht omnibus qui elemosinas suas ad fabricam dictae ecclesie sive ad alia necessaria fuerint elargiti, aut etiam qui limina predicti s. Candidi pia intentione duxerint visitare . . .

b) Eine Urkunde des gleichen Bischofs von 1284, in der er alle Gläubigen auffordert, ut fabrice s. Candidi ecclesie Iticinensis, que vetustate corrupta tecto defluente

B. DIE ROMANISCHEN PORTALE AM SCHLOSS TIROL BEI MERAN

Die beiden Portale am Rittersaal und der Kapelle der Burg Tirol sind vielleicht das bekannteste Werk romanischer Plastik in diesen Gegenden. Den Scharfsinn der Forschung hat die Deutung ihrer phantastischen Skulpturen schon oft genug beschäftigt[1] — auf die verschiedenen Deutungsversuche näher einzugehen oder ihnen gar einen neuen hinzuzufügen, wird hier nicht meine Aufgabe sein. Dagegen hat man bisher gänzlich vernachlässigt die Frage nach der Herkunft des künstlerischen Stiles dieser beiden merkwürdigen Portale. Hier möchte die

---

videtur minari ruinam, elemosinarum vestrarum quilibet pro sua facultate consolationem largitatis adhibere curetis, und einen Ablaß spendet omnibus qui ad reedificationem praedictae fabrice manum largitatis porrexerint.

Von der ersten Urkunde sagt Tinkhauser mit Recht, daß sie nicht unbedingt auf den Beginn eines Neubaues gedeutet zu werden braucht, da Ausdrucke wie die hier vorkommenden in den Ablaßbriefen häufig sind. Auch wäre zu beachten, daß der Ablaß nur auf ein einziges Jahr verliehen wird, was wohl nicht geschehen wäre, wenn man am Beginn eines vollständigen Neubaues gestanden hätte. Es wird sich also hier nur um Beiträge zu dem Baufonds der Kirche gehandelt haben, die vielleicht wegen kleiner Veränderungen oder Neuanschaffungen benötigt waren. Nicht erwähnt hat Tinkhauser, daß die zweite Urkunde die Deutung der ersten auf den Beginn des vollständigen Neubaues der Kirche schlechtweg ausschließt. Wenn 1284 betont wird, daß die Kirche altersschwach sei und wegen Schadhaftigkeit des Daches nahe dem Verfall, so kann dieser Bau nicht erst um 1258 errichtet worden, sondern muß älter sein. Wenn es sich bereits um den heutigen Bau handelt, wie wir gleich sehen werden, so rückt dieser gegen Anfang des 13. Jahrh. hinauf.

Denn daß auch die zweite Urkunde nicht auf die Errichtung der ganzen Kirche zu beziehen ist, läßt sich leicht beweisen. Sie spricht nur von der Notwendigkeit einer Reparatur des Daches und den schlimmen Folgen, die dessen gegenwärtiger Zustand nach sich ziehen könne. Hätte es sich darum gehandelt, an Stelle einer alten baufälligen Kirche einen vollständigen Neubau zu errichten, so wäre die Ausdrucksweise, wie sie hier in dem Ablaßbrief vorliegt, unmöglich. Ablaßbriefe zur Beschaffung von Baugeldern stellen immer den Schaden eher größer dar, als er ist. Und ferner, jener Ablaßbrief ist von Anfang Juni 1284 datiert, bereits am 16. Oktober des nämlichen Jahres fand aber schon die Neuweihe der ganzen Anlage statt (die Zeugnisse für diese Weihe bei Tinkhauser S. 234, Anm. 1). Diese Frist von ein paar Monaten wurde gut zur Erneuerung des Daches genügen, nicht aber zur völligen Errichtung des heutigen Kirchenbaues.

Die beiden von Tinkhauser angeführten Ablaßbriefe beweisen deutlich, was auch schon aus stilistischen Gründen anzunehmen wäre, daß die heutige Kirche nicht erst aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. stammen kann, sondern älter sein muß. Der ganze architektonische Charakter und die Abhängigkeit der Skulpturen von dem 1196 begonnenen Baptisterium in Parma würden etwa auf die Zeit kurz nach 1200 weisen. Wurde der heutige Bau damals errichtet, so kann die Bedachung um 1284 leicht bereits schadhaft geworden sein.

[1] Vgl. Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, S. 161 ff.

vorliegende Untersuchung einsetzen. Wie die Plastiken in Innichen erweist sich auch diese Kunst als italienischer Import. Mit einer gewissen Gruppe oberitalienischer Werke zeigen die beiden Portale so ausgesprochene Verwandtschaft, daß es fast auffällig erscheinen muß, daß nicht schon längst diese Beziehungen festgestellt worden sind.

Als Vertreter dieser Gruppe möchte ich vorläufig S. Michele in Pavia nehmen. Charakteristisch für die beiden Meraner Portale ist die wilde Dekorationslust, die regellos an und neben dem Portal angebrachte Menge phantastischer Skulpturen, bei ziemlicher Roheit in der Ausführung des einzelnen. Ganz die gleichen Eigentümlichkeiten zeigt die Fassade von S. Michele mit ihren drei reichgeschmückten großen Portalen.

Auch hier eine erstaunliche Fülle phantastischer Gebilde. Das Portal selbst mit seinem Gewände genügt dem Künstler nicht mehr. Seine Skulpturen quellen über es hinaus und überziehen die ganze Fläche der Fassade; wie in Meran umlagern Löwen, Drachen und andere Untiere die Seitenwände des Portales, dazwischen eingestreut Szenen mit menschlichen Figuren, deren Deutung — wenn ihnen überhaupt ein bestimmter Sinn unterzuschieben ist — noch manche Schwierigkeit machen wird. Merkwürdig primitiv wirkt dieses Sichaustoben der Dekorationslust, die sich an keine Regel und Anordnung mehr hält, ihre phantastischen Gebilde in wahllosem Wechsel anbringt, wo sich immer Platz findet, Figürliches und Ornamentales wild durcheinander, oft an einer einzigen Archivolte vereinigt. Dabei im einzelnen die Ausführung ohne große technische Sorgfalt, von ziemlich altertümlich anmutender Roheit, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn man schon häufig diesen Skulpturen ein weit höheres Alter zuzuschreiben geneigt war, als ihnen tatsächlich zukommt.

Doch man braucht nicht bei solcher allgemeinen Charakterisierung stehen zu bleiben. Es lassen sich im einzelnen Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen nachweisen, die ganz schlagend dartun, daß hier irgendwelche Beziehungen bestehen.

Von den beiden Meraner Portalen habe ich hier das des Rittersaales dem linken Nebenportal von S. Michele gegenüber gestellt, da es in manchen Details engere Übereinstimmung mit den Paveser Portalen zeigt.[1] An und für sich besteht kein Unterschied zwischen den beiden Portalen der Burg Tirol, beide sind zweifellos das Werk des nämlichen

[1] Tafel III Abb. 5 u. 6. Eine Abbildung des anderen Portales der Burg Tirol gibt Atz a. a. O. S. 151. Sämtliche Portale von S. Michele hat Dartein, Étude sur l'architecture lombarde, auf Tafel 54ff. reproduziert.

Künstlers und gleichzeitig entstanden.[1] Die Ähnlichkeit zwischen Pavia und Meran drängt sich sofort auf. In dem vertieften, im übrigen glatten Tympanon nichts als die Figur eines stehenden Engels, rein frontal.[2] Schlichter Tellernimbus, mächtige Schwingen, an denen die kurzen oberen Federn und die langen Schwungfedern in ganz ähnlicher Weise charakterisiert sind, in der einen Hand ein Lilienzepter. Nur ist der Meraner Engel ziemlich stark vergröbert, Gesichtszüge, Proportionen, Gewandung, alles wirkt roher und unbeholfener. Unter dem Tympanon ein völlig glatter Türsturz.[3]

Das Gewände des Portales ist durch rechtwinklige Rücksprünge und eingestellte Halbsäulen gegliedert, letztere sind eng mit dem Gewände verwachsen. Die Zahl der Halbsäulen und Rücksprünge ist in Pavia größer, die ganze Gliederung reicher, das Prinzip ist dasselbe. Ein ziemlich steiler attischer Sockel umzieht hier wie dort das Gewände und bildet unter den Halbsäulen eckblattlose Basen. Die Kämpfer sind in Pavia reicher gebildet. Hier an unserem Meraner Portal finden sich nur zwei bärtige Köpfe als Kapitelle der Säulen. Dafür zeigt das andere, hier nicht abgebildete Portal des Schlosses Tirol sehr rohe, sich antiken Kompositaformen nähernde Blattwerkkapitelle eigentümlicher Struktur, wie sich solche ziemlich ähnlich in Pavia an den Querhausportalen von S. Michele finden. Um das Tympanon setzt sich die Gliederung des Gewändes fort.

An beiden Meraner Portalen und an allen denjenigen von S. Michele ist das ganze Gewände dicht mit dekorativen Elementen in flachem Relief übersponnen, Blattranken und allerhand Knupf- und Schlingwerk, zum Teil in den Motiven ganz übereinstimmend[4], dazwischen figürliche Darstellungen, meist Tiere oder Vögel, einzeln oder in Gruppen vereinigt. In Pavia ist der dekorative Reichtum bedeutender, das technische Können und die Sorgfalt der Ausführung größer, das Streben ist das gleiche. Weitere Tierbilder und Szenen, in vollerem Relief, sind seitlich neben dem Portal angebracht. In Meran umlagern sie dicht gedrängt das Ge-

[1] Atz a. a. O. S. 162 stellt ohne weiteren Beweis die Behauptung auf, daß das Portal der Kapelle jünger sei als das des Rittersaales. Ich kann hierfür nicht den geringsten Grund finden. Die beiden Portale stehen sich so nahe, daß sicher ihre gleichzeitige Entstehung anzunehmen ist.

[2] Auch die übrigen Portale der Fassade von S. Michele und die beiden Portale der Querhausflügel zeigen im Tympanon diesen stehenden Engel als einzigen Schmuck.

[3] Er ist eine Eigentümlichkeit der sämtlichen drei Portale der Fassade von S. Michele und kehrt auch am Portal von S. Pietro in Ciel d'Oro in Pavia wieder.

[4] Z. B. kehrt das Schlingenornament der inneren Archivolte des Meraner Portales sehr ähnlich in Pavia am äußeren Rundstab des rechten Portales und am Hauptportal auf der äußeren Halbsäule des linken Gewändes wieder.

wände, während sie sich in Pavia in Streifen von hier aus über die ganze Fassade verbreiten, immer durch einige Schichten schlichtes Mauerwerk getrennt. Der Stil aller dieser Darstellungen ist nahe verwandt, die Ähnlichkeit unverkennbar, manche Motive ließen sich hier wie dort übereinstimmend oder in großer Ähnlichkeit nachweisen.[1]

Enge Beziehungen bestehen nach allem dem zweifellos zwischen den beiden Meraner Portalen und S. Michele zu Pavia. Wir werden jene um so mehr von dorther ableiten dürfen, als sie in ihrer Art in Tirol vollständig vereinzelt stehen, keineswegs aus heimischer Tradition erwachsen sind.[2] Ist aber die Anknüpfung speziell an Pavia gerechtfertigt?

Man hat sich bisher noch nicht die Mühe genommen, innerhalb der romanischen Architektur Oberitaliens einzelne Schulen abzugrenzen und sie in ihrem Entwicklungsgang zu verfolgen, obwohl sie zum Teil durch ganz ausgesprochene Eigentümlichkeiten, ja in ihrer ganzen Art sich scharf voneinander unterscheiden.[3] Pavia muß als das Zentrum einer solchen Schule angenommen werden. Seine Bauten sind aufs engste untereinander verwandt und bilden eine ganz eigentümliche Gruppe für sich. Gerade jenes Streben nach dekorativem Reichtum bei ziemlich primitiver Ausführung im einzelnen ist charakteristisch für die Paveser Bauten. Portale wie die von S. Michele finden sich sonst nirgends mehr in Oberitalien. In Pavia selbst aber lassen sich ihnen noch eine ganze Anzahl eng verwandter Werke an die Seite stellen[4], die deutlich beweisen, daß diese Richtung hier ihren Sitz hat.

Wir sind also berechtigt, in Pavia die Vorbilder für unsere beiden Meraner Portale zu suchen.[5] Von den heute noch in Pavia selbst erhal-

[1] Vgl. die Tafeln bei Dartein, der einen großen Teil dieser Motive in Detailzeichnung gibt.

[2] Verwandtschaft mit unseren beiden Portalen zeigt in Tirol nur das Portal der Kapelle des Schlosses Zenoberg (vgl. die Abbildung bei Atz a. a. O. S. 161). Wie schon Atz feststellt, ist dieses aber zweifellos jünger als jene. Wir können in ihm eine Nachwirkung der beiden Portale im Schloß Tirol sehen.

[3] Erstes Erfordernis dazu wäre, daß man den Versuch machte, das, was sich in den kleineren Orten der Umgebung findet, heranzuziehen und um die Denkmäler in den größeren Städten zu gruppieren, um so ein abgeschlossenes Bild der einzelnen Schulen und ihres Entwicklungsganges zu gewinnen.

[4] Neben den fünf Portalen von S. Michele dasjenige von S. Pietro in Ciel d'Oro, ferner beim Dom die Portale der beiden abgerissenen Kirchen S. Stefano und S. Maria del Popolo.

[5] Hier nicht berücksichtigt wurde bisher die sehr merkwürdige Kreuzabnahme auf dem Tympanon des Portales der Meraner Schloßkapelle. Für diese Darstellung findet sich in Pavia unter den noch erhaltenen Werken kein Vorbild, auch nichts Ähnliches. Stilistisch ist allerdings diese Kreuzabnahme den Skulpturen der Fassade von S. Michele verwandt. Ob sie freie Erfindung des Meraner Meisters ist, muß dahingestellt bleiben.

tenen Werken zeigen sie vielleicht am meisten Verwandtschaft mit den Portalen von S. Michele. Ob sie auch von dort herzuleiten sind oder von irgendeinem anderen Bau dieser Schule, möchte ich unentschieden lassen.[1]

Wir haben noch die Frage der Datierung zu berühren. Die beiden Meraner Portale setzt man jetzt meist ins 12. Jahrh.[2], und das wird stimmen. Über die Zeit der Entstehung von S. Michele in Pavia herrscht leider noch immer keine völlige Sicherheit. Dartein und andere[3] datieren meines Erachtens S. Michele ebenso wie S. Ambrogio in Mailand und verwandte oberitalienische Bauten viel zu früh, wenn sie sie ins 9. oder 10. Jahrh. setzen. In neuerer Zeit ist mehr die Ansicht durchgedrungen, daß S. Michele etwa zu Anfang oder gegen Mitte des 12. Jahrh. anzusetzen sei[4], und sie scheint mir entschieden das Richtige zu treffen. Damit erhielten wir für die beiden Meraner Portale einen Spielraum von ungefähr gegen Mitte bis Ende des 12. Jahrh. Denn später als Ende dieses Säkulums wird man sie aus stilistischen Gründen nicht ansetzen dürfen. Bisher konnte nur festgestellt werden, daß das Schloß Tirol um 1140 bereits bestanden haben muß.[5] Vielleicht gelingt es noch der lokalen Forschung, bestimmtere Anhaltspunkte für die Zeit, in der hier, besonders am Rittersaal und der Kapelle gebaut wurde, zu schaffen.

Ebenso kann hier nicht näher auf die gleichfalls mit phantastischem bildnerischem Schmuck gezierten Kämpfer der Fenstersäulen im Rittersaal (vgl. die Abb. bei Atz a. a. O. S. 137 ff.) eingegangen werden, die mir demselben Meister wie die beiden Portale zuzuweisen scheinen. Ich möchte vermuten, daß auch für diese Dekorationsmotive das Vorbild in Pavia zu suchen.

[1] Auch die Frage scheint sich mir nicht mit völliger Sicherheit entscheiden zu lassen, die uns bei den Skulpturen von Innichen beschäftigte, ob an einen auswärtigen Künstler zu denken ist, oder ob jene Arbeiten auf einen heimischen Meister zurückgehen, der im Ausland gelernt und Anregungen empfangen hat. Man könnte geltend machen, daß sich hier doch kein so ausgesprochener Qualitätsunterschied beobachten läßt, auch keine solche Uminterpretierung des ausländischen Vorbildes wie vielleicht in Innichen. In ihrem künstlerischen Charakter scheinen mir die Portale in Meran und S. Michele wesensverwandt trotz des größeren Reichtums dort und der bedeutenderen technischen Sicherheit. Nur wird nicht gerade der beste unter den Bildhauern in Pavia dem Grafen von Tirol in seine Berge gefolgt sein, zumal falls dort an Ort und Stelle selbst zur gleichen Zeit an größeren Aufgaben gearbeitet wurde. Auch die Höhe der aufgewendeten Geldmittel mag hier mitgesprochen haben.

[2] Vgl. Atz a. a. O. S. 162.

[3] Dartein a. a. O. S. 220 ff., die ältere Literatur findet sich dort aufgezählt.

[4] Vgl. Zimmermann a. a. O. S. 56 und Rivoira, Le origini della architettura lombarda, Mailand 1908, S. 302 ff., wo auch die ältere übrige Literatur aufgezählt wird. Die ganze Frage der Datierung müßte noch einmal im Zusammenhang mit den übrigen Bauten Pavias und der Lombardei untersucht werden.

[5] Vgl. Atz a. a. O. S. 201.

IX.

DIE KIRCHE AUF DEM PETERSBERG BEI FULDA

Der steile Bergkegel des Petersberges östlich von Fulda ist eine der frühesten Stätten kirchlicher Kultur in diesen Gegenden. Schon Sturmi soll hier ein Gotteshaus errichtet haben, Rhabanus Maurus wandte dem Platz seine besondere Fürsorge zu, eine klösterliche Niederlassung entstand, deren Geschichte wir bis in die letzten Zeiten der Fuldaer Ab-

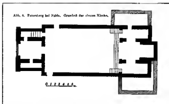


Abb. 8. Petersberg bei Fulda. Grundriß der oberen Kirche.

tei verfolgen können. Heute noch erhebt sich hier oben ein altersgraues Kirchlein in stimmungsvoller Einsamkeit, hoch über den weiten Gefilden des Fuldatales. Von der Klosteranlage des Mittelalters ist jede Spur verschwunden. Die Kirche selbst weist in ihrem schlichten Äußeren wie im Inneren die Spuren der Bautätigkeit verschiedenster Zeiten auf. Die mannigfachen Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte haben dem Bau jeden ausgesprochenen architektonischen Charakter genommen. Dazu innen wie außen alles dick mit Verputz und Bewurf überzogen. Es ist schwer, sich ein Bild zu machen, wie weit in diesem Bau noch Reste der ursprünglichen karolingischen Anlage vorhanden, und wie diese selbst ausgesehen haben könnte. Mit aus diesem Grunde wohl hat man der Kirche auf dem Petersberg bisher verhältnismäßig wenig Beachtung geschenkt. Meist begnügte man sich mit der auch nicht näher begründeten Vermutung, daß die in der Tat sehr altertümlich wirkende Krypta

noch aus der Zeit des Rhabanus stamme[1], an eine eingehendere Untersuchung des ganzen Baues hat sich noch niemand gemacht. Ich konnte eine solche im Sommer 1913 vornehmen, ihre Ergebnisse seien hier niedergelegt.

Zunächst eine kurze Beschreibung des heutigen Baues. Der Grundriß zeigt ein einschiffiges, flachgedecktes Langhaus von ziemlich beträchtlicher Breite, davor im Westen einen rechteckigen Turmbau. Recht kompliziert ist die Gestaltung der Chorpartie. Im Norden ein schmaler zweigeschossiger Sakristeianbau. Zwischen diesem und dem etwas nach Osten vorspringenden mittleren Chor ein schmalerer Nebenchor, beide, Haupt- wie Nebenchor, mit geradem Abschluß im Osten. Im Süden fehlt der kapellenartige Nebenchor. Statt seiner ein fast quadratischer querhausartiger Raum, dessen Ostwand mit der des Mittelchores in gleicher Flucht liegt.

Zu Beginn der Chorpartie führen Stufen rechts und links hinab zur Krypta. Diese gleicht in ihrer Anordnung wenig den sonst üblichen Kryptenanlagen. Zwei Teile lassen sich deutlich unterscheiden. Einmal, der Breite des Langhauses entsprechend, eine Art breiter Gang, der sich nach Osten in drei kapellenartige Altarnischen öffnet, alles von rohen Tonnengewölben überwölbt. Abgesondert davon der gleichfalls tonnengewölbte rechteckige Raum im Süden, der nur durch einen verhältnismäßig schmalen Durchgang mit der übrigen Krypta in Verbindung steht. Jedes architektonische Detail fehlt.

Spätere Anbauten und Veränderungen haben den ursprünglichen Charakter der Ostpartie stark entstellt, das lehrt schon eine oberflächliche Betrachtung des Grundrisses wie des Baues selbst. Schritt für Schritt werden wir hier versuchen müssen, den alten Kern aus der Umklammerung späterer Zutaten herauszuschälen, der schlechte Erhaltungszustand des ganzen Baues, die zahlreichen Ausbesserungen und Erneuerungen, die zu allen Zeiten an dem Mauerwerk vorgenommen worden sind, und der alle Teile, außen wie innen, bedeckende Verputz, machen die Aufgabe nicht ganz leicht.

Wir beginnen außen an der Kirche mit einer Untersuchung der Mauerzüge der Ostpartie. Vorauszuschicken ist, daß die Kirche fast überall mit ihren Mauern direkt auf den Felsen gebaut ist. In der Krypta tritt das Felsgestein noch an mehreren Stellen zutage. Man hat überhaupt die Krypta nicht in den Boden vertieft, sondern sie wie einen

[1] So Dehn Rotfelser, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel, S. 214. Vgl Dehio, Handbuch I, S 326f Neuerdings hat Holtmeyer, Altchristliche Kultstätten in Kurhessen. Hessen Kunst Kalender 1908, S 7, wiederum die Krypta, aber auch nur sie, als karolingisch in Anspruch genommen.

freistehenden Bau auf dem felsigen Untergrund errichtet und durch beträchtliche Erhöhung des Fußbodens im Langhaus den nötigen Niveauunterschied hergestellt. Außen haben dann im Laufe der Zeit die Niederschläge immer mehr von dem losen Erdreich rings um die Kirche zu Tal geschwemmt, so daß heute die Fundamentsohle der Kryptamauern nur noch wenig unter dem Niveau der Umgebung liegt, jedenfalls weniger tief, als wohl ursprünglich anzunehmen sein wird.

Als neuere Zutat gibt sich an der Chorpartie sofort der zweistöckige Anbau auf der Nordseite zu erkennen, der in seinem oberen Geschoß die Sakristei enthält, im unteren heute ein kleines Museum auf dem Petersberg gefundener Altertümer birgt. Er kann erst ziemlich später Zeit seine Entstehung verdanken. Deutlich läßt sich beobachten, daß seine Ost- und Westmauer ohne Verband vor die Nordseite der Kirche gesetzt sind. Das Mauerwerk ist gänzlich verschieden von dem der alten Teile der Kirche. Die wenigen architektonischen Details könnten auf das 16. oder 17. Jahrh. weisen. Eine sichere zeitliche Fixierung hindert der Verputz.

Nach Streichung dieses Sakristeianbaues erhalten wir hier die ursprüngliche Nordostecke der Kirche. Deren Nordwand läuft von hier aus ohne Unterbrechung in gerader Flucht bis zum westlichen Ende des Langhauses fort. Die Ostwand dagegen springt schon nach wenigen Metern um etwa anderthalb Meter in rechtem Winkel nach Osten vor. Das Eck, das so entsteht, wurde sowohl durch Freilegung des Mauerwerkes bis zur Fundamentsohle wie durch stellenweises Entfernen des Verputzes an den aufgehenden Teilen untersucht. Es ergab sich, daß die beiden Mauern, die dieses Eck bilden, überall im Verband stehen und durchaus einheitlicher Struktur sind. Die Ostwand der Kirche wies also von jeher an dieser Stelle diesen rechtwinkligen Vorsprung auf, der, wie ein Blick auf den Grundriß lehrt, der mittleren Chornische im Innern entspricht.

Befremdlicherweise zeigt aber die Ostwand des Chores außen an der entsprechenden Stelle nicht wieder einen Rücksprung, wie man erwarten sollte, sondern sie läuft anscheinend ohne jede Unterbrechung bis zum südöstlichen Eck der ganzen Chorpartie fort, so daß ein ganz unregelmäßiger Grundriß der östlichen Teile entsteht. Bei einer näheren Untersuchung des Mauerwerkes ließ sich aber ein senkrechter Mauerspalt an der Stelle, wo der Grundriß ein Rückspringen der Ostmauer des Chores zu fordern scheint, feststellen, und nach Entfernung des Verputzes trat deutlich hier die ehemalige südöstliche Ecke der Chornische mit ihren Eckquadern zutage, bis zu mehreren Metern Höhe noch vollständig erhalten. Die ganze östliche Mauer von dieser Stelle ab nach Süden ist also

erst späteren Ursprunges und damit auch die südliche und westliche Mauer des Kryptaanbaues hier im Süden. Dieser ganze Anbau fällt weg. Wann er etwa entstanden sein könnte, werden wir später noch zu untersuchen haben. Zunächst muß uns die Frage beschäftigen, wie wir uns den ursprünglichen Grundriß der Chorpartie zu denken haben.

Bei einem ohne Verwertung von Teilen eines älteren Bauwerkes errichteten Neubau werden wir, wenn nicht ganz besondere Verhältnisse vorliegen, immer einen einigermaßen regelmäßig gebildeten Grundriß vermuten dürfen. Und jedenfalls werden wir bei der Rekonstruktion der ursprünglichen Grundrißdispositionen eines Baues zuerst versuchen, mit der Annahme eines solchen durchzukommen. Auf dem Petersberg weist die mittlere Chornische, wie wir sahen, außen eine südöstliche Ecke auf, die dem noch freiliegenden Nordosteck genau entspricht. Ein Rücksprung der Ostmauer war hier also zweifellos vorhanden, es fragt sich nur, welche Länge er gehabt haben wird. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er von der gleichen Länge war wie der Rücksprung der Nordseite, daß also die mittlere Chornische durchaus regelmäßige Gestalt hatte und auf beiden Seiten gleichmäßig weit nach Osten vorsprang. Eine Beobachtung im Inneren der Krypta bestätigt diese Annahme. Da, wo die Westseite der östlichen Abschlußmauer ehemals anzunehmen ist, zieht sich in dem südlichen Nebenchor deutlich ein Sprung in nordsüdlicher Richtung über das Tonnengewölbe. Er bezeichnet die Stelle, wo das Gewölbe ursprünglich sein Ende fand und erst nachträglich bei der Erweiterung des Raumes nach Osten bis zu der neuen Ostwand vorgeschuht worden ist. Der südliche Nebenchor erstreckte sich also anfangs nur genau so weit nach Osten wie der nördliche.

Noch haben wir aber seine südliche Begrenzungsmauer nicht festgestellt. Es ist ganz klar, daß wir sie in der starken Zwischenwand vor uns haben, die heute den südlichen Nebenraum von dem dreiteiligen Hauptraum der Krypta trennt. Diese Mauer muß älter sein als die oben erwähnte nachträgliche Verlängerung des Gewölbes der südlichen Altarnische nach Osten, denn der alte Teil dieses Gewölbes ruht bereits auf ihr. Andererseits entspricht die Lage dieser Mauer der der Nordwand des nördlichen Nebenchores, und wir erhalten so im Süden einen Nebenchor von der gleichen Art wie im Norden: die ganze Chorpartie bekommt einen durchaus regelmäßig gebildeten Grundriß. Wie im Norden setzte sich auch hier die Seitenmauer des Langhauses in gerader Flucht am Chor fort. Eine kleine Unregelmäßigkeit ist allerdings unterlaufen. Wie so häufig bei frühmittelalterlichen Anlagen sind die Abmessungen nicht ganz genau. Die südliche Altarnische der Krypta übertrifft die nördliche um 80 cm an Breite, und auch ihre Seitenmauer zeigt etwas größere

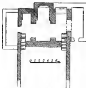


Abb. 5. Petersberg bei Fulda. Grundriß der Krypta.

Dicke. Dadurch kommt es, daß eben diese südliche Seitenmauer der Krypta nicht exakt mit der Südwand des Langhauses[1] fluchtet, sondern nach außen etwas über die Langhausmauer vorspringt. Auch innen am südlichen Treppeneingang der Krypta gestaltet sich dadurch, wie unser Plan zeigt, der Grundriß etwas anders als am nördlichen. Diese Ungenauigkeit in den Abmessungen muß noch dem ursprünglichen Bau angehören. Daß man erst bei der Erweiterung der Krypta nach Süden die ehemalige südliche Seitenmauer abgebrochen und einige Zentimeter weiter nach Süden hinausgeschoben hätte, ist ganz ausgeschlossen.[2]

Die Rekonstruktion des ursprünglichen Grundrisses der Chorpartie, wie wir sie versucht haben, bietet nicht nur ein einfaches, regelmäßiges Grundrißschema und stützt sich auf die Anhaltspunkte, die der Bau selbst zu geben vermag, sie beschränkt auch die späteren baulichen Veränderungen auf ein Minimum und gestaltet sie so wenig kompliziert wie möglich. Als man die Krypta nach Süden erweiterte, behielt man ihre alte südliche Seitenmauer bei und durchbrach sie nur durch einen schlichten rundbogigen Durchgang. Im Osten wurde die Abschlußmauer mit derjenigen der mittleren Chornische in gleiche Flucht gebracht. Zu dem Zwecke mußte die alte Ostwand des südlichen Nebenchores beseitigt und dessen Gewölbe um etwa 1,40 m verlängert werden. Eine gemeinsame Mauer aus einem Guß schließt jetzt die südliche Altar-

[1] Diese gehört allerdings, wie wir noch sehen werden, in ihrer heutigen Gestalt der spätgotischen Erneuerung der Kirche an, ist aber an Stelle der karolingischen Langhausmauer getreten.

[2] Außen auf der Westseite des südlichen Anbaues läßt sich das Vorspringen der Seitenmauer der Krypta nicht mehr wahrnehmen, zumal da die Westmauer des Anbaues ebenso wie die südliche Langhauswand, soweit sich das wegen des Verputzes feststellen läßt, spätere Erneuerungen erfahren hat. Man hat hier die Westmauer des Anbaues nicht einfach gegen die alte Seitenwand der Krypta geklebt, sondern wenigstens die Außenseite jener Mauer in die Kryptenmauer eingebunden und dadurch das alte Südwesteck der Chorpartie verwischt. Wann das geschehen ist, ob gleich bei der Errichtung des Anbaues oder erst nachträglich, ist bei dem heutigen Zustand des Baues nicht leicht zu entscheiden, da diese ganze Ecke stark überarbeitet ist. An den Fundamenten verwehrt die hier in dieser Ecke angebrachte Abfallgrube die Untersuchung

nische und den südlichen Anbau an die Krypta im Osten ab. Das ist aber auch alles, worauf sich der spätere Umbau beschränkt hat. Abgesehen von diesen Veränderungen trägt die Krypta durchaus einheitlichen Charakter. Wann wir ihre Erbauung anzunehmen haben, wird weiter unten zu erörtern sein. Vorher wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem oberen Chor zu, um zu prüfen, ob sich noch hier noch Teile des ursprünglichen Baues erhalten haben, und was sich über dessen einstige Gestalt feststellen läßt.

Die nördliche Hälfte des heutigen Chores entspricht in ihrer Gliederung genau der Krypta. In der Mitte eine etwas vorspringende rechteckige Altarnische, daneben im Norden ein schmalerer, gleichfalls rechteckiger Nebenchor. Im Süden keine Spur mehr von einem ebensolchen Nebenchor, statt dessen ein einziger querhausartiger Raum über dem südlichen Nebenchor der Krypta und dem späteren Anbau. Es ist klar, daß dies nicht die ursprüngliche Anordnung gewesen sein kann. Da, wie wir unten in der Krypta feststellten, der ganze südliche Anbau und die östliche Abschlußmauer dieses Teiles der Chorpartie erst aus späterer Zeit stammen, so können auch die sich über ihnen erhebenden Mauern jenes oberen querhausartigen Raumes nicht mehr ursprünglich sein. Dann bleibt nur die Möglichkeit, daß sich die ursprünglichen Mauern des Chores über den Kryptamauern erhoben, so wie dies noch heute in der nördlichen Hälfte der Chorpartie der Fall ist. Wir haben also auch im Süden, genau den Verhältnissen in der Krypta entsprechend, einen rechteckigen Nebenchor anzunehmen, dessen Ostwand nicht ganz so weit nach Osten vorgeschoben war, wie die der mittleren Chornische.

Das Grundrißschema des ursprünglichen Chores muß dem der Krypta entsprochen haben. Ja, man wird behaupten dürfen, daß die Krypta, die nie als selbständiger Bau bestanden haben oder geplant gewesen sein kann, notwendig auf einen Oberbau von der Gestalt, wie wir ihn eben festgestellt haben, schließen läßt. Es fragt sich nur, wie weit auch das aufgehende Mauerwerk des Chores, wie es heute besteht, noch in jene Zeit zurückgeht. Wie ich hier gleich gestehen muß, kann diese Frage vorläufig, solange noch dicker Verputz den ganzen Bau außen wie innen bedeckt, nicht ausreichend beantwortet werden, da wir nicht imstande sind, überall mit völliger Sicherheit zu beurteilen, ob nicht einzelne Teile des Mauerwerkes in späterer Zeit erneuert oder ausgebessert worden sind. Nur bei Gelegenheit einer Restaurierung der Kirche könnte hier Klarheit geschaffen werden.

Der östliche Teil der mittleren Chornische wird von einem recht kühnen, hohen Tonnengewölbe überspannt. Ich möchte annehmen, daß, wenn dieses Gewölbe auch nicht mehr das ursprüngliche sein sollte, ein

6*

solches doch von Anfang an hier vorhanden war. Die eigentümliche Verstärkung der Seitenmauern, wie sie der Grundriß der Chornische zeigt, scheint mir mit aller Bestimmtheit darauf hinzuweisen. Sie wäre zwecklos und unverständlich, wenn nicht hier die Wände einem besonderen seitlichen Druck ausgesetzt gewesen wären. Daß die Überwölbung mit Tonnengewölben dem Erbauer der Kirche ganz geläufig war, beweist die Krypta.[1]

Wir kommen zum vorderen Teil der mittleren Chornische. Er steht durch zwei schlichte Durchgänge von der Form eines halben Rundbogens mit den Nebenchören in Verbindung. In dieser Gestalt können jene Durchgänge nicht dem ursprünglichen Bau angehören, sie verdanken deutlich nachmittelalterlicher Zeit, in der solche Bogenformen erst aufkamen und möglich sind, ihre Entstehung. Man wird sie vielleicht gleichzeitig mit anderen im 17. Jahrh. von Propst Odo von Riedheim an der Kirche vorgenommenen Veränderungen[2] anzusetzen haben. Nicht mehr mit völliger Sicherheit entscheiden läßt sich, ob ursprünglich hier schmalere Durchgänge nach den Nebenchören führten, oder ob der mittlere Chor nach diesen vollständig geschlossen war.[3] Ich möchte doch annehmen, daß eine Verbindung durch Türen bestand. Nicht nur aus kultischen Gründen. Da unten in der Krypta an dieser Stelle eine massive Wand fehlt, glaube ich nicht, daß man das dort gespannte Tonnengewölbe mit der vollen Wucht einer Mauer im Obergeschoß wird belastet haben. Für wahrscheinlicher halte ich es, daß man diesem etwas Erleichterung wird geschaffen haben, indem man durch eine über seinem Scheitel angebrachte Tür die Last der oberen Mauer mehr auf die Schenkel des Gewölbes überleitete. Die oberen Durchgänge dienten gewissermaßen als Entlastungsbögen. Durch sie wurde eine allzu starke Belastung des Tonnengewölbes der Krypta in seinem Scheitel vermieden.

Nach Westen schließt ein triumphbogenartiger Rundbogen den mittleren Chor gegen das Langhaus ab. Er ruht auf ziemlich hohen Pfeilern

[1] Ähnliche Verhältnisse zeigt, wie wir an anderer Stelle sehen werden, die karolingische Klosterkirche zu Schlüchtern.

[2] Vgl. A. Rübsam, St. Lioba und Petersberg, Fulda 1910, S. 53f. Diesen Veränderungen gehört im Chor jedenfalls auch so das große nachmittelalterliche Fenster in der Nord- und Südwand an.

[3] Bei der vor einigen Jahren vorgenommenen Erneuerung des Plattenbelages wurde, wie mir der Maurermeister, der die Arbeit ausgeführt hat, versicherte, nur festgestellt, daß die Trennungsmauern zwischen Hauptchor und Nebenchören an dieser Stelle im Fundament ununterbrochen durchliefen, Reste, die auf ehemalige Türen deuteten, Schwellen oder Schwellenlager wurden nicht beobachtet. Doch könnten diese ja höher gesessen haben, als das Mauerwerk heute hier unter dem Fußboden erhalten ist.

mit ausgesprochen frühmittelalterlichem Kämpferprofil.[1] Wenn nicht der Bogen — er könnte zu irgendeiner Zeit erneuert worden sein —, so scheinen Pfeiler und Kämpfer doch noch dem ursprünglichen Bau anzugehören. Die beiden pfeilerartigen Vorsprünge an der Westwand der Krypta[2] weisen schon auf diese Triumphbogenpfeiler in der oberen Kirche hin. Irgendein Abschluß des Chores gegen das Langhaus an dieser Stelle ist auch an und für sich selbstverständlich.


Abb. 10. Petersberg bei Fulda. Kämpfer des südlichen Triumphbogenpfeilers.

Zweifellos späteren Ursprungs ist dagegen der Westabschluß der beiden Nebenchöre in seiner heutigen Gestalt, zwei gegen die Triumphbogenpfeiler strebebogenartig ansteigende Bogenquadranten, ähnlich den oben besprochenen Durchgängen vom Hauptchor nach den Nebenchören.[3] Sie sind in dieser Form an einem mittelalterlichen Bau unmöglich. Daß sie erst nachträglich entstanden sind, läßt sich auch an den Kämpfern der Triumphbogenpfeiler beweisen. Diese hatten ursprünglich auf der Westseite der Pfeiler nur eine Länge von 75 cm und sind nur bis zu dieser Stelle von Haustein. Ihre Fortsetzung von da bis an den senkrechten Schenkel jener westlichen Bogenöffnungen der Nebenchöre ist nachträglich aus Stuck angeflickt, wie man noch deutlich wahrnehmen kann. Erst als man jene Bögen im 17. oder 18. Jahrh. brach, hat man also die Kämpfer der Triumphbogenpfeiler bis zu ihnen verlängert.

Auffallend ist die strebebogenartig ansteigende Kurve dieser beiden Bögen. Sie scheint darauf hinzuweisen, daß man sich bei deren Anlage nicht ganz sicher fühlte und eine Verstrebung des mittleren Triumphbogens für nötig hielt. Schuld daran wird vor allem der Vierungsturm tragen, den man, wie wir gleich sehen werden, nachträglich über dem westlichen Teil des mittleren Chores errichtet hatte. Vielleicht wird man eben daraus aber auch schließen dürfen, daß vor der Anbringung jener Bogenöffnungen der westliche Abschluß der Nebenchöre hier stabiler gestaltet gewesen war, daß nur eine kleinere oder überhaupt keine Öffnung die Westwand der Nebenchöre hier durchbrochen hatte. Denn auch mit dieser letzteren Möglichkeit werden wir rechnen müssen. Es

[1] Wir werden dieses Kämpferprofil später noch mit solchen an anderen frühen Bauten zu vergleichen haben.

[2] Vgl. den Grundriß Abb. 9.

[3] Vgl. die Innenansicht der oberen Kirche Taf. IV Abb. 7.

wäre nicht ausgeschlossen, daß die Nebenchöre überhaupt ohne Zugang von Westen waren und vollständig geschlossene Kapellenräume bildeten. An Ort und Stelle läßt sich die Frage nicht mehr entscheiden.

Die Nebenchöre sind heute flachgedeckt. Dies werden wir auch ursprünglich annehmen müssen, da ihre seitlichen Wände nur die halbe Stärke derer der mittleren Chornische zeigen. Vielleicht lag die Decke anfangs etwas niedriger als jetzt. Im südlichen Nebenchor könnte ein auflagerartiger Rücksprung an der Nordwand in einer Höhe von 3,40 m über dem heutigen Fußboden auf die alte Decke deuten. Charakteristischerweise fehlt dieser Rücksprung gerade am östlichen Ende der Nordwand, da, wo wir deren nachträgliche Verlängerung nach Osten anzunehmen haben.

Wie die Nebenchöre wird auch der vordere Teil des mittleren Chores ehemals flachgedeckt gewesen sein. Keineswegs ursprünglich ist der vierungsturmartige niedrige achtseitige Helm, der sich heute hier erhebt. Seine rundbogigen Fenster gehören ihrer Gestalt nach erst nachmittelalterlicher Zeit an. Außen in den unteren Schichten des Mauerwerkes dieses Turmes findet sich ein Stein mit dem Namenszug „Gundelahus" eingemauert.[1] Den gleichen Namen trägt ein in sehr einfachen Formen gehaltener spätromanischer Weihwasserstein unten im südlichen Anbau der Krypta. Aller Wahrscheinlichkeit nach beziehen sich beide Inschriften auf den Propst dieses Namens, dem das Kloster im letzten Drittel des 12. Jahrh. unterstand. Ist er der Erbauer jenes Vierungsturmes? Ich glaube nicht. Was sollte eine Bauinschrift an dieser Stelle und in solcher Höhe, wo sie niemand lesen konnte? Ich möchte eher vermuten, daß man hier bei der Erbauung des Turmes einen älteren Stein mit verwendet hat, der ursprünglich andere Bestimmung hatte. Dann gäbe die Zeit des Gundelahus den terminus post quem, und nichts stände dem im Wege, daß der Turm in seiner jetzigen Gestalt erst im 17. oder 18. Jahrh. entstanden wäre, wozu alle seine Formen gut passen würden.

Innen leiten heute Zwickelgewölbe in den Ecken vom Quadrat zum Achteck über, das erst über den Fenstern von einer Balkendecke abgeschlossen wird, also eine offene Laterne bildet. Ursprünglich werden wir wohl eine einfache flache Decke über diesem westlichen Teil des mittleren Chores anzunehmen haben.

Wir kommen zu dem Langhaus. Es bildet heute einen einzigen flachgedeckten Raum von ziemlich beträchtlicher Breite. Seine seitlichen Mauern verliefen ursprünglich wohl genau so wie heute, wenn auch die

[1] In der südlichen Achteckseite, da wo der Dachfirst des südlichen Choranbaues auf den Vierungsturm trifft.

heutigen Mauern ihrer Struktur nach fast von Grund auf in spätgotischer Zeit erneuert worden sein müssen. Auf diese im Jahre 1479 abgeschlossene spätgotische Bautätigkeit bezieht sich eine Inschrifttafel innen an der Südwand. Man scheint damals die aus irgendwelchen Gründen der Erneuerung bedürftigen Langhausmauern abgetragen und auf den alten Fundamenten neu errichtet zu haben. Darauf weist deutlich die Mauertechnik und der spätgotische Schrägsockel. Daß dabei aber die alten Grundmauern wieder benutzt wurden, unterliegt keinem Zweifel. Denn schmaler kann das Langhaus vordem nicht gewesen sein, da die Zugänge vom Langhaus zur Krypta, die unmittelbar neben den Langhausmauern liegen, sicherlich ursprünglich sind. Soll man andererseits ehemals größere Breite für das Langhaus vermuten und dann eine nachträgliche Verschmälerung? Außen an der westlichen Mauer des südlichen Choranbaues läßt sich nicht die geringste Spur wahrnehmen, daß die Seitenmauer des Langhauses hier zu irgendeiner Zeit etwas weiter südlich abgezweigt wäre als heute. Auch könnte man geltend machen, daß sich bei der Annahme eines ursprünglich breiteren Langhauses ein ganz unmögliches Grundrißschema ergäbe. Zweifellos liegen die Dispositionen des alten Baues noch dem heutigen Langhaus zugrunde. Dessen Seitenmauern bildeten immer die unmittelbare Fortsetzung der Seiten des Chorbaues.

Umstritten ist noch die Frage, ob für das Langhaus ursprünglich Mehrschiffigkeit anzunehmen ist oder nicht. Dehn-Rotfelser[1], dem Dehios Handbuch[2] folgt, glaubt an einen ehemals dreischiffigen Bau, dessen Arkadenreihen nachträglich beseitigt worden wären, Holtmeyer dagegen lehnt in dem schon erwähnten Aufsatz, allerdings ohne nähere Begründung, die Vermutung einstiger Mehrschiffigkeit ab. Mit völliger Sicherheit scheint sich mir die Frage ohne eingehende Untersuchung am Bau selbst[3], wie ich sie nicht vornehmen konnte, nicht entscheiden zu lassen. Die Breite des Langhauses ließe wohl die Möglichkeit ehemaliger Dreiteilung zu. An der dem Petersberg im Grundriß sehr nahestehenden Kirche zu Schlüchtern[4] finden sich die inneren Langhausmauern, die die einstigen Arkaden trugen, in der Verlängerung der Seitenmauern der mittleren Chornische. Doch wäre auch Einschiffigkeit bei dem geringeren Umfang unserer Kirche nicht ausgeschlossen. Die westliche Abschlußwand des Langhauses auf dem Petersberg läßt jetzt keine Spur

[1] a. a. O., S. 214. [2] I, S. 246.

[3] Man müßte versuchen, durch eine Grabung im Innern des Langhauses die einstigen inneren Langhausmauern nachzuweisen, oder nach Entfernung des Verputzes feststellen, ob sich an der Westwand Spuren des Ansetzens ehemaliger Arkaden finden.

[4] Vgl. unten S. 117 ff.

ehemals hier ansetzender Langhausarkaden oder ihres westlichsten Auflagers mehr erkennen, wie wir es sonst in ähnlichen Fällen wohl beobachten können. An den Triumphbogenpfeilern des mittleren Chores könnten dagegen manche Anzeichen auf eine beseitigte Arkadenstellung deuten. Über dem Kämpfer des Triumphbogens zeigt der nördliche Pfeiler merkwürdig unregelmäßig vorspringendes Mauerwerk, das wohl kaum anders denn als Rest der hier ansetzenden einstigen oberen Mittelschiffsmauer gedeutet werden kann. Und unterhalb des Kämpfers weisen beide Pfeiler auf ihrer Westseite eine noch bedeutsamere Erscheinung auf. Da, wo das Ansetzen der Arkadenreihe des Langhauses anzunehmen wäre, findet sich an den Triumphbogenpfeilern senkrecht von oben nach unten verlaufend ein gewisses Vorspringen des Mauerwerkes. Beim Beklopfen ergibt sich aber, daß hier nicht wie an den Stirnseiten der Pfeiler Quaderwerk unter dem heutigen Anstrich sitzt, sondern der hohle Ton verrät deutlich eine Ausfüllung mit Verputz.[1] Wie erklärt sich diese Erscheinung? Ich glaube, sie weist darauf, daß die hier ansetzende Arkadenstellung des Mittelschiffes später ausgebrochen und die dadurch entstehende Unregelmäßigkeit der Mauerfläche durch Flickwerk und Verputz ausgeglichen worden ist. Wenigstens scheint dies mir die nächstliegendste Deutung. Eine genauere Untersuchung läßt der heutige Zustand der Kirche leider nicht zu. Jedenfalls ist die Vermutung ehemaliger Dreischiffigkeit des Langhauses nicht von der Hand zu weisen, wenn wir auch über die Art der einstigen Arkadenstützen völlig im unklaren bleiben.[2]

Bleibt noch der Westturm.[3] Von allen Teilen der Kirche macht er verhältnismäßig den ursprünglichsten Eindruck. Nicht nur, daß hier das Mauerwerk außen wie innen unverputzt freiliegt, der Turm ist auch von störenden späteren Veränderungen und Ausbesserungen verschont geblieben und stellt sich als einheitliches Bauwerk aus einem Guß dar.

Im Grundriß bildet die westliche Turmanlage ein breites Rechteck, nur wenig schmaler als das Langhaus. Im Erdgeschoß nimmt die Mitte ein flachgedeckter, annähernd quadratischer Raum ein, ihm zur Seite sehr schmale längliche Nebenräume, von denen der nördliche den stei-

[1] Die beiden spätromanischen Reliefs, wohl Reste von irgendwelchen Schranken oder einer Kanzelbrüstung und ohne Zweifel zusammengehörig mit den in die Westwand des südlichen Nebenchores eingelassenen Reliefafeln, sind erst in späterer Zeit hier angebracht worden.

[2] Daß die Kämpferplatten des Triumphbogenpfeiler auf deren Westseite noch ein Stück weit in die Oberlichtsmauer des Mittelschiffes eingebunden hätten, braucht der Annahme einstiger Dreischiffigkeit des Langhauses nicht zu widersprechen und fände zahlreiche Analogien an anderen mittelalterlichen Bauten

[3] Vgl Tafel V Abb. 9.

nernen Treppenaufgang zum oberen Geschoß enthält.[1] Jener mittle Raum des Erdgeschosses muß einst eine offene Vorhalle gebildet habe In seiner Westwand findet sich ein großer vermauerter Rundbogen, innen wie außen noch deutlich erkennbar. Und dieser Rundbogen ruht auf Kämpfern, die sich ohne jede Unterbrechung um die Pfosten des Bogens herumziehen und sich auch außen noch über die ganze Westwand des Turmes als Gesimse fortsetzen. Dieser Kämpfer macht ebenso die Annahme einer ehemaligen westlichen Apsis, auf die jener Bogen deuten könnte, hinfällig[2], wie er die Möglichkeit ausschließt, daß hier Türen gesessen haben könnten. Für diese müßte sich ein Widerlager und irgendwelche Unterbrechung des Kampfers an der Stelle, wo sie gesessen hätten, finden. Der ganze Raum erweist sich somit deutlich als nach Westen offene Vorhalle. Eine schmalere rundbogige Türe führt von hier in das Langhaus der Kirche.

Im oberen Geschoß scheint der mittlere Raum ursprünglich ein geschlossenes Oratorium gebildet zu haben.[3] Der große, glatte Rundbogen, durch den er sich heute nach dem Langhaus öffnet, ist erst neueren Datums. Über ihm erkennt man noch deutlich die Reste zweier vermauerter rundbogiger Fenster, deren untere Hälfte jenem großen Bogen zum Opfer fiel. Auch dieser Raum ist flachgedeckt. Alles deutet auf eine kapellenartig gestaltete Emporenanlage, die nach Osten durch eine nur von verhältnismäßig kleinen Fensteröffnungen durchbrochene Mauer abgeschlossen war. Ein Altar wird an der Ostwand gestanden haben, wie wir es an der sehr verwandten Emporenanlage der Seligenstädter Kirche finden, die ich an anderer Stelle zu rekonstruieren versuchen werde.[4]

Außen ist der Turm in seinen unteren Teilen durchaus schlicht gehalten. Nur wenige kleine Fenster in unregelmäßiger Anordnung durchbrechen das Mauerwerk. Über dem zweiten Geschoß verjüngt sich der Turm. Die seitlichen Teile enden hier mit einem Pultdach, das sich gegen den allein noch höher geführten Mittelbau anlehnt.[5] Dieser trägt

[1] Was die Bestimmung des anderen war, wage ich nicht zu entscheiden. Auch im Süden besteht unter der Treppe, da diese vom Langhaus aus ihren Anfang nimmt, ein solcher Raum.

[2] Außen an der Westwand des Turmes findet sich auch abgesehen davon, daß die beiden Portalkämpfer sich hier ununterbrochen bis zu den westlichen Ecken des Turmes fortsetzen, keine Spur einer solchen.

[3] Noch in einem Aktenstück von 1815 im Pfarrarchiv der Kirche wird dieser Raum als ein Oratorium bezeichnet, in dem an bestimmten Tagen Messe gelesen wird.

[4] Vgl. unten S. 104ff.

[5] Da, wo sich die seitlichen Pultdächer an den Mittelbau des Turmes anlehnen, weist dieser auf seiner Westseite einen Schrägkämpfer auf.

die Glocken und weist oben auf allen vier Seiten je ein dreiteiliges, rundbogiges Schalloch auf. Säulchen mit eckblattloser steiler attischer Basis, ganz schlichtem, glattem Würfelkapitell und steilem Kampfer darüber dienen als Zwischenstützen.

Wenn der Westturm der Petersberger Kirche auch allen Anzeichen nach noch in sehr frühe Zeit zurückgehen dürfte, der ursprünglichen Anlage scheint er nicht mehr anzugehören. Sehr wesentlich unterscheidet sich die Mauertechnik von derjenigen, die sich an den östlichen Teilen beobachten läßt, ein weit sorgfältigeres und solideres Gefüge aus ziemlich kleinem Bruchsteinmaterial, während dort größere Basaltstücke in regelloserer lockererer Anordnung verwandt sind. Auch der größere dekorative Reichtum sticht merklich ab von der Schlichtheit der östlichen Teile. Andererseits scheint der Turm von Grund auf einheitlicher Struktur, so daß nicht an eine nachträgliche Neuerrichtung auf alten Grundmauern zu denken ist. Der durchschlagende Beweis für die spätere Anfügung des Turmes wäre die Feststellung, daß sein Mauerwerk nicht mit dem des Langhauses im Verband stände. Er läßt sich leider nicht führen, da unten die Seitenmauern des Turmes in neuerer Zeit vollständig mit Hausteinen verblendet worden sind, die Westmauern des Langhauses ihrerseits in etwas größerer Hohe augenscheinlich der spätgotischen Erneuerung des Schiffes angehören.[1]

Sehen wir von dem Turm einmal vorläufig ab, so ließ sich aus der heutigen Kirche mit ihren Spuren mannigfachster späterer Veränderungen ein durchaus einheitlicher älterer Bau herausschälen, auf dessen frühmittelalterlichen Charakter wir schon mehrfach hinweisen konnten. Welche Handhaben besitzen wir zu seiner Datierung? Wir wissen, daß 836 Rabanus Maurus die von ihm auf dem Petersberg errichtete Kirche weihen ließ[2]; „ecclesiam valde conspicuam" nennt sie der Chronist. Wie wir an anderer Stelle erfahren, geht auf Rabanus auch die Gründung der klösterlichen Niederlassung hier oben zurück.[3] Sind wir berechtigt,

[1] Darüber kann auch nicht ein kleines aus einer Platte geschnittenes rundbogiges Fensterchen ganz oben in der südlichen Westwand tauschen. Dieses ist wie noch eine ganze Anzahl älterer Bauglieder an der Kirche bei einer späteren Erneuerung hier wieder verwendet worden.

[2] Vgl. das Verzeichnis der von Raban für die Altäre der Kirche verfaßten Epigramme M. G. Poet. lat. II, 210: Anno domini 836 indictione XV dedicatum est hoc oratorium iussu Otgario archiepiscopo a Regnbaldo corepiscopo VI Kalendas Octobris in honorem . . . Ferner Rudolfi Miracula sanctorum in Fuldenses ecclesias translatorum SS. XV, 339, 13: Aedificavit etiam ecclesiam valde conspicuam in monte excelso 12 fere stadiis ad orientem a suo monasterio distantem . . . und Catalogus abbatum Fuldensium SS. XIII, 273, 12: Raban Wesberg quem aedificavit, perrexit.

[3] Vgl. unten S. 93 Anm. 1.

den Bau des Rabanus Maurus in jener von uns festgestellten ursprünglichen Anlage zu erblicken?

Einen wichtigen Anhaltspunkt zur Entscheidung dieser Frage gibt das Verzeichnis der von Rabanus für die einzelnen Altare der Kirche verfaßten Epigramme, das sich unter dessen übrigen Gedichten erhalten hat.[1] Darnach standen in der Krypta drei Altäre[2]; der mittlere war der Gottesmutter geweiht, die beiden seitlichen Johannes dem Täufer und dem Erzengel Michael. Und ebenso werden drei Altare in der oberen Kirche genannt, darunter der dem hl. Petrus geweihte Hochaltar.[3]

[1] M. G. Poet. lat. II 210 f.

[2] Die Überschriften der betreffenden Epigramme lauten

in crypta subtus altare primo.
ad altare medium
ad altare tertium.

Das Verzeichnis zahlt also hier die Altäre von einer der Seiten beginnend auf

[3] Das Verzeichnis führt allerdings vier Epigramme für die obere Kirche auf unter den Überschriften

In abside ecclesiae sancti Petri, quae est in monte
Ibidem.
In dextro altare
In sinistro altare

Danach könnte es den Anschein haben, als ob sich vier Altare in der oberen Kirche befunden hatten, davon zwei im mittleren Chor. Bei naherer Prüfung ergibt sich aber, daß das erste Epigramm

Ecce sator hominum victor super aethera scandit,
Discipulisque suis regni sacra limina pandit.
Quem sic venturum angelica hic oracula spondent
Coetus apostolicus pariter cum plebe fideli
Dona paracleti igne micante capit.

gar nicht auf einem der Altäre gestanden haben kann. Es unterscheidet sich von den übrigen sechs Epigrammen grundlegend dadurch, daß in ihm der Hinweis auf die in dem Altare enthaltenen Reliquien und ihre Heiligen fehlt, der den einzigen Inhalt der übrigen bildet. Gleich das zweite Epigramm beginnt „Hic locus ecce tenet sanctorum condita rite ossa . . .", und ähnliche Wendungen finden sich in den übrigen. Und zwar sind in jedem Altar Reliquien einer ganzen Anzahl von Heiligen geborgen und werden mit Gewissenhaftigkeit aufgezählt. Ich möchte mit Bestimmtheit behaupten, daß jenes erste Epigramm nicht die Inschrift eines Altars bildete, sondern unter einem Wandgemälde stand, das eine maiestas domini darstellte. Darauf weist mit aller Deutlichkeit der Anfang des Epigramms, der förmlich auf die figürliche Darstellung, der jenes zur Erklärung diente, hindeutet. Es bleiben also nur noch sechs Altarinschriften, die zu drei Altären in der oberen Kirche und dreien in der Krypta gehören.

Jenes Wandgemalde war in abside ecclesiae angebracht. Damit kann nur die mittlere Chornische der oberen Kirche gemeint sein. An eine etwa ehemals vorhandene halbkreisförmige Apside kann nicht gedacht werden. Von einer solchen hat sich weder im Boden noch am aufgehenden Mauerwerk irgendeine Spur nachweisen lassen. Sondern

Die Zahl der Altäre würde aufs beste zu der Dreiteilung der Kirche passen, wie wir sie für den ursprünglichen Bau festgestellt haben. Oben wie unten stand je ein Altar in jeder der drei rechteckigen Chornischen. Das nächstliegendste scheint daher die Annahme, daß in der heutigen Kirche sich der Bau des Rabanus erhalten hat. Doch ließe sich natürlich auch denken, daß drei Altäre in der oberen Kirche und drei in der Krypta in einem anderen Grundrißschema angeordnet gewesen sein konnten, etwa in einer Anlage mit seitlich vorspringendem Querhaus und entsprechender Gestaltung der Krypta, und daß somit jenes Verzeichnis der Altäre nicht bindend für die Identifizierung der heutigen Kirche mit der 836 geweihten sei. Zwei Tatsachen müssen dem aber entgegengestellt werden. Erstens begegnen, wie wir schon betonten, an dem von uns festgestellten ursprünglichen Bau nirgends Spuren einer älteren, ihm vorausgehenden Anlage, das Ganze ist abgesehen von dem Turm durchaus aus einem Guß. Und dann weist dieser Bau — wir deuteten es schon gelegentlich an, werden es aber noch näher auszuführen haben — in seinen Formen und im Grundriß deutlich in frühmittelalterliche Zeit. Man müßte also, will man nicht an die Identität mit dem 836 geweihten Bau glauben, in der heutigen Kirche einen noch in ziemlich früher Zeit an Stelle jenes 836 geweihten Baues, der nach allem dem jetzigen an Umfang und Bedeutung nicht nachgestanden zu haben scheint, errichteten Neubau sehen, der in keinem seiner Teile mehr in die Zeit des Rabanus zurückgeht. Nicht nur, daß nirgends eine solche Bautätigkeit auf dem Petersberg oder eine Katastrophe, die zu ihr geführt hätte, bezeugt ist[1], auch ihre eigene innere Unwahrscheinlichkeit richtet jene Vermutung. Paßt der architektonische Charakter des Baues zu einer so frühen Datierung, die Quellennachrichten machen es im höchsten Grade wahrscheinlich,

deutlich erweist sich die Ostwand der mittleren Chornische als ursprünglich und unversehrt. Unter absis ist hier nur diese mittlere Chornische, die ja über die beiden Nebenchöre nach Osten vorsprang, verstanden. Vermutlich an der Ostwand des mittleren Chores über dem Hochaltar, wird sich jenes Wandgemälde befunden haben.

In welcher Art die Epigramme des Rabanus an den Altären angebracht waren, können wir heute ganz genau feststellen. Bei der jüngsten Restaurierung der Kirche fand man in dem einen Altar der Krypta eine ungefähr quadratische Steinplatte mit der Inschrift des Hochaltars der Kirche in karolingischen Majuskeln. Aus einer ähnlichen Platte ist in dem südlichen Anbau der Krypta das eine kleine rundbogige Fenster ausgeschnitten. Rechts und links sind noch die Reste der Inschrift erhalten, die diese Platte als diejenige des mittleren Altares der Krypta ausweisen. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren diese Inschriftplatten ursprünglich in die Vorderseite der Altäre eingelassen und wurden später bei irgendeiner Zerstörung der alten Altäre anderweitig verwendet.

[1] In den Quellen findet sich für die ganzen folgenden Jahrhunderte keinerlei Andeutung baulicher Veränderungen auf dem Petersberg.

daß wir in unserer Kirche noch die von Rabanus 836 geweihe Anlage vor uns haben.

Eins ist aber zu beachten. Die Quellennachrichten, die die Weihe im Jahre 836 berichten, drücken sich zwar so aus, als ob der ganze damals geweihte Bau das Werk des Rabanus sei. Eine ausführlichere Notiz in den Fuldaer Traditionsbüchern spezifiziert aber näher. Danach hat bereits Abt Baugulf (779—802) hier oben die Kirche erbaut, die Rabanus dann vollendete und weihte.[1] Das stimmt gut zu dem baulichen Befund. Denn der Westturm ist, wie wir schon sahen, augenscheinlich erst nachträglich angefügt, weist aber andererseits, wie noch nachzuweisen sein wird, entschieden auch noch in karolingische Zeit und hat seine nächsten Verwandten in einer Anzahl anderer karolingischer Turmanlagen, die ich unten zusammenzustellen versuchen werde.[2] Ich möchte daher annehmen, daß der Turm nach längerer Unterbrechung der Bautätigkeit von Raban an das bereits unter Baugulf im wesentlichen fertiggestellte Langhaus nachträglich angebaut wurde. In der Errichtung des Turmes und der Ausschmückung der ganzen Anlage möchte ich die von unserer Quelle bezeugte Vollendung der Kirche durch Rabanus sehen. Dabei kann es unentschieden bleiben, ob der Bau des Baugulf schon vordem in kirchlichen Gebrauch genommen war, oder ob er unvollendet und ungeweiht bis auf Raban bestanden hatte.[3] War das letztere der Fall, so könnte man den Grund dafür vielleicht in der Neuerrichtung der Fuldaer Abteikirche unter Baugulf und seinem Nachfolger Ratger[4] sehen, die alle Kräfte in Anspruch nahm. Doch ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Kirche auf dem Petersberg schon unter Baugulf ihrer

[1] Dronke, Traditiones et antiquitates Fuldenses, Fulda 1844 S. 60: Preposituram que est in Ugesberge primum cepit beatus Sturmis abbas, et post eum Baugulfus. Qui et edificavit ecclesiam, quam postmodum Rabanus perfecit. In quo loco primum erant monachi sub Rabano, deinde canonici impetraverunt ipsum locum ab Hatthone abbate. Das „qui et edificavit ecclesiam“ scheint mir auf Baugulf zu beziehen. Sturmi, der sich zuerst hier oben niederließ, wird demnach nur ein provisorisches, vermutlich hölzernes, Gotteshaus erbaut haben. Den in späterer Zeit bestehenden Bau nahm erst Baugulf in Angriff und vollendete Raban.

[2] Vgl. unten S. 99ff.

[3] Wir sahen oben, daß die sicherlich noch von dem Bau Baugulfs stammende Krypta notwendig eine obere Kirche von der Gestalt der heutigen voraussetzt. Wie weit etwa von Rabanus auch an den östlichen Teilen der oberen Kirche fortgebaut oder erneuert wurde, läßt der gegenwärtige Zustand des Baues wegen des Verputzes und wegen der späteren Erneuerung der Seitenwände des Langhauses nicht mit Sicherheit erkennen. Ich möchte aber annehmen, daß im wesentlichen Chorpartie und Langhaus schon unter Baugulf fertiggestellt waren.

[4] Über die Baugeschichte der Fuldaer Abteikirche vgl. Richter, Beiträge zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda, Fulda 1905.

kirchlichen Bestimmung übergeben worden war. Die nochmalige Weihe der ganzen Kirche durch Rabanus könnte schon allein in den an den Altären vorgenommenen Veränderungen, auf die die Anbringung der Inschriftplatten deutet[1], ihren Grund finden. Auch ließe sich denken, daß gleichzeitig mit der Erbauung des Turmes ausgeführte Erneuerungen an den östlichen Teilen eine Neuweihe des ganzen Baues nötig gemacht hätten. Wie dem auch sei, der bauliche Befund scheint unsere Quellennachricht dahin zu deuten, daß Chor und Langhaus der Petersberger Kirche im Kern noch aus den Tagen Baugulfs stammen, der Turm dagegen erst durch Rabanus kurz vor 836 angefügt wurde.

Es bleibt uns nun noch der Beweis zu bringen, daß die Kirche auf dem Petersberg ihrem architektonischen Charakter nach wirklich in karolingische Zeit gehört. Wenden wir uns zunächst zu den unter Baugulf errichteten östlichen Teilen, Chor und Langhaus. Sie würden mit zu dem frühesten gehören, was wir bis jetzt auf deutschem Boden an karolingischer Architektur besitzen, und führen uns noch in die Anfangszeiten des Fuldaer Klosters. Infolgedessen fehlt es heute noch etwas an geeignetem Vergleichsmaterial. Was an aufrechtstehenden karolingischen Denkmälern bisher bei uns bekannt geworden ist, stammt fast ausnahmslos aus etwas späterer Zeit und zeugt bereits von dem Aufschwung, den in diesen Gegenden die Baukunst in den Tagen Karls und Ludwigs des Frommen nahm, von dem Einfluß der sogenannten karolingischen Renaissance. Der frühen Entstehungszeit entsprechend ist die Kirche auf dem Petersberg noch von größter Schlichtheit. Das Außenmauerwerk ist ganz glatt und schmucklos. Innen finden sich an formiertem Detail nur die Kämpfer des mittleren Triumphbogens in der oberen Kirche, ihr Profil in seiner minutiösen Gliederung ist zweifellos frühmittelalterlich und zeigt große Verwandtschaft mit den Kämpferprofilen an anderen karolingischen Bauten.[2] Auch die besonderen kulturellen Verhältnisse Fuldas werden mitgesprochen haben. Die Abtei war eine Neugründung in rein germanischem Gebiet und verfügte vielleicht zunächst für ihre Bauten nicht über die gleichen geschulten Kräfte, wie man sie weiter westlich besaß. Daher mag es kommen, daß die Mauertechnik an unserer Kirche nicht das an den allerdings, wie schon betont, späteren Bauten in den rheinischen Gegenden zu beobachtende Nachwirken antiker Tradition zeigt. Aus nur wenig bearbeiteten Basalttrümmern, wie man sie in der Nähe fand, sind die Mauern ohne sorgfältige Durchführung der Lagerfugen errichtet. Doch gerade dieser primitive Cha-

[1] Vgl. oben S. 91.

[2] Zum Vergleich können die Kämpferprofile von Aachen, Werden, Steinbach usw. herangezogen werden.

rakter an einem immerhin nicht unbedeutenden Bauwerk weist deutlich auf jene frühe Zeit. Später wäre dieser Bau in seiner Schlichtheit und Unbeholfenheit kaum mehr denkbar. Auch in der Vorliebe für das Tonnengewölbe kann man an der Petersberger Kirche eine karolingische Eigentümlichkeit erblicken.

Vor allem der Grundriß ist aber bei der Beurteilung der Entstehungszeit unserer Kirche von Wichtigkeit. Wesentliche Eigentümlichkeit ist an ihm das vollständige Fehlen des Querhauses. In gleicher Breite geht das Langhaus ohne äußerlich wahrnehmbare Unterbrechung in die Chorpartie über. Diese birgt Raum für drei Altäre, die einzelnen Altarräume sind aber nahezu gleichwertig behandelt und liegen nebeneinander in der Art selbständiger Kapellen, wobei wir es, wie wir sahen, dahingestellt sein lassen müssen, ob die Nebenchöre überhaupt im Westen einen Zugang hatten oder nicht. Von der Mehrzahl der bis jetzt bei uns in Deutschland bekannt gewordenen Grundrisse karolingischer Bauten weichen diese Dispositionen gerade durch das Fehlen eines Querhauses beträchtlich ab. Aber unsere Kirche steht doch nicht ganz allein mit dieser Eigentümlichkeit. Wie wir später in einer besonderen Untersuchung[1] zeigen werden, finden sich bei genauerer Umschau noch eine Anzahl Anlagen des gleichen Typus zusammen. Dort werden wir auch feststellen können, daß dieses Schema gegenüber dem erst um 800 am Mittelrhein in Anlehnung an römische Vorbilder eindringenden Basilikengrundriß mit weitausladendem Querhaus und anschließender halbrunder Apsis den älteren fränkischen Kirchengrundriß darstellt, den jener neue Grundrißtypus fast vollständig verdrängte. Hier kann dieses Ergebnis nur kurz vorweg genommen werden. Der eigentümliche Grundrißtypus der Kirche auf dem Petersberg, wie er im neunten Jahrhundert in jenen Gegenden nicht mehr vorzukommen scheint, spricht deutlich dafür, daß wir in deren östlichen Teilen noch den von Baugulf errichteten Bau besitzen.

Wir haben uns nun noch der westlichen Turmanlage zuzuwenden, die, wie erinnerlich, aller Wahrscheinlichkeit nach erst unter Rabanus Maurus, also zum mindesten zwei bis drei Jahrzehnte später als die übrige Kirche entstanden ist. Eine Anzahl ähnlicher Westbauten aus den ersten Jahrzehnten des neunten Jahrhunderts werden wir später kennen lernen.[2] Im Aufbau tritt deutlich der Fortschritt, den die Baukunst seit den Tagen Baugulfs gemacht hat, zutage. Die Mauertechnik ist sehr viel besser als an den östlichen Teilen. Sie zeigt zwar immer noch nicht

[1] Vgl. unten S. 130ff.

[2] Vgl. unten den Aufsatz „Ein karolingischer Westbautypus der mittelrheinischen Gegenden", S. 99ff.


Abb. 12 Petersberg bei Fulda. Kämpferprofile des Eingangsbogens der Vorhalle.

in dem Maße das Nachwirken römischer Tradition, wie es sich an dem genau gefugten Mauerwerk aus regelmäßigen kleinen Werksteinen der meisten karolingischen Bauten der Rheingegenden beobachten läßt. Dies möchte ich aber wesentlich aus dem Material erklären, das zur Verfügung stand. Der hier verwendete Basalt gestattete nicht, oder erschwerte wenigstens, die sorgfältige Herrichtung der einzelnen Steine, die am Rhein in dem leichter zu bearbeitenden Sandstein möglich war.[1] So entstand hier ein, wenn auch sehr solides, so doch weniger regelmäßig anmutendes Mauerwerk, das doch durch eine gewisse Ebenmäßigkeit und die sorgfältigere Anpassung der einzelnen Steine aneinander beträchtlich von dem rohen und unbeholfenen Gefüge der östlichen Mauern absticht.[2]

An formiertem Detail finden sich die beiden Kämpfer des Eingangsbogens der Vorhalle, die untereinander verschieden sind. Die Profile sind typisch frühmittelalterlich, wie wir sie ähnlich in Fulda selbst an den Kämpferplatten der Säulen von St. Michael, aber auch anderwärts an karolingischen Bauten, so in Aachen, Corvey und Steinbach, wiederfinden. Die Ausführung ist nicht besonders fein.

Nächstdem ist die Gestalt der Fenster für die Entstehungszeit des Turmes charakteristisch. Sie sind alle nicht übermäßig groß. Meist ist die Öffnung aus einer einzigen Steinplatte geschnitten, die in das Gewände eingelassen ist. Außen bildet ein sogenannter Brückenstein den oberen Abschluß der Fensteröffnung, innen ist ein leises Zurückspringen des Gewändes, da wo der Rundbogen ansetzt, überall zu beobachten. Dieser spezifisch karolingische Rücksprung findet sich z. B. auch in der Pfalz zu Ingelheim durchwegs an den Fenstern; auch die ganze Struktur des Gewändes erinnert an manche dortigen Fensteröffnungen.[3] Ebenso kehren die Brücken-

[1] Ähnlich liegen die Verhältnisse an dem zweifellos noch karolingischen Westbau von Corvey.

[2] Charakteristisch karolingisch sind die gelegentlich zwischen dem übrigen horizontal gelagerten Mauerwerk teils in ganzen Schichten, teils nur in mehreren nebeneinander auftretenden hochkant gestellten Steine. Sie finden sich ähnlich u. a. am Turm und Querhaus der Sebastianskirche zu Ladenburg.

[3] Ich urteile hier auf Grund der seinerzeit mir von Herrn Professor Rauch, in dessen Händen die Grabungen an der Ingelheimer Kaiserpfalz liegen, in freundlicher Weise gezeigten Photographien.

steine als oberer Abschluß und die Steinplatte als eigentlicher Fensterrahmen an karolingischen Denkmälern häufiger wieder und können als karolingische Eigentümlichkeit angesprochen werden.[1]

Wie noch heute wird auch schon ursprünglich der obere Aufbau des Turmes die Glocken der Kirche getragen haben. Der Übergang in den schmaleren oberen Teil gehört deutlich noch dem karolingischen Bau an. Die dreiteiligen Schallöcher, in denen sich das Glockengeschoß nach allen Seiten öffnet, wurden schon beschrieben. Sie ruhen auf Säulchen mit steiler, eckblattloser attischer Basis und glattem Würfelkapitell. Beachtenswert ist, daß stets Schaft, Basis und Kapitell aus einem einzigen Stein gearbeitet sind. Sehr früh muten die verhältnismäßig steilen Kämpfer über den Kapitellen an. Diese selbst zeigen schon merkwürdig exakte und ausgeprägte Würfelform, mit der z. B. die mit den antikisierenden Kapitellen abwechselnden Würfelkapitelle der großen Säulen in St. Michael nicht den Vergleich bestehen können. Man wird diese Säulchen etwa dem Beginn des elften Jahrhunderts zuweisen dürfen, in karolingische Zeit werden sie kaum zurückgehen. Auch ein Wechsel des Steinmaterials und der Mauertecknik unterhalb der Schallöcher scheint anzudeuten, daß der oberste Teil des Turmes in seiner heutigen Gestalt nicht mehr dem ursprünglichen Bau angehört.

Zum Schluß sind wir verpflichtet, auf die Datierung der an der Ostpartie nachträglich vorgenommenen Veränderungen kurz einzugehen. Die Erweiterung der Krypta um den südlichen Anbau muß noch in ziemlich früher Zeit angesetzt werden, wenn auch alle Baunachrichten fehlen, die einen bestimmten Anhalt geben könnten. In seiner schmucklosen, unbeholfenen Art gleicht dieser südliche, gleichfalls tonnengewölbte Raum den älteren Teilen der Krypta aufs genaueste. Auch hier fehlt jedes ornamentale Detail. In der Südwand finden sich zwei winzig kleine rundbogige Fenster, die schon ihrer altertümlichen Gestalt wegen als gleichzeitig mit dem Raum, den sie erleuchten, gelten müssen. In Größe und Struktur sind sie manchen Fenstern am Turme nahe verwandt.[2] Wie bei jenen ist die eigentliche Fensteröffnung aus einer einzigen Steinplatte ausgeschnitten. Bei der jüngsten Restaurierung der Kirche stellte sich heraus, daß die eine dieser Platten die ehemalige Inschriftplatte des mittleren Kryptenaltares ist, rechts und links neben dem Fensterausschnitt haben sich noch Reste der Schriftzüge des von Rabanus

[1] Während im 11. Jahrhundert solche Brückensteine nicht vorzukommen scheinen, treten sie allerdings im spätromanischen Quaderbau an kleineren Fensteröffnungen, z. B. Kryptenfenstern, mitunter wieder auf.

[2] Zwei ähnliche winzige Rundbogenfenster erleuchten am Turm den Treppenaufgang zum Emporenraum.

für jenen Altar verfaßten Epigramms erhalten.[1] Dies Fenster kann also erst nach einer Zerstörung der alten Altäre entstanden sein, bei welcher deren Inschriftplatten verschleudert und außer Gebrauch gesetzt wurden. Das ergäbe für das Fenster und damit auch für den ganzen Kryptenanbau wenigstens einen gewissen zeitlichen Abstand von der Weihe der Kirche durch Rabanus. Später allerdings als das Jahr 1000 wird die Erweiterung der Krypta kaum angesetzt werden dürfen. Das verbietet sowohl ganz allgemein der doch noch sehr altertümliche Charakter des südlichen Anbaues als auch die schon betonte Verwandtschaft mit den ursprünglichen Teilen der Kirche. So scheint mir die Entstehung des südlichen Raumes der Krypta dem zehnten, allenfalls noch dem späten neunten Jahrhundert zuzuweisen zu sein. Während man sich aber für die Spätzeit des neunten Jahrhunderts vergeblich nach einer Katastrophe umsieht, die eine Zerstörung der von Rabanus errichteten Altäre schon so bald nach ihrer Weihe erklärlich machen könnte, ließe sich für das zehnte vielleicht an die Ungarneinfälle und die durch sie herbeigeführte Vernichtung sovieler Kirchenbauten denken. 915 erschienen einzelne Ungarnscharen vor Fulda, vermochten aber gegen das Hauptkloster nichts auszurichten dank der Umsicht des Abtes Huoggi, der bald danach starb.[2] Es wäre leicht denkbar, daß der isoliert in beträchtlicher Entfernung von der Abtei liegende Petersberg damals ihrer Plünderung anheimfiel. Wenigstens weiß Schannat in seiner Historia Fuldensis zu berichten, daß Huoggis Nachfolger Haicho das Kloster auf dem Petersberg nach der Zerstörung durch die Ungarn wiederherstellte und dort Kanoniker anstatt der Mönche einsetzte.[3] Schannats Quelle vermögen wir nicht mehr zu kontrollieren. An sich braucht kein Bedenken gegen die Nachricht vorzuliegen. Zu dem baulichen Befund würde es gut passen, wenn sich die Erweiterung der Krypta nach Süden mit einer Restaurierung der Kirche nach dem Ungarneinfall von 915 in Verbindung bringen ließe. Sowohl der noch sehr primitive Charakter jenes Anbaues und seine Ähnlichkeit mit den ursprünglichen Teilen der Kirche, wie die Profanierung der alten Altarplatten würden so ihre Erklärung finden. Vermutlich damals würde dann wohl auch in der oberen Kirche die Umwandlung des südlichen Nebenchores in den heutigen querflügelartigen Raum stattgefunden haben.[4]

[1] Vgl. oben S. 92.

[2] Vgl. Lüttich, Ungarnzüge in Europa im 10. Jahrh., Berlin 1910, S. 63.

[3] Schannat, Historia Fuldensis, Frankfurt a. M. 1729, S. 120.

[4] Bedeutend später sind jedenfalls erst die Fenster in der Ostwand der Kryptenräume entstanden. Hier finden sich heute zwei- und dreiteilige Fenster, manche spitzbogig, andere noch rundbogig, doch alle von gleichem Charakter. Hier und da schmückt

X.

EIN KAROLINGISCHER WESTBAUTYPUS DER MITTELRHEINISCHEN GEGENDEN

In dem Westturm der Kirche auf dem Petersberg bei Fulda ist ein eigenartiger Vorhallenbau karolingischer Zeit im ganzen wohlerhalten auf uns gekommen. Er ist charakterisiert durch die Zweigeschossigkeit, die Vorhalle mit den seitlichen Treppenaufgängen unten und den kapellenartigen Raum im oberen Stockwerk. Von ähnlichen romanischen Anlagen im Rahmen zweitürmiger Westfassaden unterscheidet ihn eben das Fehlen seitlicher Türme. Verwandte Westbauten scheinen in diesen Gegenden im frühen Mittelalter nicht selten gewesen zu sein. Auf Grund der historischen Nachrichten lassen sich noch einige weitere Beispiele zusammenstellen.

A. FRAUENBERG BEI FULDA

In Fulda wies noch ein zweiter Bau, die Kirche auf dem nördlich von der Stadt gelegenen Frauenberg, eine solche zweigeschossige Westanlage auf. Rabanus Maurus hat für ihre Altare Epigramme verfaßt, deren Verzeichnis erhalten ist und u. a. einen Altar in turre ecclesiae sanctae Mariae erwähnt.[1] Aus dem Epigramm selbst geht hervor, daß dieser Altar dem Erzengel Michael geweiht war. Leider fehlen alle weiteren Angaben über die Gestalt der Kirche und dieses Westbaues. Wir können nicht mehr mit einiger Sicherheit feststellen, als daß ein Turm vorhanden war, der eine Michaelskapelle, vermutlich in seinem oberen Geschoß, enthielt. Auch daß dieser Turm mit oberer Kapelle vor der Westfront der Kirche stand, wird man annehmen dürfen. Dem

frühgotisches Blattwerk das Gewände, recht unbeholfen und roh gebildet und noch nicht ganz frei von romanischer Tradition. Wir werden diese Fenster etwa um 1250 anzusetzen haben, sämtlich sind sie wohl gleichzeitig entstanden. Da sich ein solches Fenster auch in der Ostwand des südlichen Anbaues und in der, wie wir sahen, gleichzeitig mit dessen Errichtung vorgeschobenen Ostwand des südlichen Raumes der ursprünglichen Krypta findet, könnte man auf den Gedanken kommen, daß auch der Anbau erst aus der Zeit um 1250 stamme, daß man bei dessen Errichtung auch die Fenster der alten Krypträume denen der neuen, die man gerade errichtete, gleichmäßig gestaltet hätte. Dieser Annahme widerspricht aber doch der schmucklos primitive Charakter des südlichen Anbaues, auch jenes winzige rundbogige Fenster ist um diese Zeit ausgeschlossen. Für die Datierung der Erweiterung der Krypta geben diese schon frühgotischen Fenster keinen Anhalt.

[1] M. G. Poet. lat. II, 210.

hl. Michael als Petron des Oratoriums im oberen Geschoß des Westbaues werden wir auch in St. Alban bei Mainz begegnen. Die ganze Anlage, Turm mit Kapelle im oberen Stockwerk, kann sich mit dem Westturm auf dem Petersberg nahe berührt haben. Ob genau derselbe Typus vorlag, läßt sich auf Grund der einen Nachricht nicht erweisen.

Rabanus Maurus fand die Kirche auf dem Frauenberg schon vor.[1] Für die Zeit ihrer Erbauung gibt einen Anhalt die Nachricht, daß sie 809 geweiht worden war.[2] Nach einer Notiz in den Fuldaer Traditionen[3] errichtete zuerst Bonifazius auf der anfangs nach ihm Bischofsberg genannten Höhe ein bescheidenes Kirchlein. Abt Ratger (802—817) ersetzte sie durch einen dann längere Zeit bestehenden umfangreichen Bau, eben den 809 geweihten, und siedelte Mönche hier oben an. Kurz nach 800 werden wir also die Erbauung der Kirche und mit ihr des Westturmes anzunehmen haben.

B. DIE WESTFASSADE DER KAROLINGISCHEN KIRCHE VON ST. ALBAN BEI MAINZ

Von dem karolingischen Westbau sind bei der Aufgrabung der Reste der St. Albanskirche fast keine Spuren zutage getreten.[4] Zu Anfang des 12. Jahrh. wurde die alte Westfront der Kirche durch eine zweitürmige Fassade umgestaltet, wie sie die älteren Ansichten der Kirche zeigen, und deren Fundamente bei den Grabungen festgestellt wurden.[5] Bis auf ganz geringe Mauerreste sind die Grundmauern des älteren Westbaues zerstört worden. Erhalten hatten sich einzig in der Nordwestecke der zwischen den romanischen Türmen liegenden rechteckigen Vorhalle zwei Mauerblöcke von geringer Ausdehnung[6], die allein keinen Anhalt zur Rekonstruktion des karolingischen Westbaues geben können.

Zu Hilfe kommt uns vielleicht eine wertvolle Notiz in den Fuldaer Annalen, die man meines Erachtens noch nicht genügend ausgebeutet

[1] Daß er sie erbaut hätte, wird nirgends erwähnt. Auch Rudolf v. Fulda in seinen Miracula sanctorum in ecclesias Fuldenses translatorum (SS XV, 323ff.) berichtet nur von Heiligenleibern, die Rabanus auf den Frauenberg brachte, dessen Kirche als schon bestehend vorausgesetzt wird.

[2] Annales Laurissenses minores SS I, 121, 10: ecclesia s. Mariae in monte dedicata.

[3] Dronke, Traditiones Fuldenses S. 59f. Ratger baute „ipsum quod adhuc manet monasterium".

[4] Über die Ausgrabungen bei St. Alban vgl. Neeb, Zur Baugeschichte der St. Albanskirche bei Mainz, Mainzer Zeitschrift 1908, S. 69ff., und Bericht über die Ausgrabungen der St. Albanskirche bei Mainz im Jahre 1908. Mainzer Zeitschrift 1909, S. 34ff.

[5] Mainzer Zeitschrift 1908, S. 77 u. 1909, S. 41.

[6] Vgl. Mainzer Zeitschrift 1909, S. 42.

hat. Hier wird zum Jahre 858 als Folge eines Erdbebens berichtet: ecclesia sancti Albani martyris ita concussa est, ut murus de fastigio cadens oratorium s. Michaelis ad occidentem basilicae bicameratum cum tecto et laquearibus ruina sua confringens terrae coaequaret[1]

Es ist hier die Rede von einer zweistöckigen Michaelskapelle, deren beide Geschosse allem Anschein nach durch eine flache Holzdecke voneinander getrennt waren. Dieses Oratorium stand am westlichen Ende der Kirche oder westlich von der Kirche. Neeb, der in seinem Bericht über die Ausgrabungsergebnisse auch diese Quellennachricht berührt[2], neigt der letzteren Auffassung zu. Er weist der Kapelle ihren Platz an in der nächsten Umgebung der Kirche, vor deren Westseite, und sieht in ihr die Friedhofskapelle des Klosters. Ich glaube, wir können genauer sein. Wenn der herabfallende Westgiebel der Kirche Dach und Decken der Michaelskapelle durchschlug und diese selbst, wie der Chronist, vielleicht mit einiger Übertreibung, berichtet, dem Erdboden gleich machte, dann muß die Kapelle in unmittelbarster Nähe der Westfassade gestanden haben, zumal wenn man bedenkt, daß sie zweistöckig war, also jedenfalls von dem Giebel der Klosterkirche nicht übermäßig viel überragt wurde. Nun hat man, wie schon erwähnt, an der Westseite der Kirche Reste eines karolingischen Westbaues gefunden. Durch dessen Dazwischenliegen — und man muß auch Platz lassen für einen Zugang zu diesem Westbau — würde die Michaelskapelle noch um einiges von der Westfassade der Kirche abgerückt werden. Und warum geschieht an jener Stelle der Annalen dieses Westbaues keiner Erwähnung, der doch viel unmittelbarer von dem Einsturz des Giebels der Kirche betroffen werden mußte? Es bleibt gar keine andere Annahme übrig, als daß wir in der zweigeschossigen Michaelskapelle eben jenen Westbau der karolingischen Kirche zu sehen haben, der sich unmittelbar an deren Fassade lehnte.

Auch eine spätere, von Neeb[3] angeführte Nachricht bestätigt dies. 1114 stiftete eine Mainzer Bürgerin dem Kloster 2 Mark Silber, von denen jährlich dem Kustos des Klosters ein Solidus bezahlt werden solle „pro redemptione sarcofagi, in quo iacet sepultus Adelbero, vir eius, quod situm est ante limen maxime porte occidentalis monasterii sub capella s. Michaelis“[4] Der Gatte der Stifterin lag begraben vor der Schwelle des westlichen Hauptportales der Klosterkirche, unter der Michaels-

[1] Annales Fuldenses rec. F. Kurze (SS. rer. Germ. in us. schol.) S. 48

[2] Mainzer Zeitschrift 1908, S. 80.

[3] Mainzer Zeitschrift 1908, S. 80.

[4] Joannis SS. rer. Moguntiacarum II, 742

kapelle.[1] Diese muß also das obere Geschoß einer Vorhalle vor dem Westportal der Kirche gebildet haben. Unten in der eigentlichen Vorhalle war das Grab des Adelbero. Zur Zeit dieser Stiftung muß der karolingische Westbau der Kirche, den Erzbischof Karl nach dem Erdbeben von 858 wieder aufgebaut hatte, noch bestanden haben. Die gleiche Urkunde zeigt das Kloster mit der Erneuerung des Chores beschäftigt.[2] Auf weitere bauliche Veränderungen um 1137 läßt die Auffindung der Gebeine der hl. Aureus und Justina schließen.[3] Die Errichtung der zweitürmigen Westfassade, für die bestimmte Baudaten fehlen, fand vermutlich erst etwas später statt. Anderenfalls müßte zur Zeit jener Schenkung der spätere Westbau schon länger vollendet gewesen sein, so daß Adelbero hier hatte sein Grab finden können. Der architektonische Charakter des südlichen Turmes, den die alten Abbildungen allein noch aufrecht stehend zeigen, scheint auf die Entstehung der Fassade etwa gegen Mitte des 12. Jahrh. oder noch später zu weisen.[4] Doch wenn dem auch nicht so wäre, eine ähnliche Disposition hätten wir jedenfalls schon für die karolingische Zeit anzunehmen, da die Michaelskapelle auch damals schon an der Westfassade der Kirche, also vor deren Hauptportal, gelegen haben muß, wie zu allem anderen die wenigen von ihr aufgefundenen Mauerreste beweisen. Sie enthielt im Erdgeschoß die Vorhalle der Kirche, im oberen Stockwerk die dem hl. Michael geweihte Kapelle. Wir hätten hier also eine ganz ähnliche Anlage wie die auf dem Petersberg bei Fulda noch heute bestehende.

Welche Ausdehnung und Gestalt hatte der karolingische Westbau im Grundriß? Es ist beachtenswert, daß an jener Stelle der Fuldaer Annalen von Türmen an der Westfassade nicht die Rede ist. Auch in den übrigen Quellennachrichten über die karolingische Kirche werden keine solchen erwähnt.[5] Und der Ausgrabungsbefund bestätigt, daß Westtürme an dem karolingischen Bau fehlten. Bei dem Nordturme hatte sich noch

[1] Neeb versteht merkwürdigerweise unter der hier genannten maxima porta occidentalis monasterii das Hauptportal des ganzen Klosterbezirkes. Monasterium bezeichnet in den Quellen jener Zeit fast immer die Kirche. Vor der Schwelle des Haupttores des Klosters bestattete man keine Toten. Die Michaelskapelle, die von dem einstürzenden Giebel der Kirche 858 zerstört wurde, muß unter diesem gelegen haben, nicht in einiger Entfernung davon.

[2] Die Stifterin hat auch 15 Pfund ad renovacionem chori nostri gespendet.

[3] Mainzer Zeitschrift 1908, S. 81.

[4] Vgl. die Ansicht von Merian und diejenige auf einer alten Handzeichnung, reproduziert M. Ztschr. 1908, S. 71 u. 73. Neeb setzt, M. Ztschr. 1909 S. 42, auf Grund der architektonischen Formen die Entstehung der Türme in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts.

[5] Die Nachrichten hat Neeb, M. Ztschr. 1908, S. 75 f. zusammengestellt.

ein Teil der karolingischen Westfassade erhalten.[1] Der spätere romanische Turm steht mit ihr in keinem Zusammenhang, sondern ist einfach vor die ältere Westfassade gesetzt, deren Fundamentmauer an dieser Stelle keine Spur einer Abzweigung nach Westen aufweist.[2] Es zeigt sich deutlich, daß dem karolingischen Langhaus im Westen in der Verlängerung der Seitenschiffe keine Anbauten vorgelagert waren. Der Westbau mit Vorhalle und Michaelskapelle entsprach also nur der Breite des Mittelschiffes und deckte sich ungefähr mit dem zwischen den beiden

[1] Vgl. den Plan M. Ztschr. 1909 Tafel V, ferner M. Ztschr. 1911, S. 144f. Neeb scheint anfangs gezweifelt zu haben, ob der karolingische Bau sich bereits im Westen bis unmittelbar vor die romanischen Türme erstreckte, oder ob nicht, allerdings noch in vorromanischer Zeit, eine nachträgliche Verlängerung nach Westen bis zu diesem Punkte stattgefunden hatte. Dann wurden auch jene als Reste des karolingischen Westbaues angesprochenen Mauerteile nicht mehr diesem, sondern erst einem späteren Westwerk angehören. Bedenken erregten zwei Tatsachen:

1). Die ostwärts unmittelbar vor dem Turm liegende westliche Abschlußmauer schien, soweit sie erhalten war, ein kurzes Stück in die (verlängerte) Fluchtlinie der nördlichen Mittelschiffsmauer einzuschneiden, zeigte hier aber, bis jetzt wenigstens, keinen im rechten Winkel nach Osten umbiegenden Ansatz, der dem Ende der Mittelschiffsmauer entsprechen mußte. (M. Ztschr. 1909 S. 40.) Eine nochmalige Grabung 1909—10 hat dieses Bedenken gehoben. Es zeigte sich, daß die beiden nördlichen Langhausmauern an dieser Stelle nicht ganz parallel liefen. Ein Rest der nördlichen Mittelschiffsmauer des karolingischen Baues trat dicht bei dem Turme zutage. Überdies konnte an der Übereinstimmung des Mörtels festgestellt werden, daß die unmittelbar vor dem romanischen Nordturm liegende westliche Abschlußwand des älteren Baues noch karolingisch ist. Aber auch ohnedem wäre das anfängliche Bedenken als unbegründet von der Hand zu weisen. Auch in dem Falle, daß das Langhaus eine nachträgliche Verlängerung nach Westen erfahren hatte, mußte ja an dieser Stelle unbedingt die dann gleichfalls verlängerte nördliche Mittelschiffsmauer auf die Westwand treffen. Das Fehlen eines Anschlusses beider Mauern aneinander an dieser Stelle bliebe also auch bei dieser Hypothese genau so auffällig und würde die Vermutung nahelegen, daß die anfänglichen Beobachtungen hier wegen des schlechten Erhaltungszustandes der Mauerreste ungenügend waren, was die neuen Ausgrabungen ja dann bestätigt haben.

2). Das Ansatzstück der nördlichen Seitenschiffsmauer an die Westfassade ist erhalten. In ihm fand man (vgl. M. Ztschr. 1909. S. 44) etwa da, wo das aufgehende Mauerwerk begonnen haben kann, eingemauert den von Neeb S. 49 abgebildeten rohen Kämpfer. Nachdem Neeb ihn anfangs für karolingisch gehalten, neigt er jetzt auch zu der Annahme (vgl. S. 49), daß er vorkarolingischer Zeit angehört und also kein Hindernis ist, daß nicht diese Teile der Kirche schon von dem karolingischen Bau stammen. Auch ließe sich ja denken, daß die Westfassade nach dem Erdbeben von 858 wie die Michaelskapelle neu aufgebaut worden und bei dieser Gelegenheit jener Stein an seinen jetzigen Platz gekommen wäre.

Die anfänglichen Bedenken sind also hinfällig und bieten keinen Grund zur Annahme einer nachträglichen Verlängerung des Langhauses, die in nichts sonst einen Anhalt fände.

[2] In ganz ähnlicher Weise ist, wie wir sehen werden, etwa um die gleiche Zeit in Seligenstadt die zweitürmige Fassade vor die alte Westfront gesetzt worden.

Türmen liegenden Mittelbau der späteren zweitürmigen romanischen Fassade.

Die Tiefenausdehnung des karolingischen Westbaues dürfte vielleicht durch die aufgefundenen Mauerreste gegeben sein. Es scheint mir, daß diese das Nordwesteck der ältesten Anlage gebildet haben. Daß die beiden Mauerstücke nicht im Verband stehen[1], hängt unter Umständen mit der Erneuerung der Michaelskapelle nach dem Einsturz von 858 zusammen. Jedenfalls hat man auch jenseits von der westlichen Fundamentmauer der romanischen Fassade keine zur karolingischen Vorhalle gehörigen Mauerspuren gefunden.

Die Vorhalle mit der Michaelskapelle darüber scheint demnach im Grundriß ein ziemlich schmales Rechteck gebildet zu haben, das der Westfront des Langhauses in der Breite des Mittelschiffes vorgelagert war. Nach Analogie des Westbaues auf dem Petersberg und der ähnlichen Westbauanlage zu Seligenstadt, die wir noch kennen lernen werden, sind wir vielleicht berechtigt, auch für St. Alban anzunehmen, daß die Treppenaufgänge zum oberen Geschoß innerhalb des Westbaues selbst, und zwar seitlich neben der Vorhalle, hinaufführten.

Turmartig scheint der Westbau von St. Alban nicht ausgebildet gewesen zu sein. Aus der Beschreibung des Einsturzes im Jahre 858 geht hervor, daß die Fassade der Kirche das zweigeschossige Westwerk um ein beträchtliches überragt haben muß, sonst hätte der Giebel nicht auf die Michaelskapelle herabfallen und diese zerstören können. Der Westbau war also ein zweistöckiger Anbau an die Fassade der Kirche, niedriger als diese selbst.

C. DIE WESTLICHE EMPORENANLAGE DER EINHARTSBASILIKA IN SELIGENSTADT

Einharts Translatio ss Marcellini et Petri bietet eine ganze Anzahl Angaben über bauliche Einzelheiten der von ihm erbauten Basilika in Seligenstadt, die in manchem das Bild zu vervollständigen vermögen, das uns die unmittelbar noch erhaltenen Reste[2] von der ursprünglichen Anlage geben. Man hat einzelne dieser Nachrichten schon hervorgezogen, sie aber z. T. falsch und willkürlich gedeutet[3], jedenfalls nicht das aus ihnen herausgeholt, was sich mit ihrer Hilfe feststellen ließe. Es verlohnt daher wohl den Versuch, alle diese Angaben noch einmal genau

[1] Vgl. M. Ztschr. 1909, S. 42.

[2] Vgl. Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Schäfer, Kreis Offenbach, S. 165 ff.

[3] So Schäfer, a. a. O. S. 177. Ihm folgen die Angaben in Dehios Handbuch IV, S. 365 f.

auf ihren Inhalt zu prüfen und sie untereinander zu kombinieren. Sie geben uns vor allem wichtige Aufschlüsse über die ursprünglich an der Kirche vorhandene westliche Emporenanlage und die Gestalt der ehemaligen Westfassade.

Einhart erwähnt an einer Stelle ein „coenaculum, quod supra porticum basilicae est"[1]. Was haben wir uns darunter vorzustellen? Eins ist klar, ein „coenaculum" in der antiken Bedeutung des Wortes kann nicht gemeint sein. Das würde nicht in die Kirche passen, und wir erfahren auch am gleichen Ort, daß sich hier ein Altar mit Reliquien des hl. Marius und anderer Heiliger befand.[2] Also muß an einen kapellenartigen Raum zu denken sein.[3]

Wo hat er gelegen? Man geht gänzlich fehl, wenn man unter dem Portikus eine Art Paradiesanlage nach frühchristlichem Schema verstehen und mit dieser das coenaculum in Verbindung bringen wollte. Beides widerspräche direkt den Nachrichten unserer Quelle. Nach diesen muß der als coenaculum bezeichnete Raum innerhalb der Kirche gelegen oder doch mit ihr in so enger Verbindung gestanden haben, daß man von dort aus dem Gottesdienst beiwohnen konnte. Ein Kranker wird auf Befehl der Heiligen hier niedergelegt, damit während des Frühgottesdienstes seine Heilung erfolgen soll.[4] Daran, daß im coenaculum selbst die Frühmesse zelebriert wurde, ist nicht zu denken. Als die zweite Lektion gelesen wurde, stieß der Kranke einen gewaltigen Schrei aus und war geheilt. Die Kleriker, die herbeieilten, fanden ihn bewußtlos am Altar liegen.[5] Das beweist deutlich, wie ja auch an sich anzunehmen ist,

---

[1] SS. XV, 252, 23.

[2] l. c. 252, 22: Ut perquireret quendam pauperem nomine Gisalbertum . . . atque inventum in coenaculo quod supra porticum basilicae est tempore matutini officii iuxta reliquias quae ibi erant collocaret, eo quod ibi per merita et virtutem sanctorum, quorum illae reliquiae essent, de illa gibbi deformitate atque curvitatis incommodo liberari deberet . . . Erant autem illae reliquiae, quod nondum noveramus, beati Marii martyris et uxoris ac filiorum eius, Marthae videlicet Audifacis et Abbacuc.

252, 36: Die Heilung des Kranken erfolgt, man findet ihn „pronum atque extentum propter altare iacentem".

[3] Auch in der Peterskirche zu St. Wandrille wird ein dem Erlöser geweihtes „coenaculum" erwähnt (vgl. Schlosser, Schriftquellen zur Geschichte der karolingischen Kunst, S. 290 Anm.). Der Ausdruck scheint also für Kapellenräume häufiger gewesen zu sein.

[4] Vgl. oben Anm. 2.

[5] l. c. 252, 33: Pauper vero qui iuxta illas (sc. reliquias) . . . fuerat collocatus, cum secunda lectio ad nocturnum officium ex more legeretur, edito ingenti clamore, non modicum pavorem audientibus incussit. Ad quem cum nonnulli clericorum una cum illo qui hoc ibi opperiri iussus fuerat adcurrissent, invenerunt eum pronum atque extentum propter altare iacentem . . .

daß die Klosterbrüder im Chor der eigentlichen Kirche den Frühgottesdienst abhielten und nicht hier oben am Altare des coenaculums

Der gleiche Heilungsbericht bedient sich unterschiedslos für das coenaculum auch des Ausdrucks „superiores partes ecclesiae“[1], an sich auch schon ein Beweis, daß jener Raum nicht außerhalb der Kirche gelegen haben kann. Den geheilten Kranken führte man im Triumph „in inferiores ecclesiae partes“ hinab.[2] Von der übrigen Kirche wird also hier das coenaculum als „superiores partes ecclesiae“ unterschieden.

Die gleiche Gegenüberstellung findet sich noch in einem anderen Wunderbericht. Als Augenzeuge beginnt hier Einhart seine Erzählung: „quadam die, cum divina res ageretur, et nos in superioribus eiusdem ecclesiae locis constituti super subiectum atque in inferioribus constitutum populum intenderemus . . .“[3]. Einhart wohnt also von erhöhter Stelle, von der aus er auf das übrige Volk herabschauen kann, dem Gottesdienste bei. Es kann sich hier nur um eine Emporenanlage handeln, auf der Einhart als vornehmer Herr und Laienabt des Klosters beim Gottesdienst seinen Platz hat. Den Gedanken an lediglich einen erhöhten Sitz in der Kirche selbst schließen die Ausdrücke „in superioribus eiusdem ecclesiae locis“ und „in inferioribus“ aus. Die Wiederkehr aber ganz der gleichen Gegenüberstellung jener Ausdrücke wie oben gibt Berechtigung, den Ort, an dem Einhart sich hier während der Messe aufhielt, mit dem genannten coenaculum zu identifizieren.

Unter dem „coenaculum“ werden wir demnach eine Emporenanlage zu verstehen haben. Doch keine einfache, nach der Kirche hin offene und nur durch eine Brüstung abgeschlossene Emporbühne, wie wir sie wohl mitunter finden. Wir erinnern uns, daß hier ein Altar und Reliquien bezeugt sind. Das setzt eine gewisse kapellenartige Geschlossenheit des Raumes voraus. Der Altar muß im Osten gestanden haben, also ist eine geschlossene Ostwand anzunehmen, die nur durch Fensteröffnungen einen Blick in die Kirche gestattete. Auch daß Einhart für diesen Raum die merkwürdige Bezeichnung coenaculum wählte, scheint mir auf einen geschlossenen Raum zu deuten.

Nun zur Lage dieser Emporenkapelle. Sie ist durch die Angabe supra porticum ziemlich genau bestimmt. Wir hören, daß die Kirche nur zwei Türen besaß, die eine im Süden, die andere im Westen.[4] Nur an

[1] l. c. 252, 26 pauperem . . . ut sibi praeceptum erat, in superioribus ecclesiae partibus iuxta praedictas reliquias officii matutini tempore collocavit.

[2] l. c. 252, 38 sanum et rectum . . . in inferiores ecclesiae partes gratulabundi deduxerunt.

[3] l. c. 249, 38.

[4] l. c. 248, 18 Duo quoque ostia basilicae, quae iam clausa erant, occidentale videlicet atque australe, velut aliquo pulsante atque impellente simili modo sonuerunt.

die letztere ist natürlich zu denken. Die andere Tür ist am südlichen Seitenschiff oder Querhaus anzunehmen; durch sie betraten die Brüder von der Klausur aus die Kirche. Hier kann sich nicht die Vorhalle der Kirche befunden haben, zumal wenn wir an andrer Stelle erfahren, daß durch den porticus der Eingang in die Kirche für das Laienpublikum war.[1] Wie auch an sich schon zu vermuten ist, befanden sich porticus und Empore an der Westseite der Kirche.

Falsch wäre es, an eine zweitürmige Westfassade mit dazwischenliegender Empore, wie sie die Seligenstädter Kirche später zeigte[2], zu denken. Nichts gibt zu dieser Annahme Berechtigung, ja die Quellenangaben widersprechen ihr direkt. Wenn man sich der Abteikirche nahte, erblickte man von der Ferne ein Türmchen, in dem sich die Glocken befanden (turricula, quae signa basilicae continebat).[3] Der Ausdruck paßt nicht für ein massives westliches Turmpaar, sondern läßt nur an einen bescheidenen Turm oder Dachreiter denken. Wo dieser zu suchen ist, wird uns später beschäftigen. Jedenfalls wird es begreiflich, warum man bei Nachgrabungen vor der Westfront der Kirche nichts von einer derartigen karolingischen Turmanlage fand.[4]

Es bleiben nur zwei Möglichkeiten. Entweder, die Empore war über dem oder den ersten Langhausjochen errichtet, oder sie sprang als eine Art Vorbau selbständig vor die Westfassade der Basilika vor. Gegen die erstere Annahme, wenn sie auch auf den ersten Blick einleuchtender scheinen möchte, sprechen doch eine ganze Reihe von Gründen.

Das coenaculum lag über dem Portikus, der Portikus aber befand sich nicht innerhalb der Kirche, sondern vor deren Türe. „Invenimus pro foribus ecclesiae quendam puerum in porticu iacentem" berichtet Einhart.[5] Da, wie wir schon sahen, der Portikus das untere Geschoß der Empore bildete, so wird anzunehmen sein, daß sich die Wand mit dem Portal der Kirche unter der östlichen Abschlußmauer der Emporenkapelle befand. Denken wir uns Portikus und Empore in das Langhaus der Kirche hineingebaut, dann müßte irgendwo zwischen den Arkaden des Mittelschiffes quergestellt eine Abschlußmauer mit dem Hauptportal der Kirche gesessen haben, vermutlich in Höhe des ersten

[1] l. c. 250, 57. Aus dieser Stelle geht auch hervor, daß Einhart die Kirche durch das Westportal zu betreten pflegte.

[2] Diese Westfassade wurde erst im 11. oder 12. Jahrh. errichtet. Vgl. Schäfer a. a. O. S. 178.

[3] l. c. 254, 33. Adropinquantes autem basilicae, de iumento depositam pedibus incedere faciunt. Cumque eo loci ventum esset, ut iam turricula, quae signa basilicae continebat, ab eis conspici potuisset . . .

[4] Vgl. Schäfer a. a. O. S. 177.

[5] l. c. 250, 57.

oder zweiten Paares der Langhauspfeiler. Und als notwendige Folge ergäbe sich, daß, wenn nicht die Verschließbarkeit des Hauptportals illusorisch werden sollte, die Vorhalle seitlich gegen die westlichen Enden der Abseiten geschlossen gewesen sein oder mindestens verschließbare Türen besessen haben müßte. Diese zwingende Folgerung bringt uns aber in Konflikt mit den westlichen Langhausarkaden. Diese wie ihre Pfeiler sind noch wohlerhalten und unterscheiden sich in nichts von den übrigen Arkaden des Mittelschiffes, die, wie die Untersuchung anläßlich der in den Jahren 1868—78 vorgenommenen Restaurierung gezeigt hat, alle noch dem karolingischen Bau angehören.[1] Auch ist, soweit ich sehe, damals an den westlichen Pfeilern nirgends eine Spur der ehemaligen Portalwand, die zwischen ihnen eingespannt gewesen sein müßte, festgestellt worden, noch läßt sich heute irgend etwas beobachten, was auf das frühere Vorhandensein einer solchen schließen lassen könnte.

An der Beschaffenheit und dem Vorhandensein der zweifellos noch karolingischen westlichen Langhausarkaden scheitert die Annahme einer in die Kirche hineingebauten Emporenanlage und Vorhalle. Es bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, daß die Vorhalle, mitsamt dem coenaculum darüber, der Kirche vorgelagert war. Damit erhalten wir eine Anlage, die sehr an den von uns festgestellten Westbau von St. Alban bei Mainz erinnert, an die Westfront der Kirche angelehnt ein zweigeschossiger Bau, der zu ebener Erde die Vorhalle, im oberen Stockwerk eine geschlossene Kapelle enthielt. Und wie dort entsprach auch hier diese Vorhallenanlage aller Wahrscheinlichkeit nach nur der Breite des Mittelschiffes der eigentlichen Kirche. Hierfür haben wir einen gewissen Anhalt in den Feststellungen, die 1868 bei der Abtragung der romanischen Westfassade und Neuerrichtung des heutigen Westbaues gemacht worden sind.[2] Es fanden sich vor der Kirche die Reste eines Atriums mit einem Brunnen in der Mitte. Die Seitenmauern dieses Atriums scheinen die Seitenschiffsmauern des Langhauses nach Westen verlängert zu haben.[3] Zwischen diesen weiter nach Westen führenden Mauern trat die Außenseite der alten karolingischen Westfassade hinter den später vor sie gesetzten romanischen Türmen zutage. Je eine Tür führte hier von dem Vorhof in die Seitenschiffe der Kirche. In Seligenstadt werden noch die damals von dem Architekten angefertigten Bauzeichnungen aufbewahrt, darunter mehrere Grundrisse, die jenen Befund wiedergeben.

[1] Vgl. Schäfer a. a. O. S. 172ff.

[2] Vgl. Braden, Die Pfarrkirche zu Seligenstadt vor der Restauration im Jahre 1868, Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, 1874, S. 100ff.

[3] Vgl. Braden a. a. O. S. 111f. und 114. Braden spricht, nicht sehr deutlich, von einer Mauer, „welche sich hier anschließend der Längenachse der Kirche parallel west

Von besonderem Wert ist ein Plan des Westbaues[1], der das alte karolingische Mauerwerk der Westfassade nur von den äußeren Ecken bis dahin gehen läßt, wo die Arkadenreihen des Mittelschiffes ansetzen, es hier als ausgebrochen angibt und durch andere Farbe die weitere Fortsetzung bis zum mittleren Westportal als nicht ursprünglich andeutet. Hiernach könnten, wenn wir nicht einen Emporenbau von der Breite des ganzen Langhauses annehmen wollen, was wenig wahrscheinlich ist, da keine zweitürmige Fassade vorgelegen hat, die seitlichen Mauern des Westbaues nur etwa in Verlängerung der Langhausarkaden nach Westen vorgesprungen sein, weil bis zu dieser Stelle die Außenseite der karolingischen Westfassade noch mit dem sie bedeckenden alten Verputz ohne Spur einer abzweigenden Mauer festgestellt worden war. Erst von da ab, wo sie sich ausgebrochen zeigte, besteht die Möglichkeit, daß die Seitenmauern des westlichen Vorbaues ansetzten. Ähnlich wie in St. Alban und auch auf dem Petersberg bei Fulda möchte ich daher annehmen, daß in Seligenstadt der Westbau rechteckigen Grundriß besaß und ungefähr in der Breite des Mittelschiffes der Fassade der Kirche vorgelagert war. Das verschließbare Portal der Kirche befand sich in der Trennungsmauer zwischen Vorhalle und Langhaus, da, wo auch heute noch der westliche Haupteingang in das Innere führt. Über dieser Trennungsmauer ist die östliche Abschlußwand der Empore anzunehmen. Die Emporenanlage griff nirgends in das Langhaus über, sondern war reiner Anbau.

Notwendig erhebt sich unter diesen Umständen die Frage, in welcher Weise die Emporenkapelle im oberen Geschoß dieses Vorbaues zugänglich war. Treppen aus dem Langhaus herauf, die seitlich mündeten, sind ausgeschlossen, da, wie festgestellt, der Emporenbau völlig frei vor der Westfassade stand. Sollte in der Ostwand der Emporenkapelle ein Treppenaufgang eingemündet haben? Man braucht sich nur eine unmittelbar über den Köpfen der durch das Hauptportal eintretenden in die Höhe führende Stiege, wie man sie dann annehmen müßte, vorzustellen, um diese Vermutung zu verwerfen, abgesehen davon, daß ein in der Altarwand der Emporenkapelle mündender einziger Zugang zu dieser schon an sich nicht wahrscheinlich ist. Bleibt nur die Möglichkeit eines Treppenaufganges innerhalb des Vorbaues selbst. Für diesen und seine Lage geben uns zwar die Quellennachrichten und baulichen Reste keiner-

lich verlängerte', und erwähnt, daß auch die alten Eingänge, welche von dem Vorhof in die Seitenschiffe führten, damals festgestellt wurden. Die noch zu erwähnenden bei der Restaurierung der Kirche aufgenommenen Pläne geben je eine ausgebrochene Mauer genau in Verlängerung der Seitenschiffsmauern des Langhauses an.

[1] Signiert „Mainz im März 1865, J. Opfermann"

lei Anhalt, wir dürfen ihn uns aber vielleicht vorstellen ähnlich wie auf dem Petersberg bei Fulda den Aufgang zum oberen Geschoß des Turmes, der ja die gleichen Bedingungen erfüllt, also im Westbau selbst, seitlich neben der Vorhalle.

Auf dem Petersberg verjüngt sich der Westturm über dem Emporengeschoß und trägt oben die Glocken. In Seligenstadt hören wir, wie schon erwähnt, von einer „turricula, quae signa basilicae continebat“. Man könnte an einen Dachreiter denken, der dann über der Vierung gesessen haben müßte. Ein massiver Dachreiter, der alle Glocken des Klosters enthielt, über der nicht sehr stabilen, flachgedeckten karolingischen Vierung, die vielleicht überhaupt seitlicher Vierungsbögen entbehrte, scheint mir ausgeschlossen, auch abgesehen davon, daß wir sonst von Vierungstürmen in karolingischer Zeit bei uns in Deutschland nichts wissen. Daß die turricula mit den Glocken des Klosters über dem Westbau zu suchen ist, wird bewiesen durch die Angabe Einharts, daß der mit dem Läuten der Glocken beauftragte Kleriker während der Nacht, um sein Amt zu erfüllen, von seinem Lager im Inneren der Kirche aufstehen und die Kirchentür auf- und wieder zuschließen mußte.[1] Einen Vierungsturm schließt diese Nachricht aus, sie spricht hingegen deutlich dafür, daß sich die Glocken in dem vor dem Portal der Kirche liegenden Westbau befanden. Wie auf dem Petersberg wird sich also auch hier über der Emporenanlage ein turmartiger Aufbau zur Aufnahme der Glocken erhoben haben. Zugleich scheint mir jene Nachricht auch wiederum dafür zu sprechen, daß die Treppenaufgänge zu den oberen Geschossen des Westbaues in diesem selbst lagen, und daß vom Schiff der Kirche aus kein direkter Zugang zum Turme bestand.

Die karolingische Kirche in Seligenstadt besaß demnach aller Wahrscheinlichkeit ein Atrium mit Brunnenanlage in der Mitte, das dem Langhaus in gleicher Breite vorgelagert war. Innerhalb dieses Atriums erhob sich über dem Eingang zu dem Mittelschiff der Kirche jener zweigeschossige Westbau, der in seinem oberen Stockwerk die Emporenkapelle enthielt, und neben dem besondere Zugänge vom Atrium aus in die Seitenschiffe führten, wenn nicht diese nur 1868 bei der Niederlegung der alten Westfassade beobachteten Türen erst romanischer Zeit angehörten, als Zugang zu den damals errichteten Fassadentürmen.

---

[1] l. c. 248, 32: qui cum . . . surgeret signumque moveret completoque ante lucem eodem officio rursum dormire vellet, clausis ecclesiae foribus coram sanctis martyrum cineribus supplicandi gratia se protraxit. Diese Nachricht hat schon v. Sommerfeld, Der Westbau der Palastkapelle Karls des Großen zu Aachen. Repertorium 1906, S. 205, herangezogen, aus ihr aber fälschlich geschlossen, daß der Turm überhaupt nicht mit der Kirche in Verbindung stand.

So ergiebig wie für die westliche Emporenanlage sind die Quellennachrichten leider für die übrigen Teile der Kirche nicht. Nur zu einer Frage gestatten sie uns noch Stellung zu nehmen, der des ehemaligen Vorbandenseins oder Nichtvorhandenseins einer Krypta. Die ausgedehnte Kryptenanlage in Steinbach legt natürlich den Gedanken nahe, eine solche auch in Seligenstadt zu vermuten. Daß sie ursprünglich vorhanden war, ist auch schon verschiedentlich angenommen worden[1], zumal da ja Seligenstadt wie vordem Steinbach die Ruhestätte der beiden Märtyrer Petrus und Marcellinus bilden sollte. Indessen konnten, soweit sich bei der großen Restaurierung 1868—78 die Veränderungen am Fußboden der Kirche erstreckten, keine Anzeichen einer Kryptenanlage festgestellt werden.[2] Und aus den Nachrichten der Translatio ss. Petri et Marcellini scheint mir mit aller Deutlichkeit hervorzugehen, daß Einharts Bau keine Krypta besaß. Eine solche wird nirgends bei allen den Heilungen auch nur mit einem Wort erwähnt. Mehr noch, die Leiber der beiden Heiligen waren gar nicht in einer Krypta niedergelegt, sondern hatten im Chor der Kirche ihren Platz gefunden.[3] Sie werden „in absida basilicae" aufgestellt und bleiben dort.[4] Schranken trennen sie und den Chor vom Volk.[5] Bis zu diesen Schranken werden diejenigen herangeführt, die am Grabe der Märtyrer Heilung suchen. Vielleicht werden wir diese Schranken zwischen den westlichen Vierungspfeilern zu vermuten haben.[6] Wenn die Leiber sich aber im Chor der eigentlichen Kirche befanden, fällt auch der Hauptgrund weg, weshalb man in Seligenstadt eine Krypta annehmen zu müssen gemeint hat. Da Einharts Schrift nirgends einer Krypta gedenkt, sondern alle Heilungen sich in der eigentlichen Kirche abspielen läßt, da andererseits sich nicht die geringste Spur einer Krypta

[1] So von Schäfer a. a. O. S. 177.

[2] Vgl. Schäfer a. a. O. S. 177.

[3] Etwa um die gleiche Zeit und ebenfalls am Mittelrhein finden Heiligenleiber ihre Aufstellung nicht in einer Krypta, sondern am Altar der oberen Kirche 835 in Frauenberg bei Fulda (Rudolfi Miracula Sanctorum ... SS XV, 332).

[4] l. c. 245, 16. Postridie vero sacra beatorum martyrum corpora, novo loculo recondita, in absida basilicae locavimus et, sicut in Francia mos est, superposito ligneo culmine, linteis ac sericis palliis ornandi gratia conteximus. Adponentes altare ac duo vexilla dominicae passionis, quae in via feretrum praecedere solebant, hinc atque inde erigentes, locum illum divinis officiis celebrandis pro modulo paupertatis nostrae idoneum atque aptum facere curavimus. Vgl. auch 253, 24.

[5] Sie werden häufig genannt, so 250, 59. Et ille misericordia motus sustulit eum et in ecclesia iuxta cancellos iacere fecit. 251, 14: Intravit tandem et coram nobis iuxta cancellos quasi ad dormiendum procubuit. 254, 11: Sed tandem ab eisdem tunc ad basilicam martyrum adducta et tempore nocturnalis officii iuxta cancellos posita ....

[6] In Steinbach haben sich an der gleichen Stelle die deutlichen Spuren ehemaliger Chorschranken erhalten.

bei der Restaurierung der Kirche hat nachweisen lassen wollen, werden wir mit völliger Sicherheit das ehemalige Vorhandensein einer solchen bestreiten dürfen.

D STEINBACH

Unwillkürlich blickt man nach den bisherigen Feststellungen nach Steinbach, der Vorgängerin Seligenstadts, ob sich auch dort ein ähnlicher zweigeschossiger Westbau, wie wir ihn nun schon an mehreren karolingischen Bauten im Gebiet des Mittelrheins nachgewiesen haben, findet. Man ist versucht, wenn Einhart in Seligenstadt eine besondere Loge im Westen der Kirche besaß, von der aus er dem Gottesdienst beizuwohnen pflegte, eine entsprechende Anlage auch schon in Steinbach zu vermuten. Auch die Analogie mit anderen Herrenkirchen, für die eine westliche Empore als die Regel gelten kann, würde für diese Annahme sprechen.

Mit völliger Sicherheit nachzuweisen ist eine Emporenkapelle in Steinbach nicht mehr. Sie könnte nur wie auf dem Petersberg, in St. Alban und in Seligenstadt im Westen vor der Front der Kirche gelegen haben, da das Langhaus selbst keine Spur eines westlichen Einbaues zeigt. Es wurden westlich vor der Kirche, bei der genauen Untersuchung des Baues durch Adamy[1], die Fundamente eines Atriums und einer Vorhallenanlage nachgewiesen. Die Seitenmauern des Atriums bildeten die Verlängerung der äußeren Langhauswände. Als eigentliche Vorhalle muß der rechteckige, etwas über die ihn seitlich umgebenden Nebenräume vorspringende Bau vor der Mitte der Westfront gedient haben. Er ist etwas schmäler als das Mittelschiff der Kirche. Der bauliche Befund bietet nichts, was die Annahme ursprünglicher Zweigeschossigkeit dieses mittleren Westbaues ausschlösse. Leider wurde bei der Umgestaltung der Vorhalle in romanischer Zeit die ehemalige westliche Abschlußmauer des Mittelschiffes[2] bis zum Boden abgetragen, so daß sich nicht mehr feststellen läßt, ob sie einst Anzeichen einer Mehrgeschossigkeit des Westbaues und eines geschlossenen Kapellenraumes in dessen oberem Stockwerk aufwies. Auch von den seitlichen Mauern des ursprünglichen Mittelbaues vor der Westfront der Kirche hat sich nichts mehr über der Erde erhalten. So bleiben uns nur allgemeine Erwägungen und die Analogie mit Seligenstadt zur Begründung der An-

[1] Vgl. Adamy, Die Einhard-Basilika zu Steinbach im Odenwald. Darmstadt 1885.
[2] In den Fundamenten wurde sie von Adamy noch nachgewiesen.

nahme eines zweigeschossigen mittleren Westbaues, der unten die Vorhalle, im oberen Stockwerk eine Emporenkapelle enthielt.[1]

Insofern würde die Anlage allerdings von dem Typus Petersberg abweichen, als im Grundriß die schmalen Nebenräume des Erdgeschosses fehlen, die dort den Treppenaufgang zum oberen Stockwerk enthalten.[2] Vielleicht waren die Treppenaufgänge ursprünglich irgendwie in den beiden, hier freilich recht umfangreichen Seitenräumen der Vorhalle angebracht; feststellen lassen sie sich nicht mehr und müssen Hypothese bleiben. Diese beiden seitlichen Anbauten an die mittlere Vorhalle in ihrer Ausdehnung bis zu der Verlängerung der äußeren Mauern der Nebenschiffe lassen den Grundriß der Westanlage hier wesentlich anders erscheinen als auf dem Petersberg und wohl auch in St. Alban bei Mainz. Der Grund dieser Verschiedenheit wird in dem Vorhandensein des Atriums zu erblicken sein, das Veranlassung gab, auch dem Westbau und seinen Nebenräumen die ganze Breite der Langhausfront zuzuweisen. Mit Recht hat man für diesen von Hallen umgebenen Vorhof auf das Vorbild altchristlicher Anlagen in Rom hingewiesen, die Einhart sich sicher zum Muster genommen hat, wie ja auch Steinbach am Mittelrhein eines der frühesten Beispiele des wohl aus Rom entlehnten Basilikengrundrisses mit vorspringendem Querhaus und halbrunden Apsiden ist.[3] Bot Steinbach eine Verbindung des altchristlichen Atriums und des in jenen Gegenden um diese Zeit häufigen Westbaues, der im Erdgeschoß die Vorhalle, im oberen Stockwerk eine geschlossene Emporenkapelle enthielt? In Steinbach selbst läßt sich die Frage nicht mehr entscheiden, Seligenstadt wirft aber vielleicht einiges Licht auf die Verhältnisse, wie sie auch hier einst vorlagen.

In Seligenstadt haben wir tatsächlich eine solche Verschmelzung des altchristlichen Atriums mit dem einheimischen Typus des Westbaues. Die Umfassungsmauern des Atriums und der Brunnen in dessen Mitte sind bei den Grabungen in den sechziger Jahren des 19. Jahrh. festgestellt worden. Die Quellennachrichten erweisen mit Sicherheit das ehemalige Vorhandensein eines Westbaues mit Vorhalle und Emporenkapelle

---

[1] Wir hätten uns auf der von Adamy (a. a. O. S. 23) rekonstruierten Ansicht der Kirche den vorspringenden mittleren Teil des Westbaues um ein Geschoß erhöht und oben vielleicht turmartig endigend vorzustellen.

[2] Bei einem oberflächlichen Blick auf den von Adamy veröffentlichten Grundriß (a. a. O. Tafel II) könnte man allerdings versucht sein, Adamys Interpretation der verschiedenen Mauerzüge anzuzweifeln und aus den nachgewiesenen Mauerzügen einen Westbau von ähnlichem Grundriß wie den des Petersberges herauszulesen. Auch ich neigte ursprünglich zu dieser Annahme, mußte mich aber bei gründlicher Untersuchung des Bauwerkes von der Richtigkeit des von Adamy festgestellten Befundes überzeugen.

[3] Vgl. unten S. 138.

vor der Mitte der Westfront. Das Grundrißschema dieser Anlage könnte ganz ähnlich ausgesehen haben wie in Steinbach die vor der Westfront der Kirche zutage getretenen Fundamente. Aus den oben angeführten Gründen halte ich auch in Steinbach Doppelgeschossigkeit des mittleren Westbaues für wahrscheinlich und glaube, daß schon hier die Verbindung von altchristlichem Atrium und zweistöckigem Westbau vollzogen war, wie sie in Seligenstadt tatsächlich bestand.

E. ZUR FRAGE DER HERKUNFT DIESES WESTBAUTYPUS

Eines der wichtigsten Probleme der frühmittelalterlichen Architekturgeschichte für jene mittelrheinischen Gegenden scheint mir das Aufkommen der zweitürmigen Westfassade zu bilden. In Lorsch sind „turres cum porticibus" schon für den karolingischen Bau der Nazariuskirche wahrscheinlich.[1] 976 werden mehrere Türme an der Stiftskirche zu Aschaffenburg erwähnt.[2] In den Fundamenten festgestellt ist die merkwürdige Westturmanlage der 852 geweihten Salvatorkirche in Frankfurt a. M.[3]

Einen ganz anderen Westbautypus haben wir hier an einer Reihe von karolingischen Bauten im Gebiete des Mittelrheins nachgewiesen, auf dem Petersberg und dem Frauenberg bei Fulda, in Seligenstadt und St. Alban bei Mainz und höchstwahrscheinlich auch an der Einhartsbasilika zu Steinbach im Odenwald. Eigentümlich ist diesen Westbauten, daß sie als zweigeschossige Anbauten vor der Mitte der Westfront des Langhauses liegen, meist in ihrer Breite ungefähr dem Mittelschiff der Kirche entsprechend. Bei einigen läßt sich feststellen, daß der Oberbau als Glockenturm gebildet war.[4] Ob dies für alle anzunehmen ist, muß dahingestellt bleiben.

Über die Frage der Herkunft dieses Westbautypus scheint sich mir bis jetzt nur wenig mit einiger Sicherheit aussagen zu lassen. Wenn wir nur erst sein Verbreitungsgebiet kennten! Wir haben ihn oben nur am Mittelrhein nachgewiesen. Außerhalb dieses Gebietes besitzt, soweit ich sehe, unter den bislang bekannten karolingischen Bauten nur Aachen einen Westbau ungefähr des gleichen Typus. Auch er ist rechteckig im

[1] Das Chronicon Laureshamense erwähnt sie (SS XXI, 422, 14) anläßlich des Brandes von 1090 der den karolingischen Bau zerstörte

[2] Protokoll der von Willigis 976 in Mainz abgehaltenen Synode, Guden, Codex diplomaticus exhibens anecdota Moguntiaca I, S 353 Ein Aschaffenburger Kanoniker war von Klerikern und Laien in turribus ecclesie belagert worden

[3] Vgl Deutsche Bauzeitung 1892

[4] Petersberg und wohl auch Frauenberg und Seligenstadt

Grundriß und enthält im Erdgeschoß die Vorhalle. Der tonnengewölbte Raum im oberen Stockwerk bildete wahrscheinlich das Oratorium des Kaisers.[1] Darüber erhebt sich ähnlich wie auf dem Petersberg ein drittes Geschoß zur Aufnahme der Glocken. Als Unterschied gegenüber dem Petersberg ist aber zu betonen, daß in Aachen die Treppenaufgänge in runden, seitlichen Treppentürmen angebracht waren. Wir können leider nicht mehr feststellen, ob sich nirgends an den von uns nur auf Grund chronikalischer Nachrichten nachgewiesenen karolingischen Westbauten am Mittelrhein die gleiche Anordnung fand, oder ob sie alle auch hierin dem Typus Petersberg folgten. Charakteristisch bleibt, daß während am Niederrhein und im Gebiet der Maas der dreiteilige Westbau bestehend aus einem rechteckigen mittleren Kern und seitlichen runden Treppentürmen, so wie ihn Aachen zeigt, auf lange hinaus die Regel bleibt, am Mittelrhein nirgends derartige Westturmanlagen in der folgenden Zeit begegnen. Erst weitere Forschungen werden hier Klarheit schaffen.

Die Frage nach der Herkunft dieses Westbautypus hängt eng mit der nach seinem Verbreitungsgebiet zusammen und wird vielleicht erst nach deren Lösung ausreichende Beantwortung finden können. Auf einige Tatsachen möchte ich indessen schon hier aufmerksam machen. In St. Ricquier führte nach der Neuerbauung der Klosterkirche durch Angilbert in das Atrium je ein Tor, im Norden, Süden und Westen, über dem sich eine Kapelle befand, die einem der Erzengel geweiht war.[2] Es muß sich also um turmartige Torbauten gehandelt haben, die wohl zugleich einen Aufgang enthielten zu der Kapelle in ihrem oberen Geschoß. Die ganze Anlage könnte an unsere mittelrheinischen Kapellenbauten erinnern, und es ist auch zu beachten, daß dort auf dem Frauenberg bei Fulda und in St. Alban das Patronat des Erzengels Michael für die Kapelle im oberen Stockwerk bezeugt ist, während wir in den anderen Fällen nicht wissen, wem deren Altar geweiht war. Turmkapellen sind aber bis hoch ins Mittelalter hinein in der Regel dem Patronat des hl. Michael unterstellt. Eine dem Erzengel geweihte Kirche „quae in modum turris quadrifidae in ingressu monasterii altissime aedificata est", besaß auch Glanfeuil in fränkischer Zeit.[3] Hier muß es noch dahingestellt bleiben, ob an einen Vorhallenturm vor der Klosterkirche oder an einen Turm über dem Eingang zum Klosterbezirk zu denken ist. In Reims bestand über der Porta Basilicaris ein „oratorium in honore sancti Michaelis archangeli". Den Namen der Porta leitet der Chronist daraus ab: „quod basilicis in giro sui dispositis habundaverit, vel quod suntibus ad

[1] Vgl. Dehio, Handbuch V, S. 3

[2] Vgl. Effmann, Centula S. 85 ff.

[3] Vita s. Mauri AA. SS. Boll. 15. Jan. I, S. 1047

8*

basilicas in vico sancti Remigii sitas pervia fuerit".[1] Demnach wird an einen selbständigen Torbau zu denken sein, den nach der Angabe der Quelle schon Remigius errichtet haben soll. Für das zehnte Jahrhundert erwähnen die Miracula sancti Oudalrici an St. Afra in Augsburg ein Tor „cui capella sancti Michaelis est superposita".[2] Zwischen derartigen Torbauten und den doppelgeschossigen Vorhallenanlagen unseres Typus scheint mir kein wesentlicher Unterschied zu bestehen. Sind diese vielleicht als vor die Front der Kirche gesetzte Torbauten, wie sie genau so auch selbständig vorkamen, zu verstehen?

Die Reste eines solchen karolingischen Torbaues am Mittelrhein könnten unter Umständen diese Hypothese bestätigen. Bei St. Alban wurden durch die letzten Grabungen nördlich von der Kirche die Fundamente einer in den Klosterbezirk führenden Toranlage festgestellt.[3] Mauertechnik und Material erwiesen diesen Bau als karolingisch und gleichzeitig mit der Kirche. Leider konnte die Untersuchung nicht so gründlich durchgeführt werden, wie man wohl gewünscht hätte.[4] Der Grundriß zeigt ein Rechteck, das durch Quermauern in der Richtung der Durchfahrt in einen breiteren mittleren und zwei schmälere seitliche Räume geteilt wird. Auffallen muß die ganz außerordentliche Stärke der Mauern. Sie findet ihre Erklärung darin, daß der Bau einst einen mehrstöckigen Torturm bildete. Auf einer noch nicht veröffentlichten alten Ansicht (Kopf eines Kalenders auf das Jahr 1565, Holzschnitt von Behem), auf die mich Herr Professor Neeb aufmerksam machte, ist er deutlich noch als solcher gezeichnet und öffnet sich in einem einzigen großen Rundbogenportal nach außen. Die Dicke der Fundamente beweist, daß nicht an eine nachträgliche Erhöhung zu denken ist, sondern daß von Anfang an Mehrstöckigkeit geplant war. Von der bekannten Lorscher Torhalle unterscheidet sich dieser Bau sowohl durch die Mehrgeschossigkeit wie durch die unter sich verschiedene Breite der Räume zu ebener Erde. Nach der Behemschen Ansicht wäre zu schließen, daß nur der mittlere Raum den eigentlichen Portaldurchgang bildete, an den zutage getretenen Resten ließ sich hierüber keine Feststellung mehr machen. Auf Grund der Schmalheit der Nebenräume, der Tatsache, daß diese wahrscheinlich gar nicht als Tordurchgänge gebildet waren, und der

[1] Flodoard, Historia Remensis ecclesiae SS. XIII, 460, 19. Flodoard folgt hier einer älteren Vita s. Remigii.

[2] SS. IV, 421, 8.

[3] Vgl. Mainzer Ztschr. 1911. S. 144f.

[4] Nähere Mitteilungen über den damals zutage getretenen Befund verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Professor Neeb, des Leiters der Ausgrabungen, dem auch an dieser Stelle mein herzlichster Dank ausgesprochen sei.

Mehrstöckigkeit der ganzen Anlage möchte ich die Vermutung wagen, daß wir hier einen Torbau von ähnlichem Typus wie die von uns festgestellten Vorhallenanlagen mittelrheinischer Kirchen vor uns haben, dessen schmale Seitenräume vielleicht einst die Treppenaufgänge zum oberen Geschoß enthielten; einen Bau also von ganz ähnlichem Grundriß wie der heute noch bestehende Westturm der Kirche auf dem Petersberg bei Fulda und im Prinzip den erwähnten Torbauten in St. Ricquier und Glanfeuil entsprechend. Wir müssen auf das Bekanntwerden weiterer karolingischer Westbauten und Portalanlagen warten, von denen vielleicht eine Bekräftigung dieser Hypothese zu erhoffen ist.

XI.

DIE KAROLINGISCHE KLOSTERKIRCHE ZU SCHLÜCHTERN[1])

Die Kirche der bis in karolingische Zeit zurückreichenden Abtei Schlüchtern[2] ist leider nur in schändlicher Verstümmelung auf uns gekommen. Der heutige Bau birgt Teile aus den verschiedensten Epochen, im Westen Reste der frühromanischen Anlage, das in Wohn- und Lehrräume eines Seminars umgewandelte Schiff gehört seinen Formen nach dem fünfzehnten Jahrhundert an, der Chor ist im Kern spätromanisch und ebenso die nordlich an ihn angebaute Andreaskapelle.

Das meiste Interesse beansprucht die Kryptenanlage unter dem Chor, auch sie bedauerlicherweise noch immer in traurigem Zustand der Verwahrlosung.[3] Man kann zwei Teile in ihr unterscheiden. Nicht ursprünglich ist der rechteckige östliche Raum. Er ist von einem rundbogigen Tonnengewölbe überspannt, das im Osten nachträglich verkürzt worden ist. Die heutige östliche Abschlußwand mit der Zugangstür ist ersichtlich erst in neuerer Zeit eingezogen worden, deutlich läßt sich noch erkennen, daß dieser Kryptenraum und mit ihm auch der Chor der oberen Kirche sich einst noch weiter nach Osten erstreckt haben muß.[4] Das

[1] Vgl. Taf. IV Abb. 8.

[2] Im obern Tal der Kinzig nahe bei Elm, Kreishauptstadt im Reg.-Bez. Cassel.

[3] Während v. Dehn-Rotfelser „Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel" sie kaum erwähnt, hat schon Holtmeyer „Altchristliche Kultstätten in Kurhessen", Kalender „Hessenkunst" 1908 S. 7, auf sie als eines der ältesten Denkmäler der Gegend aufmerksam gemacht.

[4] Nach älteren Nachrichten (vgl. den im übrigen belanglosen Aufsatz von Cauer „Die Klosterkirche in Schlüchtern" in „Unsere Heimat", Mitteilungen des Heimatbundes im Kreise Schlüchtern, 5. Jahrg. S. 4) scheint ein ehemaliger polygonaler Chor

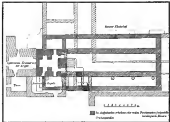


Abb. 11. Schlüchtern. Grundriß der karolingischen Klosterkirche.

solide Quaderwerk, der attische Sockel, der sich auf der Südseite erhalten hat, die Reste profilierter Lisenen und des sie verbindenden Rundbogenfrieses, die Form der beiden rundbogigen Fenster und die Gewölbetechnik kennzeichnen diesen östlichen Kryptenraum als Werk des ausgehenden zwölften Jahrhunderts.

Bedeutend älter müssen die westlichen Teile der Krypta sein. Zunächst läßt sich ein etwas über 2 m breiter, in westöstlicher Richtung verlaufender Gang unterscheiden, der an seinen Seiten in symmetrischer Anordnung je eine rechteckige Nische von 1 m Tiefe besitzt.[1] Gang und Nischen sind von sich durchdringenden, rundbogigen Tonnengewölben überdeckt.[2] Ein gleichfalls tonnengewölbter, etwas schmalerer Quergang schließt diesen östlichen Teil der älteren Krypta im Westen

schluß anzunehmen. Ich vermag hier die Frage der ursprünglichen Gestalt des spätromanischen Chorschlusses nicht nachzuprüfen, für unseren Zweck kann sie außer Betracht bleiben.

[1] Die nördliche Nische hat sich in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten, die südliche ist, wie sich noch beobachten läßt, nachträglich in ihrem untereren Teil bis zu etwa 70 cm Höhe bankartig mit Mauerwerk zugesetzt worden.

[2] Der Scheitel des Tonnengewölbes liegt ca. 2,30 m über dem heutigen Niveau der Krypta.

ab. Er zeigte in seiner Fortsetzung im Süden und Norden vermauerte, niedrigere Gänge und ebenso in seiner Westwand möglicherweise Spuren nachträglich zugesetzter Stollen. Aufschluß über die ursprüngliche Gestalt und Ausdehnung der Kryptenanlage konnte nur durch Ausräumen der vermauerten Gänge und Grabungen an geeigneten Stellen gewonnen werden.[1]

Eine gerade Wand schloß den älteren Teil der Krypta ursprünglich im Osten ab. Bei der Erweiterung der Krypta in spätromanischer Zeit hat man diese östliche Abschlußmauer durchschlagen und Seitenwände und Gewölbe des Ganges in schräger Erweiterung an den neu errichteten östlichen Kryptenraum angeschlossen.[2] Die Fundamente der ausgebrochenen Mauer konnten im Boden festgestellt werden (Breite 84 cm).[3] Auch am aufgehenden Mauerwerk läßt sich noch ihr ehemaliges Vorhandensein beobachten.[4] Als ursprünglicher Zustand ergiebt sich somit ein tonnengewölbter Gang, der im Osten in drei kreuzförmig angeordneten rechteckigen Nischen endete.

Für die Rekonstruierung der äußeren Gestalt des Chores war durch die Feststellung jener geraden östlichen Abschlußmauer ein wichtiger Anhalt gewonnen. Sie deutete auf einen rechteckigen Chorschluß ohne Apside. Nächste Aufgabe mußte es sein, außen an der Kirche die beiden östlichen Ecken dieses Chores festzustellen. Eine Grabung auf der Südseite des Chores, in dem Winkel, den, wie unser Plan zeigt, hier

---

[1] Ich konnte diese Untersuchungen im März 1914 vornehmen. Es ist mir freudige Pflicht, Herrn Seminardirektor Kolbe auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank abzustatten für das überaus freundliche Entgegenkommen, durch das er meine Bemühungen unterstützte und sie überhaupt erst möglich machte.

[2] Schon Holtmeyer (a. a. O. S. 7) hat dies beobachtet.

[3] In die Breite ist der, wie wir sehen werden, überall das Außenmauerwerk des karolingischen Chores umziehende Fundamentabsatz mit einzurechnen. Die Mauer war ausgebrochen bis 55 cm unter dem heutigen Niveau der Krypta, die Fundamentsohle lag in einer Tiefe von 75 cm. Vor diese ältere Mauer war später eine die beiden Halbpfeiler des westlichen Gurtbogens des spätromanischen östlichen Kryptenraumes verbindende Mauer vorgelegt.

[4] Ein deutlich wahrnehmbarer Spalt zieht sich quer über das Gewölbe und läßt erkennen, daß es an dieser Stelle ausgebrochen worden, unten hingegen, an den senkrechten Teilen der Seitenmauern, setzen sich die Steinlagen, wenn auch ohne eine regelmäßige Mauerfläche zu bilden, noch weiter nach Osten fort. Beide Erscheinungen zusammengenommen beweisen, daß hier einst die Westseite der ehemaligen östlichen Abschlußmauer gesessen haben muß, die nachträglich ausgebrochen wurde. Andererseits läßt sich beobachten, daß der westliche Querbogen des spätromanischen Kryptenraumes ohne Verband vor die Außenseite der dann durchgebrochenen östlichen Abschlußmauer der alten Krypta gesetzt ist. So läßt sich auch am aufgehenden Mauerwerk noch Lage und Dicke der aufgehenden Teile der einstigen Ostmauer der Krypta erkennen.

der Chor und der anstoßende Ostflügel der ehemaligen Klausur bilden, hatte folgendes Ergebnis[1]: 1,80 m von jener Ecke entfernt trat das Südosteck des karolingischen Chores zutage, deutlich als solches erkennbar. Das Mauerwerk glich demjenigen der Krypta. Die von Westen kommende karolingische Mauer bog hier im rechten Winkel nach Norden um und mußte, wie die Einmessung auf dem Grundriß ergab, mit der innen in der Krypta festgestellten ehemaligen östlichen Abschlußmauer identisch sein. Die Mauern des spätromanischen Chores waren vor die Südostecke des karolingischen Baues vorgesetzt, und zwar so, daß, wie auch am aufgehenden Mauerwerk außen noch zu erkennen ist[2], hier ein ähnlicher Anbau der noch bestehenden Andreaskapelle auf der Nordseite des Chores entsprochen haben muß.[3] Das karolingische Mauerwerk war an dieser Stelle nur noch bis zu einer Höhe von etwa 10 cm unter dem heutigen Niveau erhalten, darüber wurde es von schlechtem Flickmauerwerk späterer Zeiten abgelöst.[4] Die karolingische Fundamentsohle liegt 1,25 m unter dem jetzigen Niveau. 65 cm unter dem heutigen Niveau weist die Mauer einen Vorsprung von 20 cm auf. Über diesem Fundamentabsatz setzt das regelmäßig aufgeführte aufgehende Mauerwerk ein, von dem noch vier Lagen erhalten sind.

Diesem Südosteck des karolingischen Chores muß ein nördliches entsprochen haben. Dieses wurde innen in der Andreaskapelle nach Entfernung des Verputzes sichtbar. Genau an der gleichen Stelle wie auf der Südseite des Chores fand sich eine senkrechte Mauerfuge, die deutlich erkennen ließ, daß hier die von Westen kommende ältere Mauer nach Süden umbog und jüngeres Mauerwerk in ihrer Verlängerung vor sie gesetzt worden ist. In der gleichen Höhe wie drüben weist die karolingische Mauer den Fundamentabsatz auf.[5] Hier im Norden hat sich

[1] Sämtliche während der Grabungen gemachten Aufnahmen und Pläne sind im Seminar zu Schlüchtern deponiert worden. Ein glücklicher Zufall führte gerade in den letzten Tagen der Grabung Herrn Direktorialassistenten Welcker aus Frankfurt a. M. nach Schlüchtern und ermöglichte so die Nachprüfung des ganzen Befundes durch diesen.

[2] Wie auf der Nordseite des Chores (im Turm) findet sich hier an der Stelle, wo die Ostmauer des Anbaues abzweigte, eine Lisene. Daran, daß sie nur auf der einen Seite profiliert ist, läßt sie das einstige Abzweigen einer Quermauer noch erkennen. Beiderseitige Profilierung setzt an dem Punkt ein, wo jener Anbau sein oberes Ende fand und die Lisene frei wurde.

[3] Auf dem hier veröffentlichten Plan sind diese spätromanischen Mauerzüge, deren Fundamente festgestellt wurden, nicht eingezeichnet.

[4] Wie weit dieses geht und welche Bedeutung ihm zukommt, wäre erst nach Entfernung des Verputzes auf der Südseite des Chores festzustellen.

[5] Er ist vor der Ostseite noch erkennbar. Auf der Nordseite des mittleren Chores, soweit dessen einstige Außenmauer reicht, ist der Fundamentabsatz abgeschlagen wor-

aber das karolingische Mauerwerk nicht nur in wenigen Schichten erhalten, es läßt sich stellenweise, und gerade an jenem Nordosteck, bis zu dem Gewölbe der Andreaskapelle, also bis zu einer Höhe von etwa 2,50 m über dem Fundamentabsatz verfolgen. Die Schildbögen und der sie tragende Wandpfeiler der Andreaskapelle sind nachträglich vor die ehemalige Außenmauer des mittleren Raumes der karolingischen Krypta gesetzt, die sich als Südwand der Andreaskapelle erhalten hat.

Somit wäre ein beträchtlicher Teil der einstigen Außenmauern des karolingischen Chores festgestellt. Sie zeigen das gleiche Mauerwerk aus ziemlich regelmäßig geschichteten Kalk- und Basaltbruchsteinen, wie man sie in der Gegend findet, das wir aus der Krypta kennen. Aus demselben Material, nur zum Teil unter Verwendung einzelner etwas größerer Steine, sind auch die Ecken gebildet; es fehlen besondere Eckquadern.[1]

Nun wurde innen in der Krypta mit dem Ausräumen der vermauerten Gänge begonnen. Der nördliche Querstollen konnte bis in die Andreaskapelle durchgebrochen werden und trat hier als sorgfältig gemauerter rundbogiger Durchgang zutage. Der nach Süden führende Gang ließ sich nicht vollständig ausräumen, da er in einem der Lehrräume des Seminars gemündet hätte, er konnte nur 1,30 m weit verfolgt werden. Die Länge der beiden Querstollen entspricht der Dicke der Seitenmauern des karolingischen Chores.[2] Sie besitzen eine Breite von 80—85 cm und sind von rundbogigen Tonnengewölben überdeckt, deren Scheitel etwa 38 cm niedriger liegt als derjenige der Gewölbe des mittleren Querraumes und des von Osten nach Westen gerichteten Teiles der alten Krypta.

Wohin führten diese beiden Gänge ursprünglich? Daß sie ins Freie gemündet hätten, war kaum anzunehmen, auch war ihr Austritt aus der Seitenmauer des Chores mitnichten tür- oder fensterartig gebildet.[3] Ihr Vorhandensein schien mit ziemlicher Sicherheit auf ehemalige seitliche

---

den, als es sich bei der Errichtung der Andreaskapelle darum handelte, für deren Innenwand eine glatte Mauerfläche zu erhalten. Die so zunächst entstehenden Löcher und Unebenheiten füllte man mit Ziegelmaterial aus. So kommt es, daß innen in der Andreaskapelle das regelmäßige karolingische Mauerwerk erst über dem einstigen Fundamentabsatz der karolingischen Außenmauern des mittleren Chores sichtbar wird.

[1] Nur als erster Stein über dem Niveau findet sich außen am Nordosteck des mittleren Chores ein größerer Sandsteinquader.

[2] Daß der südliche Gang nach 1,35 m noch nicht sein Ende erreicht, während der nördliche nur eine Länge von 1,30 m besitzt, beweist, daß die südliche Seitenmauer des karolingischen Chores etwas dicker war als die nördliche.

[3] Könnten die beiden Gänge nicht nachträglich gebrochen worden und die Krypta ursprünglich nur einschiffig gewesen sein? Die Frage mußte man sich wenigstens vorlegen. Ein unregelmäßiger Mauerspalt neben der Mündung des nördlichen Ganges in die Andreaskapelle könnte in dieser Vermutung bestärken. Zwei Tatsachen scheinen

Nebenräume des Chores schließen zu lassen. Von diesen selbst ist über der Erde nichts mehr vorhanden, eine Grabung in der Andreaskapelle konnte aber die Grundmauern des nördlichen noch vollständig aufdecken. Parallel mit der nördlichen Seitenmauer des mittleren Kryptenraumes zog sich eine Mauer von 0,80 m Breite, die dann im rechten Winkel nach Süden umbog.[1] Das so entstehende Eck war innen wie außen im Verband gemauert. Die östliche Mauer band ihrerseits wieder in die nördliche Seitenmauer des mittleren Chores ein.[2] Es entstand so auf der Nordseite des Chores ein rechteckiger Nebenchor. Nachträglich hat man diesen nach Osten verlängert und seine östliche Abschlußwand in gleiche Flucht mit derjenigen des mittleren Chores gebracht.[3] Bei der Errichtung der Andreaskapelle war dann der Nebenchor beseitigt, seine Mauern

mir aber mit volliger Bestimmtheit zu beweisen, daß, wie noch auszuführen sein wird, die Krypta von Anfang an zwei seitliche Nebenräume besaß, in die diese Gänge führten und daß die beiden Gänge nicht erst nachträglich angelegt worden sind.

1) Wie wir noch sehen werden, stand die östliche Abschlußmauer des nördlichen Nebenchores mit der Nordmauer der mittleren Krypta im Verband.

2). Während, wie schon erwähnt, an dem einst frei nach Osten vorspringenden Teil der nördlichen Seitenmauer des mittleren Chores deutlich noch sich der alte Fundamentabsatz feststellen läßt und diesen Teil als einstige Außenmauer charakterisiert, fehlt westlich von dem Einbinden der östlichen Abschlußmauer des einstigen Nebenchores jede Spur eines Fundamentabsatzes, vom Boden an findet sich wie innen in den erhaltenen Teilen der Krypta schlichtes aufgehendes karolingisches Mauerwerk. Der erwähnte Sprung kann also nur in nachträglicher teilweiser Senkung der Fundamente seinen Grund haben.

[1] Dieser östliche Teil der Mauer besitzt nur eine Breite von 0,70 m.

[2] Am aufgehenden Mauerwerk in der Kapelle kann dies heute nicht mehr festgestellt werden, da gerade an dieser Stelle später ein Fenster gebrochen worden und über diesem das Mauerwerk nicht mehr karolingischer Zeit angehört. Das Einbinden der Mauer läßt sich nur noch an den Fundamenten beobachten. Daß jenes Fenster nicht ursprünglich ist, wird schon dadurch dargetan, daß es gerade an der Stelle sitzt, wo hier, wie die Fundamente beweisen, einst die östliche Abschlußmauer des nördlichen Nebenchores abzweigte. Auch zeigt das Fenster in seiner ganzen Anlage, daß es bereits dem dicht neben ihm sitzenden Wandpfeiler der Andreaskapelle Rechnung trug. Schließlich scheinen auch seine Formen auf spätere Entstehung zu weisen.

Zum Teil war die östliche Abschlußmauer des Nebenchores an dieser Stelle, wo sie auf die nördliche Seitenmauer der mittleren Krypta traf, ausgebrochen, um der Fundamentierung des mittleren Wandpfeilers der spätromanischen Kapelle Platz zu machen.

[3] In den Fundamenten trat vor dem Nordosteck des Nebenchores eine diesem nachträglich vorgesetzte und deutlich durch eine durchgehende Fuge von ihm geschiedene Mauer west-östlicher Richtung zutage. Diese war überdies von größerer Breite und sprang seitlich etwas vor. In Höhe der Ostmauer des mittleren Chores bog sie nach Norden um (Verband) und lief gegen das Nordosteck des mittleren Chores, doch ohne mit diesem verbunden zu sein, wie ja auch am aufgehenden Mauerwerk noch heute zu beobachten ist, daß dieses Eck ursprünglich als freies, selbständiges Eck aufgeführt worden ist.

samt denen der späteren Erweiterung bis auf die Fundamente abgebrochen worden.

Betrachtet man den Grundriß der ganzen Klosteranlage, so muß es auffallen, daß gerade an der Stelle, an der wir hier das Abzweigen der östlichen Abschlußmauer des nördlichen Nebenchores festgestellt hatten, im Süden die Ostmauer des östlichen Flügels der den einstigen Kreuzgang umgebenden Gebäude[1] auf den karolingischen Chor traf. Wenn nicht auch schon an und für sich alle Wahrscheinlichkeit für eine symmetrische Gestalt der alten Kryptenanlage spräche, würde allein der dem nördlichen Stollen entsprechende, von dem westlichen Querraum der Krypta nach Süden führende Gang genügen, um zu beweisen, daß einst auch ein südlicher Nebenraum der Krypta vorhanden gewesen sein muß, in den jener Gang führte. In dem Winkel zwischen Ostflügel der Klostergebäude und Südseite des Chores war, wie bereits erwähnt, gegraben worden. Die Ostmauer des Klostergebäudes steht nicht, wie vielleicht zu vermuten gewesen wäre, auf den Resten einer karolingischen Mauer. Sie ist selbständig fundamentiert, und ihr Fundament geht in beträchtlich größere Tiefe hinab als an der gleichen Stelle dasjenige der Südmauer des karolingischen mittleren Chores. Dagegen ließ dessen Mauerwerk die Möglichkeit zu, daß hier einst eine mit ihm verbundene, später beseitigte Mauer nach Süden abzweigte, an deren Stelle die Ostmauer der Klostergebäude getreten ist. Nach der Lage des Stollens muß die einstige östliche Abschlußmauer des südlichen Nebenchores etwa an diesem Punkt gelegen haben, und das genaue Sichentsprechen der Lage der mittelalterlichen Klausurmauer und der im Norden freigelegten östlichen Abschlußmauer des dortigen Nebenchors scheint nicht zufällig. Einen Beweis dafür, daß tatsächlich hier ursprünglich ein dem nördlichen entprechender Nebenchor ansetzte, werden wir später in den Feststellungen im Inneren des Klosterhofes finden.

Es fehlt uns noch der westliche Abschluß der beiden seitlichen Kryptenräume. Im Inneren der Andreaskapelle konnte die Seitenmauer des nördlichen Nebenchores in gerader Flucht bis zur Westwand der Kapelle verfolgt werden[2]. Sie muß unter dieser im rechten Winkel nach Süden umgebogen und wieder auf die nördliche Seitenmauer der mittleren Krypta gestoßen sein, so daß also der Nebenchor nach Westen die gleiche Ausdehnung gehabt hätte wie die heutige Andreaskapelle. Diese

[1] Sie stammen in ihrer heutigen Gestalt, nach den Formen zu schließen, erst aus nachmittelalterlicher Zeit.

[2] In einer Entfernung von etwa 2 m von der Westwand der Kapelle war sie allerdings ausgebrochen und ihr weiterer Verlauf nur noch an einzelnen Steinen und den Spuren der Fundamentsohle im Erdboden zu erkennen.

westliche Abschlußwand ist zwar von der Mauer der Kapelle vollständig verdrängt worden, die Südwestecke der Kapelle gibt aber im Inneren Gelegenheit zu folgender Beobachtung: Obwohl die Quadern der spätromanischen Kapelle hier, ohne einzubinden, vor die Seitenmauer der mittleren Krypta gesetzt sind, läuft diese dahinter doch nicht weiter mit glatter Mauerfläche nach Westen fort, biegt auch nicht in einem Eck nach Süden um, sondern läßt erkennen, daß hier eine im rechten Winkel nach Norden führende Mauer ausgebrochen worden ist, um der Quadermauer der Kapelle Platz zu machen. Hier hätten wir die alte westliche Abschlußmauer des Nebenchores. Und ganz deutlich wird es, daß hier eine nach Norden abzweigende Mauer beseitigt worden ist, und daß der ausgebrochene Zustand der Seitenmauer der mittleren Krypta nur hierin seinen Grund hat, wenn wir später sehen werden, daß diese weiter westlich wieder festgestellt werden konnte und in gerader Flucht als Zwischenmauer des Langhauses weiter nach Westen fortlief

Wie hat man sich die Überwölbung der beiden Nebenchöre zu denken? Denn Gewölbe sind entsprechend der in allen Teilen gewölbten mittleren Krypta mit Sicherheit auch hier anzunehmen. Unmittelbare Spuren dieses Gewölbes sind nicht mehr vorhanden. Eine Beobachtung gibt uns aber vielleicht einen Wink. Es kann auffallen, daß dicht über dem Scheitel des von der mittleren Krypte in den nördlichen Nebenraum führenden Stollens im Nebenchor das Mauerwerk der Südwand plötzlich einen Wechsel des Materials zeigt[1], und zwar so, daß eine genau horizontal verlaufende Linie beide Mauerarten trennt. Ich möchte diese Tatsache dahin deuten, daß hier ehedem ein west-östlich gerichtetes Tonnengewölbe ansetzte. Später, als etwa um 1200 der karolingische Nebenchor der heutigen Andreaskapelle weichen mußte, und es sich darum handelte, für diese eine glatte Wandfläche herzustellen, wurde das alte Mauerwerk bis eben zur Ansatzstelle des alten Tonnengewölbes beseitigt und von dieser Stelle an die Innenwand der Andreaskapelle neu errichtet. Somit ergäbe sich für den Nebenchor ein in der gleichen Höhe ansetzendes von Westen nach Osten ziehendes rundbogiges Tonnengewölbe, wie es der mittlere Kryptenraum noch heute zeigt.

Wir kennen jetzt das Chorhaupt der karolingischen Kirche. Es bestand aus zwei gerade schließenden Nebenchoren und einem gleichfalls rechteckigen mittleren Chor, der um etwa $1\frac{1}{2}$ m vor die Ostfront vorsprang. Wie setzte sich der Bau weiter nach Westen fort?

Die Seitenmauer des nördlichen Nebenchores lief unter der West-

[1] Viel flachere Bruchsteine treten an Stelle solcher von größerer Höhe, auch läßt sich eine verschiedene Zusammensetzung des Mörtels feststellen.

wand der Andreaskapelle durch und trat auch jenseits außen wieder zutage, allerdings nur noch in den untersten Fundamentschichten erhalten, da die Grundmauern der überwölbten spätromanischen Kapelle bis in ziemlich beträchtliche Tiefe hinabgeführt sind. Dann zeigte sie sich im weiteren Verlauf eine Strecke lang vollständig ausgebrochen[1]; erst da, wo sie sich in das ehemalige Langhaus der Kirche zieht, konnte sie wieder festgestellt werden. Wie weit sie sich nach Westen erstreckt, ließ sich hier nicht nachweisen, da die heutigen Schulräume die Nachforschung verwehren.

Einen Ersatz bieten aber die Beobachtungen auf der Südseite der Kirche, in dem Binnenhof des Klosters. Wenn man für den südlichen Nebenchor die gleiche Breite annimmt, wie sie der nördliche nach Ausweis der Grabungen besaß, so muß dessen äußere Seitenmauer auf die südliche Seitenmauer des Langhauses der späteren Kirche, jetzigen Schulhauses, geflüchtet haben. Die Vermutung war berechtigt, daß sich diese Mauer vielleicht auf den Fundamenten der südlichen Seitenmauer der karolingischen Kirche erhebt, zumal wenn man das konservative Festhalten des Mittelalters an den einmal gegebenen Mauerzügen eines Kirchenbaues in Anschlag brachte. In dem Binnenhof des Klosters bestand die Möglichkeit, durch Grabungen die Außenseite dieser Mauer freizulegen. Es geschah dies an mehreren Stellen, und überall trat der gleiche Befund zutage. Die heutige Mauer sitzt auf einer älteren, die den Fundamenten des karolingischen Baues, wie sie nun schon an verschiedenen Punkten beobachtet worden waren, in ihrer Struktur durchaus glich. Charakteristisch war folgendes: die ältere Mauer endigt überall auf gleicher Höhe und springt etwa 10 cm über die Breite der oberen Mauer vor. Ein Vergleich mit den an anderen Stellen vorgenommenen Messungen ergab, daß wir hier den überall festgestellten Fundamentabsatz der karolingischen Mauer vor uns haben. Bis zum Fundamentabsatz hatte man diese abgebrochen und von hier ab den Bau der Seitenmauern der späteren Kirche begonnen.

Durch die Grabungen hier im Binnenhof wurde auch das Südwesteck der älteren Kirche nachgewiesen, an dem das karolingische Fundamentmauerwerk plötzlich aufhörte und nach Norden umbog. Zu allem wies der Fundamentabsatz von dieser Stelle ab weiter nach Westen eine um etwa 10 cm größere Breite auf, bestand im Gegensatz zu den karolingischen Grundmauern, deren Material Basalt- und Kalkbruchsteine sind, zum größten Teil aus Sandsteinen, war mit weit größerer Akkuratesse

[1] Es hängt das wohl damit zusammen, daß sich hier früher ein Friedhof befand, im 19. Jahrh. dann Abortgruben an dieser Stelle angelegt wurden.

und glatter Außenfläche gemauert und führte auch in beträchtlichere Tiefe hinab als die Fundamentsohle der karolingischen Mauer. Damit war die Ausdehnung des karolingischen Langhauses nach Westen festgestellt. Ob diesem vielleicht noch ein schmalerer Westbau vorgelagert war, entzieht sich freilich unserer Beobachtung.

War der karolingische Bau ein- oder mehrschiffig? An und für sich wäre beides möglich. Hier in Schlüchtern würde aber schon die recht beträchtliche Breite des Langhauses für ursprüngliche Mehrschiffigkeit sprechen. Und an einer Stelle ließ sich die karolingische Mittelschiffsmauer auch noch feststellen. Parallel der nördlichen Seitenmauer konnte auf der Nordseite der Kirche eine karolingische Fundamentmauer aufgedeckt werden, die genau mit der Trennungsmauer zwischen der mittleren Krypta und dem nördlichen Nebenchor fluchtet. Der Abstand der beiden Mauern und somit die Breite des nördlichen Seitenschiffes des karolingischen Baues beträgt 2,50 m. Auch hier sitzt wieder eine der heutigen Mauern auf den karolingischen Resten. Einst muß jene karolingische Mauer die Stützen des Langhauses, Säulen oder Pfeiler, getragen haben.

Eine entsprechende Mittelschiffsmauer ist im Süden anzunehmen, aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls in gerader Flucht mit der Seitenmauer des mittleren Chores. Hier stehen noch die spätgotischen Pfeiler des heutigen Langhauses auf der alten karolingischen Mittelschiffsmauer, während im Norden bei einer nachträglichen Verbreiterung des Seitenschiffes der jetzigen Kirche auch die nördliche Pfeilerreihe etwas seitlich verschoben worden sein muß.

Es bliebe noch zu bestimmen, wo einst die Treppenaufgänge von der Krypta in die obere Kirche hinaufführten. Die Westwand des Nebenchores ist bis in so große Tiefe abgebrochen, daß sich hier keine Spuren etwa nach Westen führender Ausgänge mehr feststellen lassen. Doch auch abgesehen davon, scheinen mir eher in den beiden von dem mittleren Kryptenraum nach Westen führenden Gangen die alten Zugänge der Krypta zu erblicken sein. Diese Gänge konnten ein Stück weit ausgeräumt werden, nicht vollständig, da man sonst bis in das Treppenhaus des jetzigen Seminargebäudes hätte durchbrechen müssen. Sie wiesen in ihrer Fortsetzung eine Verbreiterung durch Zurückspringen der Seitenwände auf.[1] Die hier angenommenen Treppenaufgänge würden im Mittelschiff der oberen Kirche rechts und links unmittelbar neben der Mittel-

[1] Nachträglich eingesetzt, wohl im Zusammenhang mit irgendwelchen späteren Umbauten des oberen Chores, ist in die äußeren Winkel dieser Gänge je ein rechteckiger Pfeilerkern aus Sandsteinquadern, hinter dem sich die alte Seitenmauer des Ganges noch feststellen läßt. Die Gewölbe dieser beiden nach Westen führenden Gänge

schiff und Seitenschiffe trennenden Stützenreihe gemündet haben. Der Mauerkern zwischen ihnen trug vermutlich die vom Langhaus zum Chor hinaufführenden Stufen

Für das Chorhaupt der eigentlichen Kirche werden wir die gleiche Dreiteilung anzunehmen haben, wie sie die Krypta aufweist. Ich darf hier schon auf das Beispiel der noch zum Vergleich heranzuziehenden Kirche auf dem Petersberg bei Fulda hinweisen. Dort gliedert sich, wie wir sahen, der obere Chor entsprechend der Einteilung der Krypta in einen etwas nach Osten vorspringenden mittleren Altarraum, den zwei kapellenartig ausgebildete Nebenchöre umgeben. Und noch in einem Punkt läßt sich eine Übereinstimmung feststellen. Es kann auffallen, daß hier in Schlüchtern die Trennungsmauer zwischen den drei Krypten-räumen so außerordentliche Stärke besitzt, und daß nur durch Anbringung von seitlichen Nischen für den mittleren Altarraum ungefähr die gleiche Breite geschaffen ist wie für die Nebenchöre Auch auf dem Petersberg zeigen, in der Krypta wie in der oberen Kirche, die inneren Trennungswände bedeutend größere Dicke als die äußeren Seitenmauern. Den Grund dafür glaubten wir in der Überwölbung des mittleren Altarraumes der oberen Kirche mit dem heute noch erhaltenen Tonnengewölbe erblicken zu dürfen, das eine besondere Verstärkung der inneren Trennungsmauern erforderlich machte Auf die gleiche Tatsache scheinen mir in Schlüchtern die Mauerverhältnisse zu deuten. Auch hier hätten wir einen überwölbten mittleren Chor umgeben von flachgedeckten Nebenchören anzunehmen.

Wir sind am Ende mit unserem Versuch, aus der jetzigen Anlage einen ursprünglichen Kirchenbau herauszuschälen, von dem sich beträchtliche Teile in der heutigen Krypta erhalten haben. Ohne nähere Begründung bezeichneten wir diesen Bau bisher als karolingisch. Es bleibt uns jetzt der Nachweis zu führen, daß er in der Tat karolingischer Zeit angehört und mit Recht als Denkmal karolingischer Architektur zu gelten hat.

Über die Anfänge der klösterlichen Niederlassung in Schlüchtern fehlt uns leider jede Kunde. Eine Urkunde Ottos III. von 993[1] bezeugt, daß sie damals schon seit beträchtlicher Zeit existierte. Unter Berufung auf ein gefälschtes Diplom Karls des Großen[2], wonach dieser schon die Zelle dem Bistum Würzburg übergeben hätte, erhält dieses hier Schlüchtern zugesprochen Wann das Kloster gegründet worden, woher seine

haben sich nicht mehr erhalten, sie sind mitsamt einem Teil des oberen Mauerwerks der Seitenmauern ausgebrochen worden

[1] M G Dipl II, 550

[2] Auch dieses ist uns erhalten. M G Dipl Carol. S 348, datiert vom Jahre 788

ersten Insassen kamen, meldet uns keine Überlieferung. Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man aber schon 817 sein Vorhandensein belegen. Zu der verloren gegangenen, 817 erlassenen Constitutio de monasteriorum servitiis, hat sich eine Notiz erhalten, die aus dem Urtext abgeschrieben zu sein scheint und die von bestimmten Lasten befreiten Klöster nach Klassen aufzählt.[1] Unter denjenigen, die „nec dona nec militiam dare debent, sed solas orationes pro salute imperatoris vel filiorum eius et stabilitate imperii“ wird hier unter der Rubrik „ultra Rhenum“ ein „monasterium Sculturbura“ aufgezählt, das man mit Schlüchtern identifiziert hat.[2] Dem oben erwähnten, auf Karl den Großen spätestens im 10. Jahrh. gefälschten Diplom liegt vielleicht doch die richtige Tradition zugrunde, daß das Kloster in dessen Tagen seinen Anfang genommen hatte. Der bauliche Befund der jetzt nachgewiesenen Klosterkirche scheint mir entschieden für diese Annahme zu sprechen. Zwar läßt sich, wie wir sehen, der historischen Überlieferung kein Anhaltspunkt zur Datierung der Krypta und der Kirchenanlage, zu der sie gehörte, entnehmen. Die Feststellungen am Bau selbst und der Vergleich mit anderen Denkmälern erweisen diesen aber mit ziemlicher Sicherheit als frühkarolingisch.

Zunächst ist zu betonen, daß nirgends an den erhaltenen Teilen und bei den Grabungen Spuren einer noch älteren Anlage oder eines ursprünglicheren Zustandes zutage traten. Der von uns festgestellte Bau scheint der älteste, der sich an dieser Stelle nachweisen läßt.

Auf Grund des baulichen Befundes hat schon Holtmeyer[3] die Krypta für die karolingische Zeit in Anspruch genommen. Für uns gilt es, dieses Urteil näher zu begründen. In Technik und Material (Basalt- und Kalkbruchsteine mit nur spärlichem Vorkommen einzelner Sandsteinstücke) unterscheiden sich die ältesten Mauern sehr wesentlich von allen späteren Teilen der Kirche und stehen der Michaelskapelle in Fulda und der oben von uns beschriebenen Kirche auf dem Petersberg nahe. Auch hier ist im wesentlichen Bruchsteinmaterial, wie es die Gegend bot, verwendet, unter ziemlich regelmäßiger Durchführung der Schichtenlagerung. Wie die veröffentlichten photographischen Aufnahmen lehren, und wie mir zudem von Augenzeugen versichert wurde, gleicht das Aussehen der Schlüchterner Fundamentmauern durchaus dem der Substruktionen der jüngst in Frankfurt a. M. festgestellten Reste der karolingischen Stadtmauer.[4]

Wesentliche Bedeutung möchte ich der Gestalt des Grundrisses bei-

[1] M. G. Capitul. I, 351. [2] Vgl. l. c. S. 351 Anm. [3] A. a. O. S. 7.
[4] Vgl. Thomas, Der nordwestliche Zug der ersten Stadtmauer von Frankfurt a. M. Frankfurter Einzelforschungen I. S. 162 ff.

messen, und sie scheint mir den sichersten Anhalt zur Datierung des Baues zu geben. Er gleicht bis in alle Einzelheiten genau demjenigen der Kirche auf dem Petersberg. Auch hier das Fehlen eines Querbauses, der gerade Chorschluß mit im rechten Winkel nur wenig vorspringender mittlerer Chornische, die Einteilung des Chores in drei seitlich geschlossene rechteckige Chorräume, von denen der mittlerste mit einem Tonnengewölbe überwölbt war. Dort gehen die östlichen Teile der Kirche noch auf Abt Baugulf (779—802) von Fulda zurück. Wie wir später festzustellen haben werden[1], läßt sich dieses Grundrißschema nach 800 hier am Mittelrhein nirgends mehr nachweisen, stellt dagegen den älteren fränkischen Kirchengrundriß dar, der seine Analogien auch sonst an sehr frühen Bauten im Abendland hat und im westlichen Deutschland etwa um 800 von dem Basilikengrundriß mit weitausladendem Querhaus und halbrunden Apsiden verdrängt wird. Die Übereinstimmung des Grundrißtypus und der Mauertechnik mit dem Petersberg und solche allgemeinen Erwägungen scheinen mir die Berechtigung zu geben, auch unseren Bau spätestens etwa um 800 anzusetzen. Das würde zu jener Erwähnung Schlüchterns in der Notiz von 817 passen und auch die Vermutung bekräftigen, daß der gefälschten Urkunde Karls des Großen eine richtige Tradition, wenigstens was die Gründungszeit des Klosters betrifft, zugrunde liegt.

Auch eine eingehendere Prüfung der Krypta scheint diese Datierung zu rechtfertigen. Die durchgehende Überwölbung der Gänge und Kammern mit rundbogigen Tonnengewölben kehrt wieder an den beiden einzigen erhaltenen karolingischen Krypten im Gebiet des Mittelrheins, in Steinbach und auf dem Petersberg bei Fulda. Wie dort fehlen jegliche Zierglieder aus behauenem Stein. Im Grundriß der Schlüchterner Krypta könnte man ein Übergangsstadium vom Typus Petersberg zu demjenigen von Steinbach sehen. Auf dem Petersberg fanden wir, der Gliederung der oberen Kirche in drei kapellenartige Chorräume entsprechend, drei tonnengewölbte rechteckige Räume, die im Westen durch einen ziemlich breiten Quergang verbunden waren. Schlüchtern ist bereits etwas komplizierter. Die drei gesonderten Chorräume, die diesem Grundrißtypus eigentümlich sind, lassen sich auch hier noch erkennen, im Westen des mittleren Kryptenraumes auch der tonnengewölbte Quergang, der diesen mit den Nebenkrypten verbindet. Aber dieser Gang ist hier bedeutend schmaler als auf dem Petersberg und nicht mehr westlich allen drei Kryptenräumen gleichmäßig vorgelagert, sondern mündet in die Seitenräume als niedriger Durchgang fast in deren Mitte. Und

[1] Vgl. unten die Untersuchung „Ein früher karolingischer Kirchengrundriß des südwestlichen Deutschlands"

während die letzteren wie auf dem Petersberg nur einfache rechteckige Kammern bilden, ist der mittlere Kryptenraum durch die Anbringung seitlicher Nischen reicher ausgestaltet. Darin könnte man eine Annäherung an den Typus Steinbach sehen. Wie dort endigt die mittlere Krypta im Osten in drei kreuzförmig angeordneten Nischen, wie dort sind die Gänge hier in Schlüchtern schmaler und winkliger als auf dem Petersberg, das ganze System komplizierter, wenn auch noch als äußerer Rahmen der altertümlichere querhauslose Basilikengrundriß beibehalten ist, während Steinbach schon dem neuen römischen Schema folgt. Auch diese Erwägungen würden zu einer Datierung der Schlüchterner Kirche etwa um 800 führen.

XII.

EIN FRÜHER KAROLINGISCHER KIRCHENGRUNDRISS DES SÜDWESTLICHEN DEUTSCHLANDS

In Schlüchtern und der Kirche auf dem Petersberg bei Fulda haben wir zwei ziemlich frühe karolingische Kirchenbauten kennen gelernt, die im wesentlichen den gleichen Grundrißtypus zeigen. Zu ihnen gesellt sich noch, wie wir unten in einem Exkurs zu erweisen versuchen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach die von Abt Baugulf errichtete Ostpartie der alten Fuldaer Abteikirche.



Abb. 13. Reichenau-Niederzell Grundriß n. Künstle u. Beyerle.

Alle diese Bauten sind kurz vor oder unmittelbar um das Jahr 800 anzusetzen. Ihnen gemeinsame charakteristische Eigentümlichkeiten des Grundrisses sind das Fehlen eines Querhauses, der gerade Chorschluß und die Teilung der Ostpartie in drei kapellenartig abgeschlossene, durch Scheidewände getrennte Chorräume. Von der Mehrzahl der bisher bekannten karolingischen Bauten auf deutschem Boden unterscheiden sich jene Anlagen gerade durch diese Eigentümlichkeiten des Grundrisses scharf. Es fehlt das sonst als typisch karolingisch geltende weit ausladende Querhaus, an das sich unmittelbar eine oder mehrere halbrunde Apsiden schließen. Woher stammt dieser andere Grundrißtypus, und welche Bedeutung kommt ihm zu?

Zunächst läßt sich in der Bodenseegegend noch ein weiterer Vertreter dieses Typus feststellen, die Stiftskirche zu Reichenau-Niederzell. Nachdem

Adler[1] seinerzeit aus dieser in ziemlich willkürlicher Weise eine karolingische Anlage herauszuschälen sich bemüht hatte, haben neuerdings Künstle und Beyerle[2] den Bau einer gründlichen Untersuchung unterzogen und sind zu Ergebnissen gelangt, die von denen Adlers sehr wesentlich abweichen. Einwandfrei scheinen sie mir nachgewiesen zu haben, daß die von Adler postulierte Trennung einer westlichen und östlichen Hälfte, von denen die letztere für sich allein den Gründungsbau darstellen sollte, unhaltbar ist, daß die heutige Kirche, in ihren unteren Mauerteilen wenigstens, ein Ganzes aus einem Guß bildet, das gleichzeitig und in einem Zuge entstanden ist. Bedenken kann man indessen dagegen haben, wenn Künstle und Beyerle[3] diesen Bau der Mitte oder der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts zuweisen wollen, wie sie selbst gestehen, eine Kompromißdatierung, zu der sie die Rücksichtnahme auf manche, an und für sich kaum gleichzeitig anzusetzende architektonische Eigentümlichkeiten veranlaßte.[4]

[1] F. Adler, Baugeschichtliche Forschungen in Deutschland I, Die Kloster- und Stiftskirchen auf der Insel Reichenau. Berlin 1870. S. 8f.

[2] Künstle und Beyerle, Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Reichenau Niederzell und ihre neuentdeckten Wandgemälde. Freiburg i. B. 1901.

[3] a. a. O. S. 23f.

[4] Erschwert haben sich Künstle und Beyerle ihre Aufgaben dadurch etwas, daß ihnen entging, daß das Westportal der Kirche (vgl. die Abb. S. 14) und ebenso die westliche Vorhalle nicht mehr dem ursprünglichen Bau angehören können. Das Westportal ist charakterisiert durch den nach sog. „Hirsauer Art" um es herumgeführten Schrägsockel der Fassade sowie die in das Gewände eingestellten Dreiviertelsäulchen mit Eckblattbasis und ausgesprochen spätromanischem Würfelkapitell. Es ist schon an und für sich eine Unmöglichkeit, diese Formen mit den merkwürdig primitiven Basen und Kapitellen der Langhaussäulen im Inneren der Kirche zu vereinigen. Die ganze Schwierigkeit, die nicht zum mindesten Künstle und Beyerle zu ihrer deutlich den Charakter des Kompromisses tragenden Datierung der ganzen Kirche geführt zu haben scheint, löst sich von selbst durch die eine Beobachtung, daß das Portal samt der Fassade, in der es sitzt, gar nicht mehr der ursprünglichen Anlage angehört. Eine genauere Untersuchung ist zwar durch den den ganzen Bau bedeckenden Verputz erschwert. Immerhin läßt sich feststellen, daß jener Schrägsockel erst unmittelbar an den Westecken des Langhauses an dessen Seitenwänden ansetzt und von hier aus die Westfassade umzieht, während er sonst am Langhaus wie an der Chorpartie fehlt. Dies scheint, vereint mit dem offenbaren Widerspruch zwischen den Formen des Portals und dem architektonischen Detail der übrigen Kirche, mit aller Deutlichkeit zu beweisen, daß die heutige Westfassade erst einer nachträglichen Erneuerung um die Mitte des 12. Jahrhs. ihre Entstehung verdankt.

Nicht recht verständlich ist es, wenn Künstle und Beyerle auch noch die rechteckige Vorhalle für den ursprünglichen Bau in Anspruch nehmen. Selbst in dem heutigen Zustand läßt sich beobachten, daß deren Seitenwände mit der Westfassade der Kirche nicht in Verband stehen, und daß der Schrägsockel der letzteren unter jenen durchläuft, wodurch der ganze Vorbau deutlich genug als späterer Anbau charakterisiert

Die Schwierigkeiten sind nicht minder groß, wenn wir Reichenau-Niederzell ins 11. Jahrh. rücken, wie wenn wir es karolingischer Zeit zuschreiben. In der Mauertechnik, den Kämpferprofilen und anderen Eigentümlichkeiten[1] steht es karolingischen Bauten noch sehr nahe und weicht

---

ist. Die Ähnlichkeit des Mauerwerkes mit dem der übrigen Kirche, die Künstle and Beyerle betonen, scheint mir neben jenen Tatsachen nicht viel zu besagen. Wie man sich noch heute an den verschiedensten Gebäuden der Insel überzeugen kann, zeigt das Mauerwerk hier infolge des Materials (Rheingeschiebe) und der durch dieses benötigten starken Kalkpackung der einzelnen Steine zu allen Zeiten ziemlich ähnliches Aussehen. Auch besteht in der Sorgfalt des Mauerwerks und der Art der Lagerung der Steine doch ein Unterschied zwischen der eigentlichen Kirche und der Vorhalle.

[1] Hierher gehören auch zwei schon von Adler als karolingisch angesprochene Türen, die einen auffallend dünnen geraden Sturz und darüber einen rundbogigen Entlastungsbogen mit als Vertiefung ausgespartem Bogenfeld zeigen. Die eine dieser beiden Türen führt von dem nördlichen Nebenchor in den mittleren Chorraum, die andere vermittelte einstmals im Westen den Zugang von dem südlichen Nebenchor, der sog. Eginokapelle, in das Langhaus. Daß diese letztere Tür noch dem ursprünglichen Bau angehöre, ist von Künstle und Beyerle angefochten worden. Diese betonen mit Recht, daß die Querwand, die den nördlichen Nebenchor nach Westen in Höhe des Triumphbogens der Kirche abschließt, erst späteren Datums ist. Das gleiche nehmen sie auch für die entsprechende westliche Abschlußmauer des südlichen Nebenchores, in der eben jene zweite Tür sitzt, an. Sie begründen dies damit, daß die Mauer mit der südlichen Außenmauer des Chores keinen Verband habe, sondern 5 cm von dieser abstehe und an dieser Stelle sich das Fortlaufen des alten Verputzes der Umfassungsmauer an dieser in dem so entstehenden Spalt beobachten lasse, ferner, daß mit der Chormauer ein loser Verband nur „durch Aushauen von Steinen und Einfügen von Verzapfungen" hergestellt sei. Beides trifft aber gar nicht für diese Mauer zu, statt dessen nur für die westliche Abschlußmauer des nördlichen Nebenchores, für die Künstle und Beyerle diese Tatsachen nicht erwähnen. Augenscheinlich liegt hier eine Verwechslung vor. Die Westwand des südlichen Chores steht mit nichten von dessen Außenmauer irgendwie ab; die ganze Mauer bedeckt noch der alte Verputz, der noch nie entfernt worden ist, und auf dem im Nordwesteck des Raumes ein Fresko des 13. Jahrhs. über das Eck auf jene westliche Abschlußwand übergreift. Als weiteren Grund für die Nachträglichkeit jener Mauern führen Künstle und Beyerle dann noch an, daß das westlichste der rundbogigen Fenster des südlichen Nebenchors nur 2 cm von jener Zwischenmauer entfernt säße, was sicher nicht der Fall wäre, wenn jene Mauer ursprünglich. Beweisend scheint mir das nicht. Der Grund dafür, daß jenes Fenster gerade an dieser Stelle sitzt, kann auch darin zu erblicken sein, daß für die Außenansicht der gleiche Abstand aller seitlicher Fenster untereinander gewahrt bleiben sollte. Dieser stimmt in der Tat ganz genau, setzt man auf dem von Künstle und Beyerle veröffentlichten Grundriß überall statt der heutigen nachmittelalterlichen Seitenschiffsfenster des Langhauses kleinere Fenster von der Größe jener älteren der Nebenchöre ein. Es ergäbe sich also, daß der nördliche Nebenchor nach Westen offen war, während den südlichen eine Querwand, die nur von einer verhältnismäßig schmalen Tür durchbrochen wurde, gegen das Langhaus abschloß. Hing dies vielleicht mit der Bestimmung dieses Raumes als Sakristei zusammen, oder ist der Grund in irgendwelchen anderen kultischen Rücksichten zu suchen? Zu beachten ist jedenfalls, daß, während die Tür, die den nördlichen Nebenchor mit

recht beträchtlich von sicher datierten Werken der Mitte oder der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. ab. Um so weniger wollen freilich die Osttürme über den Nebenchören und das Auftreten von Ecksporen an den Säulenbasen zu einer frühen Datierung stimmen. Zu den merkwürdigen Basen und Kapitellen der Langhaussäulen[1] fehlt es bis jetzt noch an jeder Analogie. Vielleicht wird man unter diesen Umständen sagen dürfen, daß für das 11. Jahrh., für das wir den Gang der architekturgeschichtlichen Entwicklung immerhin heute recht gut überblicken und mit zahlreichen genau datierbaren Beispielen belegen können, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens solcher bei beachtenswerter Vortrefflichkeit der technischen Ausführung doch eigentümlich primitiven Formen geringer ist als für die karolingische Zeit, über die unser Wissen noch sehr lücken-

dem mittleren Chorraum verbindet, augenscheinlich ursprünglich ist und jenen Türen in der westlichen Abschlußwand des südlichen Nebenchores durchaus gleicht, eine anders gestaltete ihren Formen nach viel spätere und daher wohl erst nachträglich gebrochene Tür von dem Hauptchor nach dem südlichen Nebenraum führt. Deutet dies darauf — mit Sicherheit läßt sich diese Frage heute nicht mehr entscheiden, da alle Teile des Baues dick mit Verputz bedeckt — daß der südliche Nebenchor ursprünglich überhaupt keine seitliche Verbindung nach dem mittleren Chorraum besaß und nur im Westen vom Langhaus aus durch jene oben genannte Tür und ferner direkt von außen durch eine zweite Tür, deren Reste Künstle und Beyerle noch feststellen konnten, zugänglich war, also einen nahezu vollständig gegen die übrige Kirche abgeschlossenen kapellenartigen Raum bildete?

[1] Vgl. die Abbildungen bei Künstle und Beyerle, S. 17ff. Alle bisher bekannten, mit Sicherheit der Mitte oder der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. zuzuweisenden Bauten zeigen das Würfelkapitell schon in vollständiger und regelmäßiger Ausbildung, nirgends mehr solche willkürlichen und altertümlichen Formen, wie sie Reichenau-Niederzell aufweist. Sind solche im 11. Jahrh. noch möglich, wenigstens an einem immerhin nicht ganz unbedeutenden Bauwerk wie Reichenau-Niederzell in einer keineswegs ganz abgelegenen Gegend? Die sehr merkwürdigen Basen bewerten Künstle und Beyerle als richtige Eckblattbasen und glauben auch um ihretwillen, den ganzen Bau eher spät datieren zu müssen. Die romanische Eckblattbasis zeigt in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen überall ziemlich ähnliche Gestalt; die Basen hier in Reichenau-Niederzell passen nirgends in das gewohnte Schema. Die Profilierung ist durchaus eigenartig und willkürlich, sehr stark abweichend von der herkömmlichen Gliederung der attischen Basis, wie sie überall in romanischer Zeit sich findet, und wie sie wiederum alle Denkmäler des 11. Jahrhs. im südwestlichen Deutschland in vollständig regelmäßiger Ausbildung zeigen. Das gleiche gilt auch für die merkwürdigen Ecksporen. Mit spätromanischen Eckblattbildungen scheinen mir diese eigenartigen Formen nichts gemein zu haben, sie stehen vollständig isoliert unter allem, was wir bis jetzt kennen. Dabei ist die technische Ausführung der Säulen, ihrer Basen und ihrer Kapitelle nicht schlecht, wie es zu erwarten wäre, wenn man in ihnen ganz rohe und provinziell rückständige Bildungen sehen wollte. Wenn uns auch noch — oder auch weil uns alle — Analogien zu diesen merkwürdigen Formen fehlen, scheint mir, wie oben angedeutet wird, die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen, daß der ganze Bau, wie er heute steht, noch karolingischer Zeit zuzuweisen ist.

haft ist, zumal was die Gegenden des südwestlichen Deutschlands betrifft. Darf die gleiche Erwägung auch für die Osttürme gelten?[1] Klarheit kann hier nur von dem Bekanntwerden neuen oder besserer Durchdringung des bis jetzt vorliegenden Materiales erhofft werden. Was den Grundriß betrifft, so sehen wir uns im 11. Jahrh. vergeblich nach einem Analogon um.[2] Hingegen haben wir ähnliche Grundrißlösungen, bei denen gerade die kapellenartige Absonderung der Nebenchöre wiederkehrt, in Schlüchtern und auf dem Petersberg bei Fulda kennen gelernt. Zeitlich würde der Gründungsbau in Reichenau-Niederzell jenen Anlagen genau entsprechen, und alle Schwierigkeiten, die sich in dieser Hinsicht bei einer Datierung der Kirche auf das 11. Jahrh. ergäben, wären behoben. Ich wage die Frage nach der Erbauungszeit bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse nicht zu entscheiden. Stammt der jetzige Bau erst aus späterer Zeit, so bleiben nur zwei Möglichkeiten. Entweder hat sich hier am Bodensee jenes frühe Grundrißschema, das, wie wir sehen werden, am Mittelrhein bereits um 800 von der Basilika mit weit ausladendem Querhaus verdrängt wird, länger gehalten, oder es würde damit zu rechnen sein, daß sich die jetzige Kirche noch auf den Grundmauern der ersten Anlage erhebt oder doch deren Dispositionen folgt.

[1] Künstle und Beyerle haben mit Recht festgestellt, daß von ihnen noch beträchtliche Teile gleichzeitig mit der übrigen Kirche sind. Es ist richtig, wir kennen Türme in so organischer Verbindung mit der Chorpartie bisher an karolingischen Bauten noch nicht. Aber unsere Kenntnis der karolingischen Architektur ist doch noch sehr gering und beschränkt sich im wesentlichen auf eine Anzahl nicht ganz früher Denkmäler im Gebiet des Mittel- und Niederrheins, die alle den zu solcher Anordnung von Türmen keine Gelegenheit bietenden römischen Basilikengrundriß mit weit ausladendem Querhaus aufweisen. Spätromanische Bauten auf deutschem Boden besitzen mitunter solche Türme über den Nebenchören. Ich glaube aber, daß sich kein Beispiel vor etwa 1100 nachweisen läßt, und gerade in den frühesten Fällen geht dieses Motiv Hand in Hand mit einer Reihe anderer Eigentümlichkeiten, die stark an französischen Einfluß denken lassen, von dem in Reichenau-Niederzell keine Spur wahrzunehmen ist. Wollte man den Bau um der Türme willen in das 12. Jahrh. setzen, so geriete man in offenkundigen Widerspruch zu dem übrigen Detail der Kirche, das in weit frühere Zeit weist und an romanischen Denkmälern des 11. und 12. Jahrhs. nicht nur in jenen Gegenden, nirgends eine Analogie findet. Ich möchte doch mit der Möglichkeit rechnen, daß auch solche Türme schon an einem karolingischen Bau vorkommen konnten. Ein ähnliches Grundrißschema wie Reichenau-Niederzell wies vielleicht das karolingische oder ottonische Münster zu Konstanz auf, von dem sich die Krypta erhalten hat. Die gerade Ostfront und die Einteilung in drei Chorräume kehrt hier wieder. Sollte die auffallende Stärke, namentlich der seitlichen Mauern, auch hier auf ehemalige Türme über den Nebenchören deuten?

[2] Für die Bodenseegegend scheint mir um diese Zeit der Chorgrundriß in Gestalt eines gleichschenkligen Kreuzes charakteristisch, mit rechteckigem Chorhaupt und Querhausflügeln von genau der gleichen Größe.

Kleine Abweichungen von dem am Mittelrhein festgestellten Schema wie die halbrunden Apsiden des Chorschlusses, die gerade Ostfront und die auffallende Länge der Nebenchöre könnten in lokalen Gewohnheiten ihren Grund haben.

Bei Reichenau-Niederzell hat man schon gelegentlich die Ähnlichkeit des Grundrisses mit frühen oberitalienischen Bauten betont und auf die Tatsache hingewiesen, daß Egino, der Erbauer, früher Bischof von Verona gewesen war.[1] Eine gewisse Verwandtschaft besteht in der Tat, doch ohne daß ich daraus vorläufig irgendwelche Abhängigkeit folgern möchte. Als Beispiele ließen sich Agliate und S. Maria in Valle in Cividale nennen. Agliate[2] zeigt ein querhausloses, in drei Apsiden auf gleicher Höhe schließendes dreischiffiges Langhaus. Die Säulenstellungen des Schiffes finden im Osten in massiven Zwischenwänden ihre Fortsetzung. Dadurch entstehen vor den einzelnen Apsiden kapellenartige seitlich geschlossene Räume, die sich wohl mit den Nebenchören in Reichenau-Niederzell vergleichen lassen können. Auch in Cividale[3] fehlt ein Querhaus und setzen sich die Langhauswände unmittelbar an der Chorpartie fort. Mit Reichenau-Niederzell teilt der Bau auch den geraden Chorschluß. Wiederum finden sich im Osten drei kapellenartig voneinander abgesonderte Chorräume. Sie werden hier nicht durch eine massive Zwischenmauer geschieden, sondern nur durch Säulenstellungen, auf denen die die einzelnen Chorkapellen überwölbenden Tonnengewölbe ruhen.[4]

Während bei Reichenau-Niederzell wegen der Person des Erbauers der ersten Anlage allenfalls an oberitalienischen Einfluß zu denken sein könnte, liegt die Annahme eines solchen für Schlüchtern und die beiden Kirchen in Fulda doch sehr fern. Bisher stand Reichenau-Niederzell auf deutschem Boden ganz vereinzelt. Jetzt gesellen sich noch eine ganze Reihe Bauten des gleichen Typus dazu, die z. T. zweifellos früher sind als jenes. Und bei diesen allen ist kaum eine direkte Abhängigkeit von Oberitalien anzunehmen. Das beweist zum mindesten, daß auch bei uns in Deutschland dieser Grundrißtypus in karolingischer Zeit nicht ganz selten gewesen sein kann.

---

[1] So Kraus in den Kunstdenkmälern des Großherzogtums Baden I. Kreis Konstanz. S. 359.

[2] Vgl. den Grundriß bei de Lasteyrie, l'architecture religieuse en France à l'époque romane, Paris 1912, S. 179, oder Dartein, Étude sur l'architecture lombarde, Paris 1865—92, Tafel 74.

[3] Grundriß bei Dartein a. a. O. Tafel 17.

[4] Eine ähnliche Absonderung dreier Chorkapellen zeigt auch S. Pietro in Civate (vgl. Dartein a. a. O. Tafel 19). Hier sind die drei Chorräume in eine einzige große Apside eingebaut, mit der das einschiffige Langhaus im Osten schließt.

Wir können ihn aber schon heute an noch ältere Vorbilder auf heimischem Boden anknüpfen. An der Hand der 763 geweihten ältesten Lorscher Klosterkirche und von St. Peter in Metz suchte ich oben wahrscheinlich zu machen, daß dem Kirchengrundriß mit weit vorspringendem Querhaus, wenigstens im mittleren Westdeutschland ein älterer querhausloser mit geradem Chorschluß vorausgegangen sei, Petersberg, Schlüchtern und Reichenau-Niederzell scheinen mir im Grunde dem nämlichen Typus anzugehören. In Metz und Lorsch können wir zwar

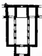


Abb. 14. S. Juan zu Banos. Grundriß nach Haupt.



Abb. 15. Val de Dios. Grundriß nach Haupt.

nicht eine kapellenartige Absonderung der Nebenchöre nachweisen. Ein Querhaus fehlt aber auch hier, die Seitenmauern des Schiffes gehen unmittelbar in die Chorpartie über, diese zeigt keine halbkreisförmigen Apsiden, sondern schließt gerade. Wie auf dem Petersberg und in Schlüchtern springt beide Male die Mitte des Chores nischenförmig ein wenig im rechten Winkel nach Osten vor.

Damit wäre das Vorkommen dieses Kirchengrundrisses auch für frühere fränkische Zeit wahrscheinlich gemacht. Er besitzt aber eine noch viel weitere Verbreitung als nur im westlichen Deutschland und in Oberitalien. In Spanien zeigen ihn eine ganze Anzahl westgotischer Bauten. Ihnen allen ist das Fehlen eines Querhauses, der gerade Chorschluß und die Einteilung der Ostpartie in drei voneinander getrennte rechteckige Kapellenräume eigentümlich. Haupt[1] kann geradezu von der „üblichen Gruppe der drei rechteckigen Apsiden“ im Osten reden. Meist schließen alle drei Chöre auf gleicher Linie, wie es obenstehend der Plan der 661 erbauten Kirche S. Juan zu Banos zeigt.[2] In Val de Dios, dessen Grundriß ich außerdem hier wiedergebe, springt die mittlere Chornische ein wenig nach Osten über die beiden Nebenchöre vor.[3] Bis ins kleinste gleicht hier der Grundriß demjenigen von Schlüchtern oder des Petersbergs.

Diese spanischen Bauten gehören in der Mehrzahl dem 7. und 8. Jahrh.

[1] Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen, S. 217. Weitere Beispiele dieses Grundrißtypus bietet Lamperez y Romea, Historia de la arquitectura cristiana española en la edad media, Madrid 1908.

[2] Haupt gibt S. 200ff. noch die Grundrisse anderer Bauten des gleichen Typus

[3] Val de Dios gehört nach Haupt (a. a. O. S. 217) erst dem Ende des 9. Jahrhs. an und ist ein später Ausläufer dieser Richtung



Abb. 26. St. Sergius in Dâr Kîta. Grundriß nach Butler

an. Um diese Zeit läßt sich dieses Grundrißschema also im westlichen Deutschland, in Oberitalien und bei den Westgoten in Spanien nachweisen und scheint in diesen Gebieten die herrschende Form des Basilikengrundrisses gewesen zu sein. In Frankreich sind, soweit ich sehe, frühe Bauten dieses Typus noch nicht bekannt geworden. Doch lassen Anlagen wie die karolingische Kathedrale von Vaison[1], die einen ähnlichen querhauslosen Grundriß mit drei kapellenartigen Nebenchören aufweist, ihn auch hier für die karolingische Zeit vermuten.

Aber nicht nur im Abendland ist seine weite Verbreitung zu erweisen. Genau dem nämlichen Grundriß begegnen wir auch in Syrien, und zwar nicht vereinzelt, sondern für bestimmte Gegenden (Nordzentralsyrien) kann er geradezu als das herrschende Schema angesehen werden. Die 1899—1900 unternommene amerikanische Expedition hat diesen Grundriß in unzähligen Beispielen bekannt gemacht.[2] Er scheint dort vom 6. Jahrh. ab namentlich für kleinere Bauten zu herrschen und sich aus dem älteren Schema mit zwischen Prothesis und Diakonikon eingeklemmter halbrunder Apsis entwickelt zu haben, derart, daß man alle drei Räume in gleicher Flucht mit gerader Abschlußmauer schloß und als rechteckige Chorräume gestaltete.[3]

Sollen wir Übertragung dieses Schemas von Syrien aus nach dem Abendland, nach Oberitalien, Spanien und dem Frankenreich annehmen, oder ist an gleichzeitige, parallele Entstehung dieses Grundrißtypus in den verschiedensten Gegenden des alten römischen Reiches aus irgendwelchen älteren, allen diesen Ländern gemeinsamen Formen, sei es sakraler, sei es profaner Bauten zu denken? Ich möchte diese Frage vorläufig noch unentschieden lassen, bis wir erst im Abendland die Grundrisse von Kirchenbauten noch höheren Alters als die bisher bekannten zutage gefördert haben. Die Möglichkeit des Eindringens dieses Grundrißtypus aus Syrien auf dem Weg über Oberitalien und das südliche Gallien scheint mir nicht ausgeschlossen. Jedenfalls bestätigt die Feststellung dieses Schemas in Syrien und bei den Westgoten in Spanien unsere Anschauung, daß bei uns in Deutschland dieser Typus als der ältere fränkische Basilikengrundriß anzusehen ist. Etwa um das Jahr 800

[1] Vgl. den Grundriß bei de Lasteyrie a. a. S. 182

[2] Vgl. H. C. Butler, Publications of an American archaeological expedition to Syria in 1899—1900, Part II Architecture and other arts, S. 199 ff.

[3] Vgl. Butler a. a. O. S. 181

wurde dieser Grundrißtypus am Mittelrhein von der Basilika mit weit ausladendem Querhaus und daranschließenden halbrunden Apsiden abgelöst, für die wohl das Vorbild der römischen Basiliken maßgebend war, und in deren Eindringen man eine Wirkung der sog. karolingischen Renaissance wird erblicken dürfen. Die frühesten Vertreter des neuen Typus sind Ingelheim, Steinbach[1], St. Alban und Seligenstadt. Sehr charakteristisch ist, was wir in Fulda beobachten können. Während dort für die unter Baugulf errichtete Ostpartie der alten Abteikirche das Fehlen eines Querhauses feststeht, wies deren westliche Hälfte, die unter Baugulfs Nachfolger Ratger entstand und mit der ganzen Kirche 819 geweiht werden konnte, plötzlich den von so vielen karolingischen Bauten bekannten Grundriß mit weit ausladendem Querhaus und an dieses unmittelbar sich anschließender halbrunder Apsis auf[2] Und die bald darnach neu errichtete Klausur wurde, wie uns ausdrücklich bezeugt wird, „nach römischem Muster" östlich von dem Querhaus angelegt.[3]

Am Mittelrhein scheint der neue Basilikengrundriß das alte Schema vollständig verdrängt zu haben. Wir kennen aus dem 9. Jahrh. keinen Bau mehr des älteren Typus, und die weitere Entwicklung nimmt einzig und allein den Grundriß mit Querhaus und halbrunden Apsiden zum Ausgang. Am Oberrhein dagegen muß er sich länger gehalten haben. Einige elsässische Bauten, die dem 9. oder 10. Jahrh. zuzuweisen sind[4], zeigen ihn in etwas späterer Ausbildung. Die Nebenchöre bilden auch hier noch besondere Kapellenräume, alle drei Chöre waren aber im Osten mit Apsiden versehen, augenscheinlich der Übergang zu dem querhauslosen Dreiapsidengrundriß, wie er dann im oberen Elsaß herrschend wird.

---

[1] Steinbach ließe sich in gewissem Sinne als ein Übergangsstadium erklären. Es besitzt keine ausgesprochene Vierung nach Art späterer Bauten, sondern die Querhausflügel stehen mit dem Chor durch Bögen von geringerer Höhe und Breite als diejenige des westlichen Vierungsbogens in Verbindung. Man konnte dann ein Sichkreuzen des älteren und des neuen Typus sehen, indem die Querhausflügel noch als geschlossene Kapellenräume behandelt sind, so wie wir es noch ausgeprägter an der Sebastianskirche in Ladenburg beobachten können. Vgl meinen vorläufigen Bericht über die dortigen Ausgrabungen (Korrbl. d. Ges. Ver. 1914 S. 297 ff.)

[2] Vgl. Richter, Beiträge zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda, Fulda 1905, und die dort S. XI ff. wiedergegebenen alten Ansichten der Kirche.

[3] Vita Eigilis SS. XV, 231, 28: Quaesitum est, in quo loco aedificatio claustri congruentius potuisset aptari. Quidam dederunt consilium, contra partem meridianam basilicae iuxta formam prioris, quidam autem, Romano more contra plagam occidentalem satius poni, confirmant . . .

[4] Ich gedenke sie später in einer besonderen Veröffentlichung eingehender zu behandeln.

EXKURS

DIE OSTTÜRME DER ALTEN FULDAER ABTEIKIRCHE

Graf hat auf Grund des Verzeichnisses der Altäre der 819 geweihten Fuldaer Abteikirche und ihrer Inschriften zuerst den Nachweis geführt, daß der bereits unter Baugulf erbaute östliche Teil der Kirche eine querhauslose Anlage gewesen sein muß.[1] Man hat auch den Grundriß dieses östlichen Teiles wie der ganzen Kirche rekonstruiert.[2] Aber diese Versuche schweben alle ziemlich in der Luft. Denn was wir mit Sicherheit über die Gestaltung der karolingischen Ostpartie wissen, ist doch nur sehr wenig, da wir bis jetzt, bei dem Fehlen jedes Anhaltspunktes am Bau selbst, allein auf die Interpretation der Schriftquellen angewiesen sind.

Jenes Verzeichnis erwähnt drei Altäre in der Ostpartie[3] den Hochaltar in absida orientali, dann noch je einen Altar in porticu septentrionali, hoc est in sinistra absidae orientalis und in porticu meridiana, id est in dextera eiusdem absidae.[4] Porticus bezeichnet wie so häufig in mittelalterlichen Baunachrichten das Seitenschiff.[5] Also je ein Altar am Ostende der Seitenschiffe und einer in absida orientali.

Dementsprechend nimmt Graf bei seiner Rekonstruktion des Grundrisses eine einfache halbrunde Apsis am östlichen Ende des querschifflosen Langhauses an, neben der die Seitenschiffe gerade schließen. Vielleicht bildeten sie an ihrem östlichen Ende seitlich geschlossene, kapellenartige, rechteckige Räume, ähnlich wie sie, wie wir sahen, die gleichfalls noch unter Baugulf errichtete Kirche auf dem Petersberg bei Fulda zeigt, für deren Grundriß auch das Fehlen eines Querhauses und der gerade Schluß der Nebenchöre charakteristisch ist. Dort hätten wir zugleich ein Beispiel dafür, daß in jenem Verzeichnis der Altarepigramme unter der östlichen Apsis nur eine einfache rechteckige Altarnische zu verstehen sein könnte, daß der in unserer Quelle gewählte Ausdruck nicht

[1] Graf Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte der kreuzförmigen Basilika Repertorium XV S 3ff Ihm folgt Richter in seinen Beiträgen zur Geschichte der Grabeskirche des hl. Bonifatius in Fulda, Fulda 1905

[2] So Graf a a. O S 7. Richter veröffentlicht a. a. O S 68 einen Rekonstruktionsversuch, der sich genauer an die Maße der heutigen Kirche und der in ihr erhaltenen romanischen Reste hält.

[3] D h in der oberen Kirche. Ein weiterer Altar wird in der von Eigil nachträglich angelegten östlichen Krypta genannt.

[4] M. G Poet. lat. II, S. 206.

[5] Auch Richter und Graf vertreten diese Interpretation als die an dieser Stelle einzig mögliche

unbedingt für eine richtige halbrunde Apsis zu zeugen braucht.[1] Es ließe sich nach dem Vorbild von Petersberg auch an der Ostpartie der Fuldaer Klosterkirche für die karolingische Zeit an einen in allen Teilen rechteckig gestalteten Chorschluß denken.

Die Frage nach der ursprünglichen Gestalt der Fuldaer Ostpartie kompliziert sich aber noch etwas. Die erhaltenen Ansichten der älteren Kirche[2] bezeugen, für die spätromanische Zeit zum mindesten, als östlichen Abschluß eine von zwei Rundtürmen flankierte mittlere Apsis. Im Kern stecken diese beiden Türme noch in den Fassadentürmen des heutigen Domes. Auch in den Quellennachrichten finden sie Erwähnung. Und zwar zuerst 1120 oder 1121. Damals stürzte der südliche der beiden Osttürme ein und begrub den Ostchor unter seinen Trümmern.[3] Die ganze Anlage muß also noch in frühere Zeit hinaufreichen.

Es ist nicht unwichtig, der Frage einmal näher zu treten, wann diese beiden östlichen Türme entstanden sind, ob sie bereits dem unter Baugulf errichteten Bau angehören.[4] Zwei die Apsis flankierende Türme sind in St. Ricquier festgestellt[5], auch zeigt sie der Plan von St. Gallen wie jene alte Ansicht des Kölner Domes karolingisch-ottonischer Zeit.[6] Es fragt sich, wann dieses nachher an frühromanischen Bauten häufiger vorkommende Motiv[7] zuerst am Mittelrhein auftritt. Unter Umständen wäre Fulda hier das älteste nachweisbare Beispiel.[8]

Vor 1120 oder 1121 müssen die Fuldaer Osttürme schon errichtet worden sein, und zwar, wie es scheint, geraume Zeit früher, wenn der

---

[1] Obwohl das Verzeichnis der Altäre der Kirche auf dem Petersberg von einer Apsis spricht, findet sich dort (vgl. den Grundriß auf S. 78) nur eine rechteckig vorspringende Altarnische. Die Untersuchung des Mauerwerkes wie die Nachgrabungen ergaben, daß der Chorschluß nie anders gestaltet gewesen ist.

[2] Reproduziert bei Richter a. a. O. S. 50, 51 und 53.

[3] Ekkehardi Uraugiensis chronicon SS VI, 258, 14: De monasterio Fuldensi turris australis corruit ac sanctuarium orientale et eam quae subtus erat criptam altariaque septem circumcirca compressit.

[4] Graf beachtet die Türme nicht, Richter scheint sie noch dem karolingischen Bau zuzurechnen.

[5] Vgl. Effmann, Centula, S. 63ff.

[6] Reproduziert bei Essenwein, Handbuch der Architektur III, 1, S. 135.

[7] Vgl. die Dome zu Worms und Speyer, St. Paul in Worms.

[8] Von einer Turmanlage, wie wir sie in Reichenau-Niederzell finden und wie sie dort möglicherweise noch in karolingische Zeit zurückgehen könnte, unterscheidet sich diese Anordnung von Osttürmen scharf. Dort enthalten die Türme in ihrem Erdgeschoß die Nebenapsiden und sind vollständig in die Chorpartie einbezogen, hier sind sie der mittleren Apsis doch nur verhältnismäßig lose angegliedert und erhoben sich speziell in Fulda wohl östlich vor dem Ostabschluß der Seitenschiffe. Es scheint sich mir hier um zwei ziemlich verschiedene Typen zu handeln.

eine von ihnen ohne äußere Veranlassung einzig und allein aus Baufälligkeit damals einstürzen konnte. Nach unserer Kenntnis der Baugeschichte können dann zwei Möglichkeiten nur in Betracht kommen. Entweder die beiden Türme gehören noch dem karolingischen, 819 geweihten Bau an, oder sie stammen von der unter Abt Hadamar in den Jahren 937—948 nach dem Brande von 937 vorgenommenen Wiederherstellung der ganzen Kirche.[1] Dies sind die beiden einzigen Gelegenheiten, für die uns vor 1120 irgendwelche Bautätigkeit an der Abteikirche bezeugt ist. Doch braucht es allerdings nicht ausgeschlossen zu sein, daß auch etwa zu Beginn des 11. Jahrhs. bauliche Veränderungen an der Ostpartie vorgenommen worden wären, über die keine Kunde auf uns gelangt ist.

Über den Bau der Fuldaer Abteikirche unter Baugulf und Ratger und ihre Weihe 819 unter Eigil fließen die Quellennachrichten überaus reichlich.[2] Ein östliches Turmpaar ist nirgends bezeugt und läßt sich aus keiner Andeutung erschließen. Auch an und für sich wären zwei östliche Rundtürme in so organischer Verbindung mit der Apsis[3] gerade an der schon von Baugulf errichteten Ostpartie wenig wahrscheinlich. Sie würden sich sehr wesentlich von dem in diesen Gegenden noch auf lange hinaus traditionell gebliebenen Grundrißschema entfernen.[4] Wenn hier schon das Vorbild gegeben gewesen wäre, müßte man sich wundern, diesem Motiv an nachweislich später errichteten Bauten am Mittelrhein nirgends zu begegnen.

Hingegen würden diese Bedenken wegfallen, wenn die Errichtung der beiden Osttürme erst in ottonischer Zeit, unter Abt Hadamar, anzunehmen wäre. Fulda wäre dann immer noch, am Mittelrhein wenigstens, das früheste nachweisbare Beispiel dieses Typus. Sein Vorkommen hätte aber um diese Zeit nichts Auffallendes mehr und würde sich gut in den allgemeinen Gang der baugeschichtlichen Entwicklung, soweit wir sie bis jetzt überblicken, einfügen.

Alle zeitgenössischen Quellen rühmen die von Abt Hadamar nach dem Brande von 937 durchgeführte Wiederherstellung der Fuldaer Abteikirche als eine bedeutende bauliche Leistung. Volle zehn Jahre vergingen, bis der Bau so weit fertiggestellt war, daß die Weihe vorgenom-

[1] Vgl. Richter a. a. O. S. 34ff.

[2] Vgl. Richter a. a. O. S. 3ff., wo alle Zeugnisse verwertet sind.

[3] Daß diese beiden Türme unmittelbar mit der Apsis verbunden waren, zeigt deutlich die von Richter S. 40 reproduzierte Ansicht aus Sebastian Münsters Kosmographie. Es beweist es auch die heutige Stellung der Türme, die ja in die Fassadentürme des jetzigen Baues eingebaut sind (vgl. den Grundriß bei Richter a. a. O. S. 69). Die beiden Türme stehen so nahe beieinander, daß sie unmittelbar die alte Apsis berührt haben müssen.

[4] Von allen bekannt gewordenen Grundrissen karolingischer Bauten am Mittelrhein zeigt kein einziger eine von Türmen flankierte Apside.

men werden konnte. Im allgemeinen scheint Hadamar sich trotzdem auf eine Wiederherstellung des vor dem Brande Vorhandenen beschränkt zu haben. Wenigstens ist nirgends von einem vollständigen Neubau die Rede, und es passen die aus späterer Zeit auf uns gekommenen Abbildungen noch durchaus zu dem, was wir von dem karolingischen Bau wissen, und lassen den karolingischen Grundcharakter der ganzen Anlage deutlich erkennen. Nur in der Errichtung der Osttürme wäre vielleicht eine Bereicherung des älteren Baues bei Gelegenheit dieser Wiederherstellung zu sehen. Sie würde die für eine bloße Restaurierung unverhältnismäßig lange Bauzeit von zehn Jahren erklären und auch die lobenden Aussprüche der zeitgenössischen Quellen über Hadamars Bautätigkeit rechtfertigen. Eine direkte Bestätigung dieser Annahme fehlt allerdings in der schriftlichen Überlieferung.

Wir kehren zu der Frage des östlichen Abschlusses des karolingischen Baues zurück, von der wir ausgingen. Es ließe sich denken, daß unter Hadamar die beiden östlichen Türme rechts und links von einer bereits bestehenden Mittelapsis errichtet worden wären. Ebensogut aber besteht die Möglichkeit, daß damals erst die Apsis gleichzeitig mit den sie flankierenden Türmen entstand. In der organischen Verbindung, in der Apsis und Türme allem Anschein nach standen, könnte man einen Grund für die letztere Annahme sehen. Desgleichen darin, daß der Grundriß der Ostpartie ohne mittlere Apsis, mit geradem Chorschluß, mehr in Übereinstimmung stehen würde mit den übrigen Beispielen des älteren querhauslosen Grundrißtypus, die wir oben zusammenzustellen suchten, darunter die gleichfalls von Baugulf errichtete Kirche auf dem benachbarten Petersberg. Es will doch scheinen, als ob die halbrunde Apsis im südwestlichen Deutschland erst gegen 800 gleichzeitig mit dem seitlich weit ausladenden Querhaus aufkam.

XIII.
DOMPETER

Schon lange verdiente die höchst altertümliche Kirche von Dompeter bei Avolsheim[1] eine nähere Untersuchung, zumal da hier Hoffnung vorhanden war, eine der ältesten Kirchenbauten des Landes in den Grundmauern festzustellen. Man hat sich bisher bloß auf die Beschreibung des heutigen Zustandes beschränkt[2], nicht den Versuch gemacht, der allerdings ohne Grabungen an geeigneten Stellen nicht vorzuneh-

[1] Unter-Elsaß, Kreis Molsheim.

[2] Vgl. Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen, I Unter-Elsaß S. 18 ff. und Dehio, Handbuch IV, S. 63.

men war, die verschiedenen Bauperioden voneinander zu scheiden und womöglich die ursprüngliche Anlage aus dem bestehenden Bau herauszuschälen.

Abb. 17. Kirche zu Dompeter jetziger Zustand. Grundriß nach Kraus.

Bau des 10. Jahrh. 0 1 2 3 4 5m

Im Aufgehenden erhaltenes oder in den Fundamenten nachgewiesenes älteres Mauerwerk.

Rekonstruierte ältere Mauerzüge.

Abb. 18. Kirche zu Dompeter. Grundriß der älteren Anlage.

Heute finden wir ein dreischiffiges, in allen seinen Teilen flachgedecktes Langhaus mit im Westen vorgelagertem, quadratischem Turm. Niedrige Pfeiler mit robem Schrägkämpfer tragen die rundbogigen Arkaden. Ein Querhaus fehlt. Ursprüngliche Halbpfeiler, auf denen aber heute ein flacher nachmittelalterlicher Bogen ruht, schließen das Mittelschiff im Osten gegen den in seiner jetzigen Gestalt erst dem Anfang des 19. Jahrh. angehörenden[1] polygonalen Chor ab. Rechts und links neben dem Chor bilden die östlichen Enden der Seitenschiffe rechteckige Nebenchöre, die im Westen durch einen quergestellten Bogen in Höhe der ersten Langbauspfeiler abgesondert sind. Dem südlichen Nebenchor ist im Osten ein nahezu quadratischer Sakristeiraum vorgelagert.

Schon in dem bisherigen Zustand des Baues ließ sich beobachten, daß die östlichen Abschlußmauern der beiden Nebenchöre mit den Seitenwänden des Hauptchores nicht in Verband standen.[2] Und diese selbst zeigten merkwürdig unregelmäßige Gestalt, die dazu verführen konnte, in ihnen Reste einer großen, an den Triumphbogenpfeilern ansetzenden,

[1] Vgl. Kraus a. a. O. S. 18.

[2] Am deutlichsten läßt sich noch heute am nördlichen Nebenchor innen wie außen beobachten, daß dessen östliche Abschlußmauer nachträglich ohne Verband gegen die innere Seitenwand geführt worden ist.

mittleren Apsis zu sehen. Um Klarheit zu schaffen, wurde innen in beiden Nebenchören nach Entfernung des Fußbodenbelages gegraben.[1] Beidemal trat der gleiche Befund zutage. Es ergab sich, daß die Trennungswände zwischen dem mittleren Chor und den Nebenchören tatsächlich älter sind als die östlichen Abschlußmauern der letzteren und daß sie die Anfänge einer großen mittleren Apsis bilden, deren weiterer Verlauf, wie wir sehen werden, später innen im Hauptchor festgestellt worden ist. Als ursprünglicher Ostabschluß der Seitenschiffe fand sich im Norden wie im Süden eine gerade Mauer[2], die von der mittleren Apsis an deren Ansatzstelle abzweigte und mit ihr im Verband stand. Ein jedesmal westlich vor die Mitte jener Quermauern gesetzter, nur wenig tief fundamentierter, rechteckiger Mauerklotz[3] ist zweifellos als die Unterlage der einstigen Seitenaltäre zu deuten, die hier vor der östlichen Abschlußmauer der Nebenschiffe ihren Platz hatten.

Mit der Seitenmauer der Nebenschiffe standen diese unter dem Fußboden der Kirche noch erhaltenen einstigen östlichen Abschlußmauern regelrecht im Verband[4], bildeten hier aber nach außen, wie man vielleicht erwarten könnte, kein Eck, sondern ohne jede Unterbrechung liefen die Außenwände der Seitenschiffe in gerader Flucht weiter nach Osten fort. Allerdings betrifft diese Feststellung nur die untersten Schich-

[1] Die Untersuchung der Kirche, deren Ergebnisse hier mitgeteilt werden, wurde mit freundlicher Erlaubnis des Pfarrherrn, für die diesem auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen sei, in den Tagen vom 22.—30. Mai 1914 vorgenommen. Die Grabungen wurden mir ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Freiburg i. B. Die Negative sämtlicher photographischer Aufnahmen wurden dem Denkmalsarchiv in Straßburg überwiesen.

[2] Ihre Breite betrug 80 cm. Erhalten waren beide Mauern bis 20 cm unter dem heutigen Niveau der Kirche. Ungefähr in gleicher Tiefe (45—50 cm unter dem heutigen Niveau) zeigten beide Mauern auf der Ostseite einen schmaleren (6 cm), auf der Westseite einen breiteren (15—20 cm) Fundamentabsatz, über dem das schlicht gemauerte aufgehende Mauerwerk begann.

[3] Er bestand nur aus zwei Lagen Steinen. Größe 112 : 90 cm.

[4] Der Verband wurde festgestellt auf der Westseite der ehemaligen östlichen Abschlußmauer im nördlichen Nebenchor. An der entsprechenden Stelle im südlichen Nebenchor war die westliche Kante der alten Abschlußmauer unmittelbar vor der Vereinigung mit der von Westen nach Osten ziehenden Außenmauer ausgebrochen, diese letztere von hier ab bis zu dem heutigen Südosteck des Seitenschiffes von Grund auf, wie auch die Verschiedenheit des Materials zeigte, nachträglich erneuert worden, so daß sich hier nicht mehr die gleiche Feststellung machen ließ. Auf ihrer Ostseite banden beide Abschlußmauern nicht direkt in die Außenmauern der Seitenschiffe ein, standen aber mit diesen in so engem Zusammenhang, daß an der Gleichzeitigkeit kein Zweifel bestehen konnte. Auch sonst läßt es sich nach meiner Erfahrung an frühmittelalterlichen Bauten häufig beobachten, daß an dem inneren Eck zweier miteinander verbundener Mauern kein regelrechter Verband hergestellt ist.

ten dieser Mauern. Etwa vom heutigen Fußboden der Kirche ab sind deren Seitenmauern nachträglich neu errichtet worden, weshalb auch heute im Innern an diesen jede Spur des einstigen Abzweigens jener alten östlichen Abschlußmauern der Nebenschiffe fehlt. Dagegen läßt sich an den Mauern zwischen Hauptchor und Nebenchören auch am aufgehenden Mauerwerk noch deutlich die Stelle erkennen, wo jene einst einbanden und später ausgebrochen worden sind.

Die alte Apsis hat sich in ihrem ganzen Verlauf noch in den Fundamenten erhalten. An zwei Stellen wurde sie unter dem Fußboden des heutigen Chores aufgedeckt.[1] Außen wie innen wies sie einen schmalen Fundamentabsatz auf[2], bis zu dem, genau wie an den alten östlichen Abschlußmauern der Seitenschiffe, das Kalksteinmaterial des eigentlichen Fundamentes reichte, während darüber das aufgehende Mauerwerk begann, das aus sorgfältig gelagerten und behauenen Werkstücken aus Sandstein bestand. Die gleiche Technik zeigen auch die über dem Boden als innere Seitenwände der heutigen Nebenchöre erhaltenen Teile der alten Apsis. Beachtenswert war, daß rechts und links an der nämlichen Stelle sich die äußere Kante der Apsis ausgebrochen zeigte, was auf ehemals hier einbindende, später beseitigte, Mauern deuten konnte.[3] Noch zu Anfang des 19. Jahrh. hatte, wie ein Grundriß damaliger Zeit beweist[4], die alte Apsis bestanden. Erst dann wurde sie bis auf ihre westlichen Ansätze abgebrochen und der heutige polygonale Chorschluß notdürftig an die Reste des alten Baues angeflickt.[5]

Verschiedene Beobachtungen erweisen mit Bestimmtheit, daß jene Apsis nicht nur älter als der jetzige Chorschluß, sondern überhaupt als die ganze heute bestehende Kirche ist, die wir etwa dem 10. Jahrhundert werden zuweisen dürfen.[6] Die östlichen Abschlußmauern der heutigen Nebenchöre, deren Ecken genau die gleiche eigentümliche Qua-

[1] Überall war sie gleichmäßig bis 45 cm unter dem heutigen Niveau des Chores erhalten.

[2] Breite beidemal 6 cm. Der Fundamentabsatz der Innenseite befand sich 85 cm, der der Außenseite 98 cm unter dem heutigen Niveau.

[3] Bis auf die Tiefe der Fundamentsohle zu gehen, verwehrten an diesen Stellen die hier dicht an der Apsis vorbeiziehenden Seitenmauern des heutigen Chores.

[4] Vgl. Reiner, Notice sur l'ancienne église d'Avolsheim. Strasbourg 1827.

[5] Auf der Nordseite läßt sich außen noch ein Stück der alten Apsis erkennen und das Ansetzen der Seitenmauer des heutigen Chores an die Ausbruchstelle der Apsis beobachten.

[6] Diese Datierung der Kirche, — Dehios Handbuch (IV S. 63), weist den Bau etwa der Zeit von 1000—1050 zu —, hoffe ich demnächst im Zusammenhang mit der übrigen frühmittelalterlichen Architektur des Ober- und Mittelrheins näher begründen zu können. Adler (Baugeschichtliche Forschungen in Deutschland II S. 5) hatte als Entstehungszeit das erste Jahrzehnt des elften Jahrhunderts angenommen.

derbehandlung zeigen wie das Quaderwerk des Turmes[1] und der Langhauspfeiler, sind, wie schon betont, nachträglich gegen die alte Apsis geführt und von dieser durch eine durchgehende Fuge getrennt. Zudem läuft die östliche Abschlußmauer des südlichen Nebenchores unmittelbar gegen eine vermauerte Tür in der Apsis, auf die noch naher einzugehen sein wird. Den heutigen Pfeilern des Schiffes entspricht als östliches Auflager der Langhausarkaden je ein Halbpfeiler an den freien Enden der Apsis. Diese ebenso wie die Halbpfeilervorlagen des Triumphbogens mit ihrer dem plastischen Schmuck des Westportales und der beiden seitlichen Türen[2] nahestehenden Ornamentierung sind erst nachträglich vor das alte Mauerwerk der Apsis gesetzt worden, wie sich an den Fundamenten deutlich beobachten ließ.[3] Diese Tatsachen genugen, um das höhere Alter der Apsis, die dagegen mit den jetzt verschwundenen einstigen östlichen Abschlußmauern der Seitenschiffe im Verband stand, darzutun.

Wie schon erwähnt, fanden die einstigen Seitenmauern der Nebenschiffe an jenen ursprünglichen östlichen Abschlußmauern nicht ihr Ende, sondern setzten sich in gerader Linie nach Osten fort. Dies schien weitere Räumlichkeiten ostlich von den Nebenschiffen zu beiden Seiten der Apsis vermuten zu lassen, zumal da ja auch jene schon erwähnte vermauerte Ture auf einen mit der Apsis in Verbindung stehenden Nebenraum zu deuten schien. Nicht ganz leicht gestaltete sich die Suche nach dem einstigen Abschluß dieser Räume gegen Osten. Mit den heutigen östlichen Abschlußmauern der Seitenschiffe konnte er wegen der verschiedenen oben angeführten Gründe für deren Nachträglichkeit nicht identisch sein, ganz abgesehen davon, daß in diesem Falle Räume von unwahrscheinlicher Schmalheit entstanden wären. Auch wurde im Norden unmittelbar vor der heutigen Ostwand des Seitenschiffes in dem die Kirche umgebenden Trockengraben die alte Seitenmauer, die sich hier ohne Unterbrechung nach Osten fortsetzte, noch einmal festgestellt. Ihren weiteren Verlauf zu verfolgen, gestatteten an dieser Stelle in dem Winkel zwischen Chor und nördlichem Seitenschiff liegende Grabstätten nicht.

---

[1] Der Turm ist nicht, wie Adler (a. a. O.) und Kraus (a. a. O. S. 19) annahmen, späterer Entstehung, sondern durchaus gleichzeitig mit dem ubrigen Bau. Das beweist nicht nur die Übereinstimmung in der Mauertechnik und der Quaderbehandlung sowie der sehr frühe Charakter aller Formen, sondern vor allem die Tatsache, daß der Turm mit der westlichen Abschlußmauer der Kirche im Verband errichtet und nicht nachträglich vor diese gesetzt ist.

[2] Einen dieser Kampfer bildet Reiner a. a. O. ab, der andere zeigt ähnliche Kerbschnittornamentierung wie die Pfosten des südlichen Seitenportales.

[3] Jene östlichen Halbpfeiler der Langhausarkaden sind ebenso wie die übrigen Pfeiler erst nachträglich auf der, wie wir sehen werden, unter diesen hinstreichenden alten Mauer errichtet und vor die freien Enden der Apsis gesetzt worden.

Innen im Chor zeigte, wie bereits oben angedeutet, die glatte Außenseite der Apsis keinerlei Unterbrechung bis auf zwei korrespondierende Stellen, an denen der ausgebrochene Zustand des Mauerwerkes auf nachträglich beseitigte, ursprünglich hier einbindende Mauern zu deuten schien. Die Bestätigung dieser Vermutung brachte außen in dem Trockengraben auf der Nordseite des Chores die Feststellung einer in die Fundamente der Apsis[1] einbindenden Mauer, genau an der Stelle, der innen im Chor am aufgehenden Mauerwerk der alten Apsis jene Spuren einer ausgebrochenen Mauer entsprachen. Im rechten Winkel muß dieser Mauerzug auf die Verlängerung der Außenmauer des nördlichen Seitenschiffes getroffen sein und hier die Nordostecke des nördlich neben der Apsis gelegenen Raumes gebildet haben.

So ergibt sich nördlich neben der alten Apsis in Verlängerung des Seitenschiffes ein Nebenraum von unregelmäßigem Grundriß, dessen innere Seitenwand die Apsis selbst bildete. Daß keine Türe hier von dem Chor in den Nebenraum geführt hat, ließ sich feststellen.[2] Dieser nördliche Nebenraum kann nur von außen zugänglich gewesen sein.

Im Süden sahen wir, daß die Außenmauer des Seitenschiffes samt dessen Ostwand von der einstigen östlichen Abschlußmauer an bei der Erbauung der heutigen Kirche von Grund auf neu errichtet worden war[3] unter Verdrängung aller Reste der einstigen Seitenmauer. Auch in ihrem weiteren Verlauf gelang es nicht, diese festzustellen. Nachforschungen in der heutigen Sakristei, deren Boden bis in beträchtliche Tiefe durchwühlt war und aus aufgefülltem Schutt bestand, blieben erfolglos.[4] Daß auf der Südseite die gleiche Anordnung eines östlichen Nebenraumes neben der Apsis anzunehmen ist, beweist indessen an dieser selbst, genau an dem gleichen Punkt wie im Norden, die Ansatzstelle der jenen Raum ursprünglich abschließenden östlichen Mauer, und auch die noch nach-

[1] In größerer Tiefe, als im Chor das Mauerwerk der Apsis hatte verfolgt werden können, wies dieses hier außen auf der Außenseite etwa 1,10 m unter dem heutigen Niveau einen Fundamentabsatz von ungefähr 40 cm Breite auf, in den jene von Norden nach Süden ziehende Mauer einband. Die Breite dieser Mauer betrug wie die der übrigen des alten Baues 80 cm.

[2] Sowohl westlich wie östlich der heutigen Ostmauer des Nebenchores wiesen die wohlerhaltenen untersten Lagen des aufgehenden Mauerwerkes der Apsis keine Spur einer Türe auf.

[3] Und zwar war bei dieser Erneuerung auch die Westseite der einstigen östlichen Abschlußmauer gerade an der Stelle, wo ehemals die weitere Fortsetzung der seitlichen Mauer in sie eingebunden haben muß, ausgebrochen worden.

[4] In der Sakristei fanden sich nur dicht vor deren Ostwand die Reste einer schräg gegen die Apsis geführten Strebemauer aus sehr unregelmäßigem Mauerwerk, der man auch schon innen im Chor außen an der Apsis begegnet war, mit der sie nicht im Verband stand. Auf unserem Plan ist diese zweifellos erst sehr späte Mauer fortgelassen.

weisbare Tür, die einst von der Apsis in den nördlichen Nebenraum führte. Von dieser später vermauerten Tür wurde 36 cm vor der heutigen Ostwand des südlichen Nebenchores nach Beseitigung des Verputzes das westliche Gewände bis zu einer Höhe von 1,60 m über dem Fußboden der Kirche in dem wohlerhaltenen alten Mauerwerk der Apsis festgestellt. Es bestand aus dem gleichen Werksteinmaterial wie das übrige aufgehende Mauerwerk der Apsis. Das östliche Gewände jener Türe wird wohl gerade durch die jetzige Trennungsmauer zwischen südlichem Nebenchor und Sakristei verdeckt.

Nachdem so die Chorpartie eines älteren Baues teils in den Grundmauern, teils noch über der Erde nachgewiesen war, mußte versucht werden, auch die Gestalt des dazugehörigen Langhauses zu bestimmen. Wie wir schon sahen, hatte dieses die gleiche Breite besessen wie die heutige Anlage; die jetzigen Außenmauern der Nebenschiffe stehen noch auf den Fundamenten der alten Seitenmauern. Mehrschiffigkeit war schon auf Grund der Gestaltung der Chorpartie und der recht beträchtlichen Breite des Langhauses auch für den ursprünglichen Bau anzunehmen. An den westlichen Enden der Apsis ließ sich zudem feststellen, daß sich eine mit dieser gleichzeitige und mit ihr und den ursprünglichen östlichen Abschlußmauern der Seitenschiffe in Verband stehende Mauer unter den Langhauspfeilern nach Westen zieht.[1] Diese selbst gehören, wie die Untersuchung an einzelnen unter ihnen zeigte[2], erst dem jetzigen Bau an, worauf auch schon die Quaderbehandlung[3] und die Gestalt der Kämpfer und Sockel[4] deutet. Wie die ursprünglichen Stützen der Langhausarkaden beschaffen waren, wissen wir nicht. An den westlichen Enden der Apsis erwiesen sich sowohl die Halbpfeilervorlagen des Triumphbogens wie diejenigen, die als östliche Auflager der Arkaden dienen, als spätere Zutat. Ebenso sind die Halbpfeilervorlagen der die heutigen Nebenchöre

[1] Diese Mauer ebenso wie ihr Einbinden in Apsis und einstige östliche Abschlußmauern der Seitenschiffe wurde im Süden wie im Norden festgestellt.

[2] Untersucht wurden die östlichen Halbpfeilervorlagen beider Arkadenreihen, der Ostpfeiler der Südseite und jeweils die beiden westlichen Pfeiler im Norden wie im Süden. Alle diese Pfeiler waren, wie die Untersuchung ihrer Fundamente zeigte, deutlich erst in einer späteren Zeit auf die alte Mittelschiffsmauer gesetzt worden, und zwar gleichzeitig mit der Erbauung der heutigen Kirche und der Verlängerung der ursprünglichen Anlage nach Westen, da jene westlichsten Joche genau die gleichen Pfeiler zeigen, die hier aber in regelmäßigem Zusammenhang mit der unter ihnen hinziehenden Mauer stehen (vgl. unten).

[3] Die Quaderbehandlung ist genau die gleiche wie am Turm und an den verschiedenen Ecken des Langhauses.

[4] Alle Pfeiler weisen einen den Kämpfern entsprechenden schlichten Schrägsockel aus Haustein auf, der heute überall unter dem Fußboden der Kirche (unterer Rand 38 cm unter dem heutigen Niveau) liegt.

im Westen abschließenden Rundbögen erst nachträglich angefügt, wie sich an den Fundamenten deutlich beobachten ließ.[1]

Um die Ausdehnung des ursprünglichen Langhauses nach Westen zu bestimmen, wurde im Mittelschiff ein Versuchsgraben in west-östlicher Richtung gezogen. Dieser stieß zwischen dem vierten Paar der Langhauspfeiler auf eine Quermauer, die in Struktur und Breite den alten Mauerzügen der Chorpartie entsprach.[2] Durch verschiedene Schnitte wurde diese Mauer in ihrer ganzen Ausdehnung im Mittelschiff wie in den Seitenschiffen freigelegt, um festzustellen, ob es sich tatsächlich um die ursprüngliche westliche Langhausmauer handelte, und ob die alten Fundamentmauern des Langhauses hier ihr Ende fanden. Beides ließ sich einwandfrei erweisen. Sowohl die Außenmauern der Seitenschiffe[3] wie die sich unter den Pfeilerstellungen des Langhauses von Osten nach Westen ziehenden Mauern banden in diese Quermauer ein. Ihre weitere Fortsetzung nach Westen dagegen war nachträglich vor die Westseite dieser alten Abschlußmauer gesetzt und unterschied sich auch in der Mauertechnik von den alten Mauern. Leider war jene ursprüngliche Westmauer überall bis in so beträchtliche Tiefe ausgebrochen[4], daß sich nirgends mehr Spuren einstiger Portale nachweisen ließen.

Da die Möglichkeit immerhin in Erwägung gezogen werden mußte, daß sich einst eine Vorhalle in irgendwelcher Form westlich an die Kirche angeschlossen haben könnte, wenn auch bereits festgestellt worden war, daß die inneren wie die äußeren Mauern des Langhauses sich nicht jenseits der westlichen Abschlußmauer fortsetzten, wurden auch die Teile des Langhauses westlich der alten Abschlußmauer an mehreren

[1] Untersucht wurden die beiden Halbpfeilervorlagen dieses Bogens im nördlichen Seitenschiff. Ihre Fundamente waren ohne Verband vor die Seitenschiffs- resp. Mittelschiffsmauer gesetzt, wenig sorgfältig gemauert und gingen nur in geringe Tiefe. Dagegen stehen die aufgehenden Teile dieser Halbpfeiler mit dem ersten Langhauspfeiler resp. der Außenwand des Seitenschiffes in Verband und gehören wie diese dem Neubau des 10. Jahrh. an.

[2] Wie unser Plan zeigt, entspricht die Lage dieser Mauer nicht vollständig der jenigen der beiden Langhauspfeiler. Sie nimmt ihren Lauf etwas weiter westlich, so daß die heutigen Pfeiler nicht genau über ihr stehen, sondern ihre westliche Kante frei lassen. Die Breite dieser Mauer betrug wiederum ungefähr 80 cm.

[3] Festgestellt konnte dies nur im nördlichen Seitenschiff werden. Im Süden war unmittelbar an der Außenmauer die alte westliche Abschlußmauer bis auf den gewachsenen Boden ausgebrochen, wohl im Zusammenhang damit, daß hier die Außenmauer des Seitenschiffes im 10. Jahrh. von Grund auf erneuert worden war und daher auch keine Unterbrechung an dieser Stelle aufwies.

[4] Erhalten waren überall nur die aus Kalkbruchsteinen bestehenden Grundmauern, nirgends mehr Teile des aufgehenden Mauerwerkes. In der Mitte des Mittelschiffes lag die Oberfläche der erhaltenen Fundamentreste 85 cm unter dem heutigen Niveau.

Stellen untersucht. Das Ergebnis war überall das gleiche. Es fanden sich wohl eine Anzahl Gräber[1] unmittelbar vor der einstigen westlichen Abschlußmauer. Auch unter den beiden westlichen Langhauspfeilern schien die unter den Arkaden entlang laufende Mauer über Reste alter Grabstätten zu führen.[2] Von irgendwelchen auf eine ehemalige Vorhalle deutenden Mauerzügen trat keine Spur zutage. Ebensowenig ließ sich an der Westseite der westlichen Abschlußmauer beobachten, daß einst Mauern von hier weiter nach Westen abgezweigt wären. Die ursprüngliche Kirche besaß keine Vorhalle, wenigstens keine solche aus Stein.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Gesamtbild des Grundrisses der ursprünglichen Anlage, wie es sich aus den bisherigen Feststellungen ergibt. Der heutige Bau steht an Stelle eines älteren, von dem sich nur in den Scheidewänden zwischen den Nebenchören und dem mittleren Chor Teile des aufgehenden Mauerwerks über dem Boden erhalten haben. Das ursprüngliche Langhaus war bedeutend kürzer als das jetzige; es fand schon bei dem vierten Paar der heutigen Langhauspfeiler seinen westlichen Abschluß. Mehrschiffigkeit ist auch für den älteren Bau gesichert. Ob die Entfernung der Stützen voneinander und damit die Jochzahl innerhalb des früheren Langhauses die gleiche war wie heute, läßt sich nicht mehr feststellen. Einige Wahrscheinlichkeit dürfte indessen dafür sprechen, da so die Jocheinteilung am natürlichsten und ungezwungensten. Welcher Art die Stützen waren, ob Säulen oder Pfeiler, wissen wir nicht.

An das ziemlich kurze, im Grundriß sich fast dem Quadrat nähernde Langhaus schloß sich die dreiteilige Chorpartie. Dem Mittelschiff war im Osten eine große halbrunde Apsis vorgelagert, die Nebenschiffe fanden an deren Ansatzstelle in einer geraden Abschlußwand ihr Ende, vor der je ein Altar stand. Gewissermaßen die Fortsetzung der Seitenschiffe bildeten zu beiden Seiten der Apsis gerade schließende Nebenräume, deren Bestimmung noch zu erörtern sein wird. Von dem südlichen dieser Räume führte eine Türe in die Apsis, der nördliche war anscheinend nur von außen zugänglich.

Bei dem Umbau des 10. Jahrh., der fast einer völligen Erneuerung gleichkam, wurde das Langhaus um zwei Joche nach Westen verlängert, und ein quadratischer Westturm vor der Front errichtet. Etwa vom heu-

[1] Sie waren aus Bruchsteinen in Sargform aufgemauert, das eine noch mit einer schmucklosen Sandsteinplatte geschlossen. Irgendwelche Beigaben fanden sich in diesem Grab, in dem noch unberührt ein Skelett lag, nicht. Alle übrigen Gräber waren nur mit Bauschutt ausgefüllt.

[2] Wenigstens schienen mir so die Reste dürftigen Bruchsteinmauerwerkes zu deuten, die sich teils neben der Mittelschiffsmauer fanden, teils von dieser bedeckt waren.

tigen Niveau ab, stellenweise sogar von Grund auf[1], wurden die Seitenmauern damals neu errichtet und gleichzeitig und im Verband mit ihnen die östlichen Abschlußmauern der Nebenchöre um etwa 1,40 m weiter nach Osten vorgeschoben und nur lose gegen die mittlere Apsis geführt. Die ursprünglichen Nebenräume des Chores fielen damals. Bestehen blieb von dem früheren Bau einzig und allein die große Chorapsis, bis auch sie zu Anfang des 19. Jahrh. niedergelegt wurde. Sämtlich dem Neubau des 10. Jahrh. gehören die aus Quaderwerk aufgeführten Pfeiler und Halbpfeilervorlagen in der ganzen Kirche an.

In welche Zeit dürfen wir den durch die Grabungen festgestellten älteren Bau setzen? Die Mauertechnik an den wenigen Stellen, an denen sich aufgehendes Mauerwerk noch erhalten hat, gibt uns keinen bestimmten Anhalt zur Datierung. Zwar zeigt dieses Kleinmauerwerk aus ziemlich regelmäßig zugerichteten Werksteinen noch deutlich das Nachwirken antiker Tradition. Das gleiche gilt aber im westlichen Deutschland mehr oder weniger für das ganze frühere Mittelalter bis etwa gegen Mitte des 11. Jahrh.[2] Lediglich der Grundriß scheint mir eine Handhabe zur zeitlichen Fixierung des interessanten Baues zu bieten, der bereits, wie die fast völlige Erneuerung in damaliger Zeit beweist, beträchtlich vor dem 10. Jahrh. entstanden sein muß.

Wir können an die im vorigen Kapitel geführten Erörterungen anknüpfen. Dort wurde der Nachweis versucht, daß im südwestlichen Deutschland dem karolingischen Basilikengrundriß mit weit ausladendem Querhaus und an dieses sich unmittelbar anschließender halbrunder Apsis ein älterer Typus vorausging, der durch das Fehlen des Querhauses, den geraden Chorschluß und die Einteilung der Chorpartie in drei kapellenartig geschlossene, rechteckige Chorräume charakterisiert ist. Den meisten westlichen Ländern scheint dieses Schema in früher karolingischer Zeit gemeinsam, es kehrt vor allem in Spanien an westgotischen Bauten des 7. bis 9. Jahrhunderts häufig wieder. Im Orient konnte dieser Typus in gewissen Gegenden Syriens für die Zeit etwa seit der Mitte des 6. Jahrhunderts als die herrschende Form des Basilikengrundrisses festgestellt werden

In Syrien hat man an dem ungemein zahlreich erhaltenen Material an Bauten gerade der frühesten Jahrhunderte deutlich die Entstehung dieses Grundrisses beobachten können. Dort ging voraus (vgl. die neben-

[1] Festgestellt wurde dies von der südlichen Seitenmauer an zwei Stellen östlich der einstigen Ostmauer des Seitenschiffes und da, wo die Westfront der Kirche ursprünglich auf die Südmauer traf. An den übrigen untersuchten Stellen war das alte Mauerwerk etwa bis zur heutigen Niveauhöhe erhalten.

[2] Vgl. Limburg a. d. H., Surburg, die westlichen Teile des Domes zu Trier usw.

stehende Abb.) ein gleichfalls querhausloser Basilikengrundriß, bei dem sich an eine halbrunde mittlere Apsis je ein rechteckiger, vom Langhaus nur durch eine Türe zugänglicher Raum, Prothesis und Diakonikon, in Verlängerung der Seitenschiffe anschloß. Die Art, wie dabei Apsis und Nebenräume miteinander in Verbindung gebracht waren, konnte verschieden sein. Drei Typen ließen sich hier vielleicht unterscheiden. Entweder war die Apsis wie an St. Paul und Moses in Dâr Kîta[1], dessen Grundriß ich hier wiedergebe, als selbständiges Halbrund innerhalb des zwischen den



Abb. 19. St. Paul u. Moses in Dâr Kîta. Grundriß nach Butler

inneren Seitenwänden der Nebenräume freibleibenden Raumes aufgeführt, so daß zwickelförmige Lücken zwischen Apsis und Nebenräumen entstanden[2], oder man hatte diese vermieden, indem man die Apsis rechteckig ummantelte und so dem Raum zwischen Prothesis und Diakonikon anpaßte.[3] Eine dritte Möglichkeit war die, daß auf einen regelmäßig rechteckigen Grundriß und gerade innere Seitenwände der Nebenräume verzichtet wurde, vielmehr deren östliche Abschlußmauern sich unmittelbar an die halbrunde Apside anlehnten, wie es der hier abgebildete Grundriß von Djerâdeh zeigt. Neben den beiden ersten Typen scheint in Syrien dieses letztere Schema verhältnismäßig selten.[4] Der Übergang zu dem späteren Basilikentypus mit drei gerade schließenden Chorräumen erfolgte, als man auch die mittlere Apsis rechteckig gestaltete und alle drei Chorräume im Osten in gemeinsamer gerader Flucht abschloß.[5] Etwa im Laufe des 6. Jahrh. scheint in Syrien diese Wandlung anzusetzen.[6]

[1] Veröffentlicht von Butler, Publications of an American archaeological expedition to Syria in 1899—1900, Part. II. Architecture and other arts S. 137. Laut Inschrift über einem der Portale wurde der Bau 418 errichtet.

[2] Beispiele finden sich in dem erwähnten Werk von Butler und bei de Vogüé, Syrie centrale, Paris 1865—1876, in großer Zahl.

[3] Vgl. die bei Butler a. a. O. S. 93 ff. abgebildeten Grundrisse. Weitere Beispiele dort und bei de Vogüé a. a. O.

[4] Unter den von Butler veröffentlichten Grundrissen zeigt nur noch Bâîn (a. a. O. S. 154) die gleiche Anordnung. Zwei weitere Beispiele sind El Barah und eine der beiden Kirchen von Kherbet Hâss (vgl. Holtzinger, Die altchristliche Architektur, Stuttgart 1889, S. 208 und 209.)

[5] Vgl. den oben S. 137 abgebildeten Grundriß von St. Sergius in Dâr Kîta.

[6] Vgl. Butler a. a. O. S. 181 f.



Abb. 20. Djerâdeh. Grundriß nach Butler

Unstreitig besteht im Grundrißtypus eine gewisse Verwandtschaft zwischen der in Dompeter festgestellten Anlage und jenen früheren syrischen Bauten. Wie dort ist die halbrunde mittlere Apsis in Verlängerung der Abseiten von zwei gerade schließenden Nebenräumen umgeben, die wir wohl auch als Sakristeiräume deuten dürfen Im einzelnen würde sich Dompeter am meisten den syrischen Bauten vom Typus Djerâdeh nähern, bei denen wie dort auf besondere gerade innere Seitenwände der Nebenräume und damit auf einen regelmäßigen rechteckigen Grundriß derselben verzichtet ist. Ein Unterschied zwischen jenen syrischen Basiliken und Dompeter besteht nur insofern, als hier der Scheitel der Apside etwas über die Flucht der östlichen Abschlußmauern der Nebenräume vorspringt, wofür sich, soweit ich sehe, unter den bisher bekannt gewordenen syrischen Anlagen kein Beispiel nachweisen läßt. Doch handelt es sich hier nur um eine Modifikation unbedeutenderer Art, die das Wesentliche des Grundrißtypus unberührt läßt.

Jenes Grundrißschema mit zwei die mittlere Apside umgebenden rechteckigen Nebenräumen läßt sich allenthalben auf dem Boden des alten Römerreiches an Bauten der frühesten Jahrhunderte nachweisen, wenn auch mit mancherlei Modifikationen im einzelnen. Es findet sich in Kleinasien[1], es kehrt an einer ganzen Reihe christlicher Basiliken im nördlichen Afrika, in Algier[2] und Tunis[3], wieder. Auch im Abendland fehlt es schon jetzt nicht an Beispielen. In Italien ließen sich S. Maria in Grado[4], S. Spirito in Ravenna[5] und S. Simforosa in Rom[6] nennen, in Istrien und

[1] Vgl. die von Strzygowski, Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte veröffentlichten Grundrisse von Hierapolis-Kastabala (S 53), Kesteh (S. 105) und der Doppelkirche zu Ephesus (S 142). [2] Vgl. Gsell, Monuments de l'Algérie.

[3] P. Gaukler. La basilique chrétienne de Tunisie, Paris 1913

[4] Vgl den Grundriß bei de Lasteyrie, l'architecture religieuse en France à l'époque romane S. 89 Die östlichen Abschlußmauern der Nebenräume greifen in S Maria in Grado außen um die Apsis herum Vgl. ferner den Grundriß der auf der Piazza della Corte in Grado ausgegrabenen Basilika bei Gerber Altchristliche Kultbauten Istriens und Dalmatiens Dresden 1912, S 32

[5] Vgl den Grundriß bei Dehio u. v Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Taf 16

[6] Vgl. den Grundriß bei Dehio u v. Bezold a. a. O Taf 17. Die Nebenräume der Apsis sind bei diesem Bau etwas schmaler als die Seitenschiffe des Langhauses.

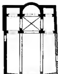


Abb. 21. S. Eulalia in Toledo. Grundriß nach Lamperez y Romea.

Dalmatien S. Giusto in Triest[1] und die Basilika in Nesazio[2], in Gallien St. Pierre zu Vienne, dessen Gründung in die erste Hälfte des 5. Jahrh. zurückgebt.[3] Auf die häufige Verbreitung dieses Grundrißtypus mit zwei eine mittlere Apsis umgebenden Sakristeiräumen in Gallien in den ersten Jahrhunderten christlicher Kultur hat man aus einer Anzahl Nachrichten bei Gregor von Tours geschlossen[4], denen sich noch weitere Zeugnisse bei anderen Schriftstellern an die Seite stellen ließen.[5]

Ganz die gleiche Wandlung des Grundrißtypus wie in Syrien scheint sich in Spanien beobachten zu lassen. Das spätere Schema mit drei rechteckigen Chorkapellen weist dort, wie wir sehen, eine ganze Reihe westgotischer Bauten vom 7. bis zum 9. Jahrh. auf[6]. Einen Grundriß, der dem älteren syriscban Typus nahe verwandt ist, zeigt die 559 gegründete Kirche S. Eulalia in Toledo[7], wiederum mit dem anscheinend für einen Teil der abendländischen Anlagen charakteristischen, im Orient und in Nordafrika bisher nicht festgestellten, Vorspringen des Scheitels der Apside über die östlichen Abschlußmauern der Nebenräume.[8]

In Syrien, wo sich an dem überaus zahlreichen Material diese Wandlung genauer hat beobachten lassen, geht jener frühe Grundrißtypus etwa um die Mitte des 6. Jahrh. in das spätere Schema über, das eine aus drei rechteckigen Räumen bestehende Chorpartie zeigt.[9] Die gleiche Ent-

---

[1] Vgl. Gerber a. a. O. S. 9.

[2] Vgl. Gerber a. a. O. S. 75 u. Atti e Memorie della Società istriana di archeologia XXX (1914) S. 1 ff.

[3] Vgl. den Grundriß bei de Lasteyrie, S. 43, woselbst auch die historischen Nachrichten über die Baugeschichte der Kirche. Der Grundriß scheint entschieden auf das ehemalige Vorhandensein eines dem nördlichen Nebenraum entsprechenden Raumes südlich neben der Apsis zu deuten.

[4] Vgl. de Lasteyrie a. a. O. S. 89 Anm. 3.

[5] So erwähnt Sulpicius Severus im zweiten seiner Dialoge (Sulpicii Severi libri qui supersunt rec. C. Halm, Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum vol. I, Vindobonae 1866 S. 180 f.) eine Kirche mit zwei Sakristeiräumen.

[6] Vgl. oben S. 136 f.

[7] Vgl. Lamperez y Romea, Historia de la arquitectura cristiana española en la edad media, Madrid 1908, S. 212 f.

[8] Die gleiche Eigentümlichkeit weisen neben Dompeter und der unten noch zu besprechenden Aachener Basilika, S. Sinforosa in Rom, S. Spirito in Ravenna und St. Pierre in Vienne auf.

[9] Vgl. Butler a. a. O. S. 181 f.

wickelung scheint nach allem auch im Abendlande stattgefunden zu haben.[1] Es fragt sich, wann hier etwa der Übergang von dem früheren zum späteren Typus anzusetzen sein wird. Eine befriedigende Antwort läßt sich vorläufig wohl noch nicht geben. St Pierre in Vienne und S. Eulalia in Toledo, die einzigen genauer datierbaren unter den bis jetzt im Abendlande bekannt gewordenen Bauten dieses Typus, gehören das eine der ersten Hälfte des 5.[2], das andere dem dritten Viertel des 6 Jahrh.[3] an. Das spätere Schema andererseits tritt in Spanien etwa seit dem 7. Jahrh. auf. Die frühesten Beispiele sind S. Juan in Banos (661)[4] und die 641 gegründete Kirche S. Lucas in Toledo.[5] Im westlichen Deutschland gehört die Peterskirche auf der Zitadelle in Metz, die man etwa dem 7. Jahrh. zuzuschreiben gewohnt ist, jedenfalls nicht mehr dem älteren Typus an.[6] Soviel sich bis jetzt übersehen läßt, könnte demnach auch im Abendlande annähernd um die gleiche Zeit wie im Orient der Übergang von dem älteren zum jüngeren Typus anzusetzen sein.

Wir kommen zu der Kirche von Dompeter zurück. Schon die starke Zerstörung der ursprünglichen Anlage, auf die die fast von Grund auf durchgeführte Erneuerung im 10. Jahrh deuten dürfte, läßt hier für den älteren Bau ein recht hohes Alter vermuten. Der Grundrißtypus, der in dieser Form in späteren Jahrhunderten nirgends mehr begegnet und, wie eben erörtert, seine Analogien nur in Basilikenbauten frühester Zeit im Abendland wie im Orient hat, scheint dazu zu berechtigen, den in den Grundmauern nachgewiesenen ältesten Bau den allerersten Jahrhunderten christlicher Kultur am Oberrhein zuzuweisen.

Die wenigen historischen Nachrichten scheinen diese Annahme zu bestätigen. Die mittelalterliche Tradition schrieb die Errichtung der Kirche von Dompeter dem hl Maternus zu und sah in ihr eines der ältesten Gotteshäuser des Landes.[7] Maternus soll, als er zuerst dem Elsaß

[1] Die abendländischen Bauten des späteren Typus sind oben S. 130ff aufgezählt

[2] Vgl. de Lasteyrie a. a. O. S. 43

[3] S Eulalia in Toledo wurde 559 gegründet, vgl. Lamperez y Romea a. a. O S 212

[4] Vgl. Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen S 191

[5] Vgl Lamperez y Romea a. a. O S 214.

[6] Vgl. oben S. 62

[7] Die mittelalterliche Tradition über Dompeter ist fixiert in Königshofens Straßburger Chronik. Vgl. Die Chroniken der deutschen Städte Bd IX S. 712 Donoch durch bette de volkes in den dörfern mahte sant Materne ein kirche bi Mollesheim ouch in sant Peters ere und nante die noch welscher sproche Dompeter daz ist gesprochen domus Petri und zu dütsche 'sant Peters hus', wan es sant Peters kirche ist und nennet men es nu gewonlichen Dumpfieter Also sint drige kirchen zu Strosburg und in dem bystum von sant Maternen gestiftet in Sant Peters ere, die wile sant Peter noch do lebete und zu Rome bobest was und sint dis die drige kirchen Ebersheimmunster, zum alten sant Peter und Dumpfieter, von den davor ist geseit.

das Christentum brachte, drei Kirchen gegründet haben, Alt St. Peter in Straßburg, Dompeter und das spätere Ebersheimmünster. Die Gestalt des Maternus ist reich von Legenden umwoben, aus denen sich nur schwer die zugrunde liegende historische Wirklichkeit herausschälen lassen will.[1] Tatsache ist, daß Dompeter bei seinem ersten Auftreten in den Urkunden noch als Mutterkirche der ganzen Umgegend erscheint.[2]

Auch der Name „Dompeter" läßt einige Schlußfolgerungen zu. Das Mittelalter deutete ihn als „Domus Petri".[3] Diese Etymologie ist sicher falsch, das beweisen die zahlreichen französischen Ortsnamen wie Domremy, Dannemarie, vor allem das sehr häufig wiederkehrende, genau entsprechende Dampierre. Hier ist die Zusammensetzung des Namens mit dominus oder domina, nicht domus, ganz deutlich und wird auch durch die älteste Schreibart dieser Ortsnamen, wie sie sich in merowingischen und karolingischen Urkunden findet, erwiesen.[4] Dompeter ist demnach aus „Dominus Petrus", oder besser noch „ad Dominum Petrum" entstanden. „Dominus" ist die gewöhnliche Titulierung der Heiligen in merowingischer Zeit. Sie verschwindet etwa mit dem Ende der karolingischen Epoche. Aus sprachlichen Gründen kann der Name nicht später als etwa um 800 entstanden sein, ist aber aller Wahrscheinlichkeit noch früher anzusetzen.[5]

Ich glaube, man kann noch etwas weiter gehen. Der Name Dompeter unterscheidet sich recht wesentlich von anderen elsässischen Ortsnamen deutscher Wurzel. Man könnte vermuten, daß er noch in einer Zeit entstanden sein muß, als hier eine lateinisch sprechende Bevölkerung saß, denn daß er etwa aus der Sprache der Kirche und der Urkunden unter Verdrängung eines älteren volkstümlichen Namens in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sei, wird kaum anzunehmen sein. Wie lange sich eine lateinisch sprechende Bevölkerung an einzelnen Punkten des ehemals römischen Gebietes hielt, vermögen wir allerdings

[1] Vgl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I S. 46 f., Buchberger, Kirchliches Handlexikon II S. 879. Ganz unkritisch ist das Buch von Glöckler, Sankt Maternus oder Ursprung des Christentums in Elsaß und in den Rheinlanden. Rixheim 1884.

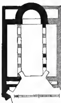
[2] Vgl. die bei J. Claus, Historisch-topographisches Worterbuch des Elsasses S. 256 f. angeführte Urkunde Bischof Bertholds von Straßburg vom Jahre 1337.

[3] Vgl. oben S. 155 Anm. 7.

[4] Vgl. Longnon, Atlas historique de la France, texte S. 177.

[5] Ich verdanke diese Hinweise sprachgeschichtlicher Natur der Freundlichkeit Herrn Professor Dr. Baists in Freiburg i. B. Für die Beurteilung der Entstehung des Namens Dompeter und seine Etymologie kommt auch, worauf mich Herr Professor Dr. Haas in Tübingen aufmerksam macht, die Tatsache in Betracht, daß das gallische Vulgärlatein das Wort domus überhaupt nicht, weder in der Bedeutung von Kirche noch von Haus oder Hof, kennt.

nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Jedenfalls würde uns diese Vermutung noch in die Jahrhunderte der Völkerwanderung oder spätestens in die frühe Merowingerzeit führen, also in die Zeiten, in denen wir etwa das Wirken des hl. Maternus anzusetzen haben. Klar ist, daß der Name „ad dominum Petrum“ nur entstanden sein kann, als sich hier bereits eine dem hl. Petrus geweihte Kirche erhob. Mittelalterliche Überlieferungen brauchen nicht immer, wie man gern anzunehmen geneigt ist, unbedingt falsch zu sein. In unserem Fall scheint doch der späteren Tradition, die die Kirche durch den hl. Maternus gegründet sein ließ und in ihr eines der frühesten Gotteshäuser des Landes sah, eine richtige Tatsache zugrunde zu liegen, insofern als die in ihren Fundamentmauern nachgewiesene älteste Kirche, wenn sie auch vielleicht nicht dem hl. Maternus selbst ihre Entstehung verdankt, doch nach Ausweis des Grundrisses und des Ortsnamens in jene frühesten Jahrhunderte zurückgehen dürfte, der Zeit der Völkerwanderung oder der ersten Merowinger entstammt.[1] Beachtenswert ist auch die Tatsache, daß in unmittelbarer Nähe nördlich der Kirche eine alte Römerstraße vorbeiführt, und daß in der Gegend selbst bereits mehrfach römische Altertümer gefunden worden sind.[2]


Abb. 82. Aachen. Grundriß der vorkarolingischen Basilika nach Faymonville.

Und schließlich kennen wir auch auf deutschem Boden bereits ein jedenfalls jenen frühen Jahrhunderten angehörendes Beispiel genau des gleichen Grundrißtypus in der beim Aachener Münster in den Fundamenten aufgedeckten älteren Basilika.[3] Sie teilt mit Dompeter die auffallende Kürze des sich fast dem Quadrat nähernden Langhauses. In der

[1] Noch eine Erwägung scheint in diese Richtung zu deuten. Es wurde bereits erwähnt, daß die sehr weitgehende, stellenweise fast von Grund auf durchgeführte Erneuerung der Kirche im 10. Jahrh. auf eine recht beträchtliche Zerstörung der ursprünglichen Anlage schließen läßt, die auf längere Verwahrlosung nach irgendeiner Katastrophe zu deuten scheint. Man könnte folgern, daß der ältere Bau noch in die Zeit vor der Okkupation des Landes durch die Alamannen zurückgehen müsse und von jenen bei einem ihrer Einfälle zerstört sei, da eine derartige Vernichtung einer Kirchenanlage in merowingischer Zeit kaum mehr anzunehmen sein wird.

[2] Vgl. Claus a. a. O. S. 256f.

[3] Vgl. Faymonville, Der Dom zu Aachen, München 1909, S. 2ff., wo auch die ältere Literatur angeführt ist, ferner Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Zweiter Bericht über die Denkmäler Deutscher Kunst, Berlin 1912, S. 26f.

Verlängerung der Seitenschiffe lehnen sich auch hier wiederum Nebenräume von unregelmäßiger Grundrißgestalt seitlich an die mittlere Apsis, deren Scheitel frei vor die Ostfront vorspringt.[1] Die Verwandtschaft ist ganz schlagend. Man weiß von der Aachener Basilika nicht recht, ob sie früher merowingischer oder spätrömischer Zeit angehört[2], ob sie profaner oder sakraler Bestimmung, zumal da sie keine Orientierung nach Osten aufweist. Jedenfalls scheint auch dieser Bau darzutun, daß die in Dompeter festgestellte älteste Anlage noch sehr früher Zeit angehören muß.

Wir wissen ja noch so wenig über jene ersten Zeiten germanischer Besiedelung und die Anfänge des Christentums bei uns im westlichen Deutschland. So scheinen mir die in Dompeter gemachten Feststellungen nicht nur für die Archäologie des früheren Mittelalters, sondern auch für die historische Forschung wertvoll. Eine genauere Datierung jener ältesten Kirchenanlage wird vorläufig noch nicht möglich sein. Wir werden uns damit begnügen müssen, den Bau etwa dem 5. oder 6. Jahrhundert zuzuweisen, obwohl selbst eine noch etwas frühere Datierung nicht ganz unmöglich scheinen könnte. Erst weitere Forschung und die Feststellung neuen Materials werden hier vielleicht Klarheit bringen.

Allem Anschein nach handelt es sich um eine jener ältesten Regionalpfarrkirchen, an denen ein zahlreicherer Klerus, stiftsmäßig organisiert, tätig war. Daher die Dreischiffigkeit und die Mehrzahl der Altäre.[3] Von romanischen Pfarrkirchen des 11. und 12. Jahrhunderts unterscheidet sich dieser Typus schon in der Grundrißgestaltung scharf. In jenen späteren Jahrhunderten begegnen auf dem Lande bei uns in Deutschland in der Regel nur einschiffige Pfarrkirchen, die Mehrschiffigkeit scheint mit dem Ende der karolingischen Zeit abzukommen. Es hängt dies zweifel-

[1] Faymonville gibt den Grundriß jener Nebenräume, wie wir ihn hier reproduzieren, nach den bei den Grabungen im Jahre 1886 gemachten Aufnahmen. Der in jenem Bericht des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft veröffentlichte Grundriß weicht in der Gestaltung der beiden Nebenräume etwas ab. Der Bericht selbst konstatiert „am Abschluß der Seitenschiffe merkwürdige Verstärkungen mit kleinen Gelassen und Vertiefungen" und rechnet mit der Möglichkeit, daß „hier zur Seite der Apsis turmartige Aufbauten" anzunehmen. Ich glaube nicht, daß an die Apsis flankierende Türme gedacht werden kann. Jene kleinen Gelasse und Vertiefungen aber dürften vielleicht auf Grabstätten innerhalb jener Nebenräume deuten oder durch irgendwelche spätere Veränderungen entstanden sein. Es bleibt die ausführliche Darlegung des Befundes in dem geplanten Pfalzenwerk des Vereins abzuwarten.

[2] Zu beachten ist allerdings (vgl. den zitierten Bericht des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft), daß die Mauern jener Basilika quer über eine ältere römische Anlage ziehen und von dieser ganz unabhängig sind. Auch liegt ihre Fundamentsohle höher als diejenige jener römischen Mauern.

[3] Vgl. H. Schäfer, Pfarrkirche und Stift im deutschen Mittelalter, Stuttgart 1903, besonders S. 116 ff. u. 147 ff.

los zusammen mit der immer weiter um sich greifenden Abtrennung von Filialkirchen, an denen sich dann nur noch eine geringere Anzahl Kleriker, in den meisten Fällen nur ein einziger Pfarrer, fand.

Wir gingen von der Entwickelung des Basilikengrundrisses in karolingischer Zeit, wie sie sich im südwestlichen Deutschland beobachten läßt, aus. Der heute als typisch karolingisch geltende Grundriß mit weitausladendem Querhaus kommt am Mittelrhein erst etwa um das Jahr 800 in bewußter Anlehnung an das Vorbild der Basiliken Roms auf. Schlüchtern, die Kirche auf dem Petersberg bei Fulda und andere Bauten der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts repräsentieren die ältere, einheimische Form des Basilikengrundrisses, wie sie sich zur gleichen Zeit fast überall im Abendland und ebenso im Orient findet. Wie in Syrien, wo sich jene Wandlung dank des zahlreicher erhaltenen Materials deutlicher beobachten läßt, scheint auch im Abendland und speziell im westlichen Deutschland diesem späteren Schema ein älterer Typus vorausgegangen zu sein, der zwei rechteckige Nebenräume in seitlicher Anordnung neben der Apsis aufweist. Dompeter und die Aachener Basilika sind auf deutschem Boden bis jetzt die einzigen Beispiele dieses Typus. Woher er stammt, ob etwa an orientalischen Einfluß zu denken ist, ob irgendwelche spätantike, allgemein verbreitete Formen das Vorbild, wäre noch zu erforschen.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN IM TEXT UND AUF DEN TAFELN

I. IM TEXT

II. AUF DEN TAFELN



Abb. 1. Hildesheim, Kreuzkirche, Langhausarkaden. Ansicht von NO



Abb. 2. Hildesheim, Kreuzkirche. Empore der Südseite. Ansicht von NO



Abb. 3. Ieurhes, Tympanon des südlichen Seitenportales



Abb. 4. Parma Baptisterium; Innere Lünette der Ostseite



Abb. 5 Schloß Tirol bei Meran, Portal am Rittersaal
Phot. B. Johannes, Meran



Abb. 6 Pavia, S. Michele, linkes Seitenportal der Fassade
Phot. Alinari



Abb. 7 Petersberg bei Fulda, Innenansicht der oberen Kirche



Abb. 8 Schlüchtern, Innenansicht der Krypta
Blick von dem mittleren Chorraum in den westlichen Querstollen
Phot. Ziegli



Abb. 9. Petersberg bei Fulda; Westturm
Phot. Meßbildanstalt


32101 068887973

